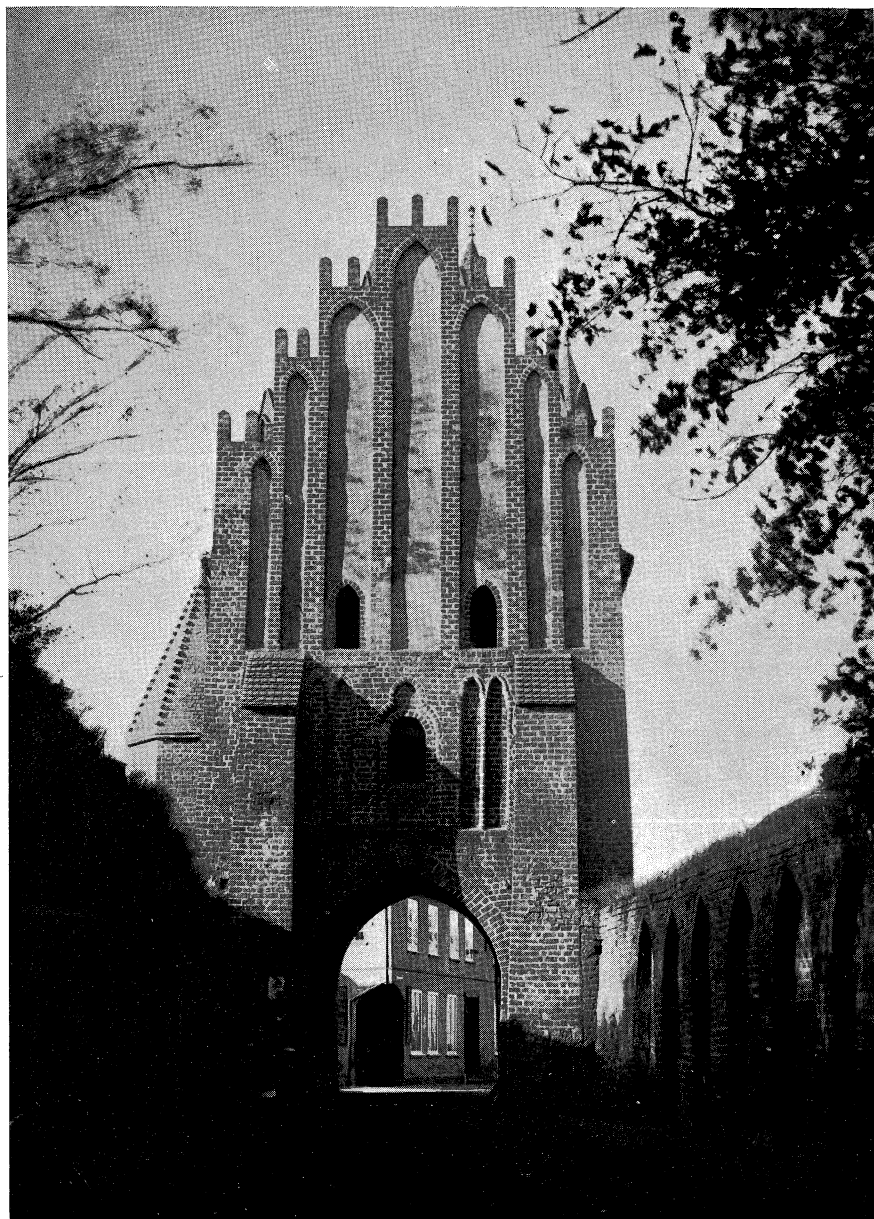
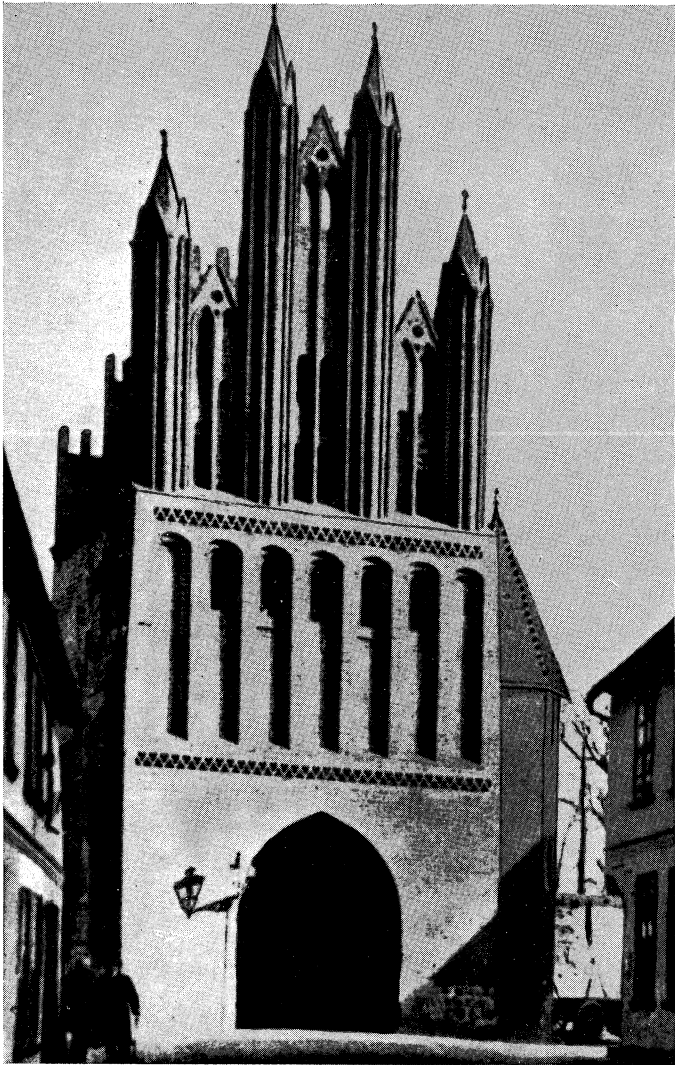


INHALT

Über die Entstehung und Entwicklung unserer Zeitschrift <i>Oberstudiendirektor a. D. Gustav H. Piehler</i>	3
John Brinckman / <i>Dr. Ulrich Berner</i>	6
1963/1964 / <i>Hans Franck †</i>	14
Neubrandenburgs mittelalterliche Wehrbauten <i>Regierungsbaurat i. R. Dipl. Ing. Erich Brückner</i>	16
Chronik der Stadt Burg Stargard und ihrer Gemarkung im Rahmen der Landesgeschichte VIII c <i>Staatsarchivrat a. D. Dr. Paul Steinmann</i>	33
100 Jahre Eisenbahnen im Lande Stargard — 75 Jahre MFWE <i>Ernst Haberland</i>	50
Das Gedicht / <i>Erna Blaas</i>	59
Tadoussac — ein Kulturbild aus Kanada / <i>Hermann Rössler, Canada</i>	60
Fünzig Jahre Bibliotheca Hertziana in Rom. Das Erbe der Henriette Hertz <i>Josef Schmitz van Vorst, Rom</i>	63
Schicksalhafte Hochzeit im Neustrelitzer Schloß, 10. 6. 1841 <i>Lisa Haenisch geb. Rieck</i>	67
Begegnungen zwischen Olympia und Tokio / <i>K. H. G.</i>	72
Die Tat / <i>G. H.</i>	78
Zum Gedächtnis unseres Abiturienten Hans Jürgen Graf Blumenthal	79
Über Ursprünge und Ziele im neueren Kirchenbau <i>Architekt Dipl. Ing. Roderich Schröder</i>	80
Schliemanns Schwester Dütz / <i>K. A. P.</i>	85
Der Wildpark, Serrahn und das Schweizerhaus (I) / <i>Walter Karbe †</i> , <i>ergänzt und neu bearbeitet von Annalise Wagner</i>	89
Allein / <i>Hermann Hesse †</i>	105
Bücher und Buchbesprechungen	108
Neudrusedom, <i>Erinnerungen von Niklas Nothnagel *</i>	113
Ein Brief aus dem hohen Norden Schwedens / <i>Dipl. Ing. Hans Hittenkofer</i>	124
Zu unseren Texten und Bildern	125
Uns' plattdütsch Eck	126
Vermischte Beiträge	130



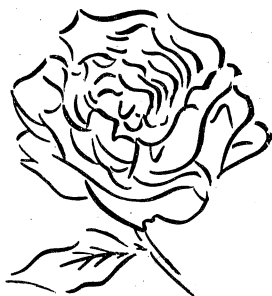
Neubrandenburg: Friedländer Haupttor, Feldseite



Neubrandenburg: Friedländer Tor, Stadtseite

Das Carolinum

Blätter für Kultur und Heimat



30 Jahre

30. Jg. - Nr. 40

Göttingen

Sommer-
Halbjahr 1964

Alle Rechte vorbehalten

Die Bezugsgebühren sind im Beitrag enthalten

Im Auftrage der Carolinerschaf herausgegeben

von

Oberstudiendirektor a. D. Gustav H. Piehler
Göttingen, Guldenhagen 19

Schriftleitung: G. H. Piehler, Göttingen; Dr. W. Lehmbecker, Kiel

Druck: Buchdruckerei und Graphische Werkstätten
Gebrüder Wurm KG, Göttingen

Zum 30. Jahrgang

Über die Entstehung und Entwicklung unserer Zeitschrift „Das Carolinum, Blätter für Kultur und Heimat“

Das Gymnasium Carolinum wurde am 12. April 1795 durch Herzog Carl von Mecklenburg-Strelitz als Oberschule gegründet. Schon im Jahre 1804 zogen Schüler direkt von der Oberschule, wie wir aus den „Annalen“ wissen, auf die Universität. 1809 wird von der „Gelehrtenschule“ gesprochen, und am 16. Oktober 1811 wird das Gymnasium offiziell von Herzog Carl mit dem Ehrennamen „Gymnasium Carolinum“ ausgezeichnet. — Nun regte sich der berechtigte Wunsch im Lehrerkollegium, durch Veröffentlichung wissenschaftlicher Arbeiten auch den Beweis der Ebenbürtigkeit gegenüber älteren Gelehrtenschulen Deutschlands zu erbringen. Alle zwei Jahre, manchmal auch im Zwischenjahr, wurde eine wissenschaftliche Arbeit publiziert und zwar abwechselnd in lateinischer und in deutscher Sprache. Diese Vorschrift über den Wechsel der beiden Sprachen wurde bis 1856 aufrechterhalten. Ab 1848-1878 erschienen die Programmabhandlungen fast ausnahmslos in ununterbrochener Folge. Schulnachrichten wurden seit 1820 dem Programm beigelegt*). Diese Tradition hielt sich bis in die zwanziger Jahre des 20. Jahrhunderts. Dann erlosch sie — die vom Staat beziehungsweise von den Städten finanziell gestützt wurde — allmählich an den einzelnen Gymnasien und etwa mit dem Jahre 1928 war sie ganz geschwunden. Damit war nun nicht nur der Anreiz zu regelmäßiger wissenschaftlicher und literarischer Publikation auf dem Gymnasium entfallen, sondern es wurde auch die so wichtige Brücke zerstört, welche durch die den wissenschaftlichen Abhandlungen beigegebenen Nachrichten über das Leben auf der Schule, über die Lektionspläne, die auf dem Gymnasium eingeführten Bücher und Lehrmittel und über die den Abiturienten gestellten Aufgaben die Erziehungsberechtigten mit der Schule verband. Weder Eltern noch Schüler konnten über das Geschehen in der Schule unterrichtet werden und der unter den Gymnasien übliche Austausch wissenschaftlicher und literarischer Abhandlungen kam zum Erliegen.

Unter diesen Umständen mußte es das Bestreben des im Jahre 1925 unter dem Namen „Carolinum“ wiedervereinigten Gymnasiums und des (ihm entsprossenen) Realgymnasiums sein, in irgendeiner Form wenigstens den Eltern und Erziehern der Schüler, die weit im Lande verstreut wohnten, einen Einblick in die Schule, ihr Wollen und ihr Streben zu geben. Auch mußten die alten Schüler, die oft mit großer Liebe und Dankbarkeit an ihrer alten Schule hingen, durch ein äußeres Band dem Gymnasium verbunden bleiben.

Nach den ersten vergeblichen Versuchen und nach Überwindung mancher Schwierigkeiten gelang es, im Jahre 1934 die Altschülerschaft zu gründen, und wenig später – im Mai 1935 – konnte unsere Caroliner Zeitschrift erscheinen, die behutsam – *mutatis mutandis* – an die Überlieferung der alten Programme anknüpfte. Schon die ersten Hefte brachten literarische Beiträge und als etwas ganz Neues Bilder auf Kunstdruckseiten. Wie früher die Programme wurden die Hefte kostenlos an die 500 bis 600 Zöglinge und damit auch an die Eltern abgegeben.

Nach dem zweiten Weltkriege sahen wir uns vor ein Vakuum gestellt. Doch alles drängte zu neuem Zusammenschluß, der 1956 in den unvergeßlichen Marburger Festtagen zustandekam und das Oberlyzeum (die frühere Töchterschule) miterfaßte, welches ähnlich wie das Realgymnasium aus der Hut des Gymnasium Carolinum hervorgegangen war. Man verlangte stürmisch die Neuherausgabe der Caroliner Zeitschrift. Aber welche Aufgabe sollten unsere Hefte erfüllen? Nur das Band aufrechterhalten, bis die letzten alten Schüler und Schülerinnen ins Grab gesunken waren? Das allein konnte der Würde unserer Tradition, dem bis zuletzt gepflegten humanistischen Sinn nicht entsprechen.

Wir brauchten nicht lange zu suchen und zu warten. Wie von höherer Macht gelenkt und bedacht, glitt das Schiff unserer Zeitschrift bereits durch die ersten Beiträge in den großen Strom der heimatlichen Geschichte Mecklenburgs (Dr. Paul Kühl, Dr. Paul Steinmann, A. Wagner), andere wieder trugen die Freude an der mecklenburgischen Landschaft und Natur herbei (Dr. Ernst Urbahn) und die dritten schließlich öffneten den Weg zu Kunst und Literatur (Prof. Dr. Unger, Dr. W. Gernentz, E. Brückner), immer ausgehend von der Heimat sowohl in Malerei und Baukunst wie in der Dichtung, und doch nicht im engen Kreis verharrend.

Schon nach kurzer Zeit wurde der zu eng gespannte Rahmen gesprengt und der neugebildete Ring der Freunde gab jedem, vor allem den Mecklenburgern, die Möglichkeit, an unserer Zeitschrift teilzuhaben und mitzuwirken, so daß das „Carolinum“ die historisch-literarische Zeitschrift des Mecklenburgers geworden ist.

Unsere Mitarbeiter wohnen heute ebenso im Osten und Westen Deutschlands wie in allen Teilen der Welt. Aus den verschiedensten europäischen Ländern, aus Südafrika, Süd- und Nordamerika und Australien kommen die Nachrichten und die Manuskripte. So weht uns, während wir im Rücken immer den steten ruhigen Wind der Heimat spüren, doch die frische Brise von jenseits der großen Meere ins Gesicht und läßt uns nicht müde werden, die Tradition und die Erinnerung zu erhalten und doch den geistigen und kulturellen Strömungen unserer Zeit gerecht zu werden.

Piehler

*) Wie mannigfaltig die behandelten Themen waren, mag ein Auszug aus den Veröffentlichungen zeigen: O. = Ostern, M = Michaelis. Das Schuljahr lief Jahrzehnte lang von Michaelis zu Michaelis.

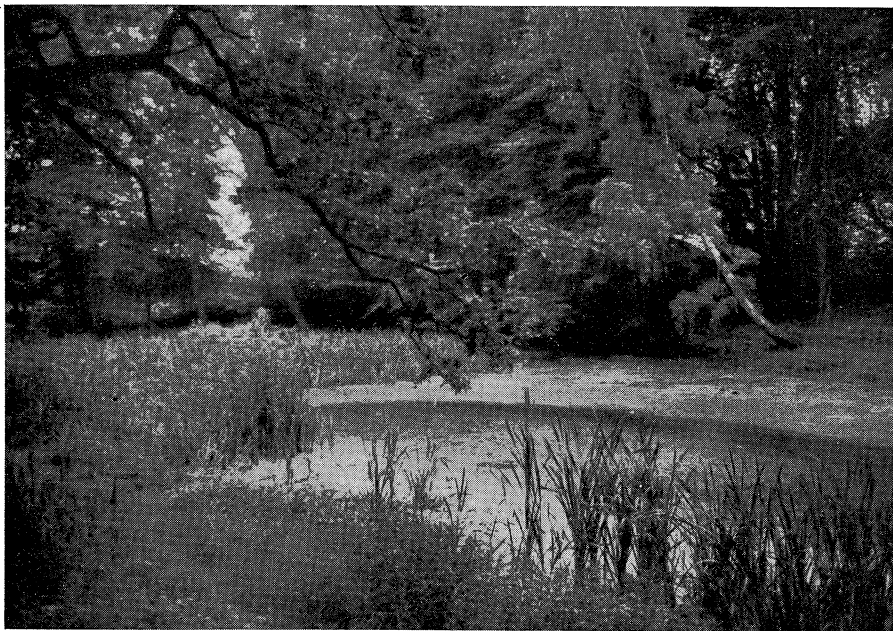
M. 1819: Pindari Olympiorum carmen XII commentario illustravit Phil. Siefert. 22 S. 4.

O. 1820: De templo Tanfanae ad Tacit. ann. I cp. 51 scripsit Phil. Siefert. 21 S. 4.

M. 1823: De Symposio Platonis. Scripsit Phil. Siefert. 18 S. 4.

M. 1826: Über die Masken und das Theaterkostüm der Alten. Von Phil. Siefert 36 S. 4.

- M. 1828: *Commentatio de via ac ratione, qua iuvenes ad humanitatem informandi sint.* Scripsit Dr. Frid. Ludov. Eggert, Gymn. Prof. 32 S. 4.
- M. 1830: *Über die Erziehung zur Sittlichkeit auf Gymnasien.* Von Schulrat Kämpffer. 32 S. 4.
- M. 1834: *Aphorismen, den Unterricht in der Religion betreffend.* Von Schulrat Kämpffer. 45 S. 4.
- O. 1839: *Das Gymnasium als Bildungsanstalt für das Schöne.* Von Schulrat Eggert. 18 S. 4.
- O. 1841: *Guil. Bergfeldi, Gymn. Carol. Prof., commentatio de iure et conditione provinciarum rom. ante Caesaris principatum.* 46 S. 4.
- O. 1853: *Lehrer Leo Milarch: Über J. Boehme als Begründer der neueren Religionsphilosophie.* 21 S. 4.
- O. 1855: *Lehrer C. Villatte: La promenade, poeme de Schiller, traduit en français.* 28 S. 4.
- O. 1858: *Prof. Ladewig: Beiträge zur Kritik des Terentius.* 26 S. 4.
- O. 1860: *Prof. K. G. Michaelis: Zur Niobegruppe.* 23 S. 4.
- O. 1863: *Lehrer M. Fuldner: Mecklenburgs Neuroptera.* 8 S. 4 (Netzflügler).
- O. 1866: *Prof. K. G. Michaelis: Zur Erklärung von Aristot. Metaphys. Z. 9.* 20 S. 4.
- O. 1875: *Lehrer J. Bock: Über Inhalt und Darstellungsformen des politischen Lustspiels der Griechen.* 19 S. 4.
- O. 1876: *Prof. Michaelis: Aristotelisches.* 12 S. 4.
- O. 1890: *Oberlehrer Bock: Probe einer Übersetzung des Homer. (Il. 6 und Od. 19).* 30 S. 4.
- O. 1896: *Oberlehrer Dr. Rieck: Städtisches Leben in Mecklenburg in den Zeiten des Mittelalters I.* 31 S. 4.
- O. 1903: *Dr. Janell: Aus griechischen Inschriften.* 43 S. 4.
- O. 1909: *Prof. Dr. Theodor Becker: Das Volkslied „Kein schöner Tod ist in der Welt“ und Daniel Morhof.* 32 S. 4.



Am Schwanenteich im Neustrelitzer Tiergarten

John Brinckman

* 2. Juli 1814 † 20. September 1870

von Ulrich Berner

Die Mecklenburger können stolz darauf sein, daß ihr Land außer Fritz Reuter noch eine weitere markante Dichtergestalt hervorgebracht hat, nämlich John Brinckman. Man wird nun beide in Einzelheiten nicht völlig verstehen können, wenn man nicht mit dem besonderen Mecklenburger Milieu vertraut ist, aber sie sind noch mehr als mecklenburgische Dichter. Man wird ihrer Bedeutung nicht gerecht, wenn man sie nicht gleichzeitig als niederdeutsche Dichter im weiten Sinne würdigt. Das läßt sich von mehreren Gesichtspunkten aus beweisen. Zunächst glaube ich, daß die Mentalität der gesamten niederdeutschen Bevölkerung, abgesehen von kleineren lokalen Unterschieden, im Grunde ziemlich gleich oder doch ähnlich ist. Unterschiede, die dem oberflächlichen Betrachter auffallen mögen, sind verhältnismäßig jung und nur bedingt durch die verschiedene historische und sozialwirtschaftliche Entwicklung der einzelnen Gebiete. Sie erstrecken sich zudem mehr auf einzelne Gesellschaftsschichten als auf die Masse der bodenständigen Bevölkerung. Ich bin in meiner Jugend sehr oft zu Fuß oder Rad über die mecklenburgisch-preußische Grenze gewechselt, aber ich habe nie an der Art der Leute erkennen können, ob ich mich noch auf dem Gebiet dieses oder jenes Landes befunden habe. Anders war es bei der Art der betreffenden Beamten, dafür könnte ich manche spaßige Geschichte erzählen.

Daß ich in der Mentalität der ländlichen Bevölkerung keine unterschiedlichen Merkmale finden konnte, ist auch weiter nicht verwunderlich. Soweit man so etwas bei dem Durcheinanderfluten der Kolonisationszeit sagen kann, ist der Südosten Mecklenburgs wie die Mark Brandenburg vom Südwesten her, das heißt aus der Magdeburger Gegend, besiedelt worden, während West- und Mittel-Mecklenburg besonders von Westfalen und dem Wesergebiet her kolonisiert worden ist. Die Städte des Stargarder Landes hatten Magdeburger Recht, während die anderen Lübbesches Recht besaßen. Kennzeichnend ist ja der Name der Stadt Neubrandenburg. Erst nach Abschluß der deutschen Besiedlung ist das Land Stargard endgültig von der Kurmark zu Mecklenburg gekommen.

Die Sprache Mecklenburgs ist auch nicht im letzten Sinne des Wortes einheitlich. Ost und West zeigen nicht nur gewisse Unterschiede, sondern haben ihrerseits Beziehungen zu den benachbarten nichtmecklenburgischen Gebieten. Es ist beachtenswert, daß die Grenze der unterschiedlichen Aussprache des St und Sp von Nord nach Süd Mecklenburg durchquert. Sie verläuft etwa in der Nähe der Reuterschen Geburtsstadt. Während diese wohl zu Reuters Zeiten noch nach westniedersächsischer Art S-temhagen benannt wurde, spricht man sie in der Gegenwart wohl Schtemhagen aus. Reuter bezeichnet seine Schriften ja auch als in mecklenburg-vorpommerscher Mundart geschrieben.

Endlich ist auch die Person Reuters, der den Lesern vertrauter sein wird als Brinckman, ein Beweis für meine Auffassung. Die Familie Reuter ist nicht urmecklenburgischer, sondern märkischer Herkunft. Erst der Großvater von Fritz Reuter wechselte aus seinem Geburtsort Pritzwalk in der Priegnitz nach Mecklenburg über. Reuters Mutter stammt aus Vorpommern. Triebsees liegt zwar hart an der Grenze Mecklenburgs, aber immerhin in Vorpommern.

Andererseits ist es nicht verwunderlich, daß das Aufblühen der niederdeutschen Literatur um die Mitte des 19. Jahrhunderts nicht etwa in Pommern oder



John Brinckman

der Mark Brandenburg, sondern in Holstein und Mecklenburg erfolgte. Diese Länder haben sich durch ihre politische Sonderstellung vor den konfirmierenden Einflüssen bewahrt, die etwa die niederdeutschen Gebiete des Staates Preußen betroffen haben, und wo das Plattdeutsche früh zur Sprache der einfachen Leute herabsank, während die „Gebildeten“ selbstverständlich Hochdeutsch sprachen.

Wir stehen nun vor einer merkwürdigen Tatsache. Die niederdeutsche Sprache war im Mittelalter noch Schriftsprache, sie war die interregionale Sprache der Hansa. Sogar die Stadtbücher von Berlin wurden bis in den Anfang des 16. Jahrhunderts in dieser niederdeutschen Schriftsprache geschrieben. Danach aber verliert sie ihren

literarischen Charakter trotz einiger Versuche etwa von La u r e m b e r g und sinkt zur reinen Mundart herab. Da plötzlich entsteht um die Mitte des 19. Jahrhunderts ziemlich unvermittelt*) eine sehr beachtliche niederdeutsche Literatur, getragen von drei Persönlichkeiten: Klaus Groth, Fritz Reuter und John Brinckman.

Das literarische Schicksal dieser drei Dichter kann man vielleicht folgendermaßen charakterisieren.

Groth fand bald eine gewisse offizielle Anerkennung und darüber hinaus — wenigstens in einem engeren Gebiet — einen ausgedehnten Leserkreis. Sein „Quickborn“ erlebte in 7 Jahren 12 Auflagen. Allerdings ist diese Popularität wohl in der Folgezeit etwas verblaßt.

Reuter erlangte mit seinem literarisch anspruchslosen „Läuschen und Rimels“ eine weitgehende Volkstümlichkeit, die seinen späteren gehaltvolleren Werken einen günstigen Boden für eine begeisterte literarische Anerkennung bereitete.

Brinckman endlich hat einerseits zunächst nur eine verhältnismäßig laue und farblose literarische Anerkennung gefunden, andererseits ist ihm trotz seiner lebensvollen und lebenswahren Schilderungen von mecklenburgisch-niederdeutschen Charakteren eine Volkstümlichkeit im eigentlichen Sinne versagt geblieben. Ich habe gebildete und heimatkundlich sehr interessierte Personen in Mecklenburg getroffen, denen Brinckman nur ein Name, kein Begriff war. Auch spätere Würdigungen von Literaturhistorikern haben daran nicht viel geändert.

Der Grund dafür ist nicht sofort einleuchtend, denn die schriftstellerischen Qualitäten Brinckmans stehen meines Erachtens keineswegs hinter denen von Groth und Reuter zurück. Es sei dazu bemerkt, daß ich im folgenden nicht etwa die Absicht habe, Brinckman gegen Reuter auszuspielen. Die Frage: Wer ist bedeutender? Brinckman oder Reuter wäre gerade so abwegig wie die: Wer ist größer, Schiller oder Goethe? Mozart oder Beethoven?

Die Gründe dafür, daß das Werk Brinckmans weniger Durchschlagskraft gezeigt hat als das Reuters, sind verschiedener Art. Zunächst hat sich Brinckman mit einem gewissen Eigensinn darauf verbissen, in seiner Orthographie des Plattdeutschen den Lautklang möglichst genau wiederzugeben, so daß seine Schriften von vornherein dem nicht völlig im Niederdeutschen Lebenden ziemlich unverständlich blieben. Ja, man muß bedenken, daß auch der Niederdeutsche Schreiben und Lesen hochdeutsch lernt. Es wird daher auch derjenige, der Plattdeutsch als tägliche Umgangssprache benutzt, zunächst einmal beim Lesen eines plattdeutsch geschriebenen Textes gewisse Schwierigkeiten haben und das in umso größerem Maße, je mehr die Orthographie von der des Hochdeutschen abweicht. Reuter dagegen hat die Strenge der Orthographie abgemildert und diese im gewissen Sinne der hochdeutschen angeglichen. Dadurch wurden seine Schriften ohne weiteres denjenigen Niederdeutschen zugänglich, die die platt-

*) Es sei in diesem Zusammenhang bemerkt, daß wohl als erster um die Wende des 18. und 19. Jahrhunderts der Altmärker Bornemann plattdeutsche Gedichte in Druck gegeben hat. Wenn ihnen auch kein besonderer literarischer Wert zukommen dürfte, so haben sie möglicherweise als Anregung für Reuter gedient, während sie auf märkischem Gebiet keine Nachfolger gefunden haben.

Das entspricht durchaus meiner Auffassung, daß einerseits das gesamte Niederdeutschland eine geistige Einheit bildet, andererseits die Bedingungen für eine literarische Entwicklung nur in einigen Gebieten gegeben waren.

deutsche Umgangssprache schon aufgegeben, aber noch eine gewisse Erinnerung an sie bewahrt hatten. Man kann vielleicht sogar sagen, daß aus diesen Kreisen das Hauptkontingent der Reuterleser gekommen ist. Ja, sogar den Mitteldeutschen wurden die Reuterschen Schriften zwar nicht im Lautklang, aber einigermaßen dem Sinne nach verständlich. Ein geborener Pfälzer erzählte mir einmal, daß seine Mutter ihm und seinen Geschwistern Reutersche Geschichten vorzulesen pflegte. Die Aussprache, die dabei herausgekommen sein mag, hätte wohl Reuter in einigem Erstaunen versetzt.

Bald nachdem Reuter mit seinen anspruchslosen, behäbig, aber doch recht wirksam pointierten Läschen und Rimels sich eine interessierte Anhängerschaft gewonnen hatte, trat Brinckman (1858) mit einem plattdeutsch geschriebenen Gedichtband „Vagel Grip“ an die Öffentlichkeit. Der Greif ist das Wappentier seiner Heimatstadt Rostock. Dieses Werk steht in literarischer Hinsicht weit über dem Erstlingswerk von Reuter; ja, es gehört neben den zuvor erschienenen Gedichten von Klaus Groth zu den Perlen der niederdeutschen Lyrik. Aber diese in gleicher Weise von dichterischem Feinsinn, Naturempfinden und Volksbeobachtung zeugenden Gedichte waren doch weniger eingängig. Auch da, wo sie einen tiefen Humor zeigen, war dieses weniger grob sinnfällig als bei den Läschen und Rimels.

Auch in der Epik bei den später folgenden Erzählungen ist im allgemeinen ein Unterschied in der Stilistik gegenüber Reuter zu bemerken, obwohl gegebenenfalls der Humor bei ihnen sehr drastisch, aber eben in anderer Weise hervortritt. Man könnte den Unterschied der schriftstellerischen Eigenart zwischen Reuter und Brinckman vielleicht in Parallele bringen zu dem Verhältnis der beiden zur selben Zeit wirkenden Schweizer Dichter Gottfried Keller und Conrad Ferdinand Meyer. Keller wie Reuter lieben es, in breit angelegter Darstellung Gefühle und Situationen auszumalen, während die beiden anderen mehr Wert auf die straffe Fortführung der Handlung legen. Es erübrigt sich, auf Vorzüge und Nachteile der beiden Darstellungsweisen einzugehen. Das umso mehr, als sich sämtliche der genannten Dichter der Grenzen des Erlaubten bewußt sind. Immerhin ist die eine Methode vielen Lesern eingängiger als die andere.

Wenn ich versuche, das Gedächtnis an John Brinckman aufzufrischen, so geschieht das aus mehreren Gründen. Zunächst ist es eine Sache der literarhistorischen Gerechtigkeit. Dann stehen wir vor einer eigenartigen Tatsache. Als die niederdeutsch geschriebene Literatur urplötzlich entstand, zeitigte sie fast zur selben Stunde drei hohe Gipfel. Danach erfolgte keine ausgesprochene Weiterentwicklung. Was später kam, war Epigonentum, zum Teil gutes, zum Teil auch weniger gutes. Eine Ausnahme bilden Moritz Jahn und vielleicht Gorch Fock, der sich aber zum größten Teil der hochdeutschen Sprache bediente. Man kann es sich bei der Pflege der niederdeutschen Literatur meines Erachtens einfach nicht leisten, von dem Kapital, das die drei Großen aufgehäuft haben, ein Drittel ungenutzt zu lassen.

Es ist endlich Folgendes zu bedenken. Ohne weiteres muß man anerkennen, daß alle Gestalten Reuters wahr und lebensecht sind. Aber er hat nicht alles gesehen, was in dem niederdeutschen Wesen enthalten ist. Jeder Dichter sieht das und gibt das wieder, was er seiner individuellen Natur nach sehen kann. Und wie Wesen und Charakter bei Brinckman ganz anders waren als bei Reuter, so sieht auch Brinckman Wesenszüge des niederdeutschen Menschen, die Reuter entgangen sind und umgekehrt. Beide ergänzen sich also vortrefflich. Schon rein

äußerlich ist zu beachten, daß Reuter nur den binnenländischen Kleinstadtbürger, Bauern und Gutsbesitzer kennt. Brinckman daneben auch den Mann von der Wasserkante, der aus dem Gesamtbild des niederdeutschen Menschen nicht wegzudenken ist.

Es soll Reuter gar kein Vorwurf daraus gemacht werden, daß seine Charaktere oft nach einer Richtung hin etwas überzeichnet sind. Käuze und Originale ziehen nun einmal einen Schriftsteller mehr an als Durchschnittsmenschen. Das gilt in gewissem Grade auch von Brinckman, wenn er auch in manchen Erzählungen beweist, daß er ohne Überzeichnung wirksam zu erzählen weiß. Im übrigen ist das Herausstellen von extremen Persönlichkeiten durchaus zulässig, wenn es sich um Übersteigerung von tatsächlich vorhandenen Charakterzügen der Gesamtbevölkerung handelt und damit der Veranschaulichung gedient werden soll.

Aber man muß sich doch darüber klar sein, daß ein breites Behagen und ein Strömenlassen des Gemütes durchaus nicht schlechthin das Normalwesen des niederdeutschen Menschen kennzeichnen. Es gibt daneben auch strengere, ja härtere Züge. Bei dem ersten greifbaren niedersächsischen Original findet sich von Rührseligkeit und Gemütseligkeit keine Spur. Ich meine keinen anderen als Till Eulenspiegel.

Veranlaßt bin ich auch zu diesen Ausführungen durch einige Äußerungen des Herausgebers der in meinem Besitz befindlichen Ausgabe von Brinckmans Werken, Otto Weltzien. Dieser bringt wohl zunächst manche guten und richtigen Bemerkungen zu Brinckmans menschlicher und literarischer Persönlichkeit. Aber in seinen plattdeutsch geschriebenen „Vörbimarkungen“ zeigt er doch, daß er die wahre Eigenart von Brinckmans Stil und Wesen nicht begriffen hat. Dieses breite Auswalzen ist nicht Brinckmansche Art, auch nicht der Stil Reuters, der hier vielleicht nachgeahmt werden soll.

Eine solche Fehlauflassung offenbart sich auch in den Urteilen, die Weltzien über einzelne Werke Brinckmans fällt. Wenn er sich mit der Geschichte von „Peter Lurenz bi Abukir“ nicht recht befreunden kann, so ist das sein persönlicher Geschmack, und über den läßt sich bekanntlich nicht streiten. Ich halte diese Erzählung für eine der geistreichsten Münchhausiaden überhaupt, nicht nur voll Witz, sondern auch voll Humor, geschrieben mit hervorragender Erzählerkunst, kein Wort zu wenig aber auch keins zuviel. Hier ist die Münchhausiade auf die Stufe hoher Literatur erhoben.

Wogegen ich mich aber wende, ist die Begründung, die Weltzien für seine Ablehnung gibt. „Sei will'n up un af satyrisch sin; und dei ‚Satyre‘ is an'n letzten En'n doch kein Volkskind.“ Hierzu ist allerlei zu sagen. Zunächst kann ich gar keine besondere Tendenz zur Satire finden. Dann aber hat Reuter, dessen Werke wohl Weltzien an dieser Stelle als Volkskinder vorschweben, die Satire durchaus nicht gescheut. Zum Extrem ist sie bei Reuter entwickelt in einem wenig bekannten Lustspielchen „Die Ratssitzung in Klashahnenurt“. In dieser parodistischen Schilderung der Verwaltungszustände Alt-Mecklenburgischer Kleinstädte zeigt sich die Satire in bissiger Form, ohne daß das Ganze irgendwie aus dem Rahmen des Volkstümlichen herausfällt. Der zwar hochdeutsch schreibende, aber aus dem niederdeutschen Humor schöpfende Wilhelm Busch strotzt ja geradezu von Satire. Die ungeheure Popularität seiner Werke verbietet doch den Schluß, daß sie keine Volkskinder seien. Die köstliche Jobsiade des Westfalen Kortum besteht doch eigentlich nur aus burlesker Satire.

Man muß mit einer Stellungnahme zu Witz und Satire sehr vorsichtig sein. In der Zeit des tausendjährigen Reiches prägte ein humoristischer Schriftsteller (Spoerl), um gewissen bornierten Tendenzen entgegenzutreten, das Wort: „Keine Angst vor dem Witz, er ist keine rein jüdische Angelegenheit!“

Man kann diesen Gedanken entsprechend abgewandelt auch in unserem Falle verwenden. Der Niederdeutsche verfügt in stärkstem Maße über einen vielleicht nicht funkelnd geschliffenen, aber äußerst scharfen und treffenden Witz. Ferner sind Witz in engerem Sinne und Humor gar keine Gegensätze, sondern ergänzen sich, müssen sich ergänzen. Ein sogenannter Humor ohne Witz ist doch weiter nichts als entweder ein säuerliches und schmallippiges Lächeln oder etwa ein plattes Behagen. Witz und Satire sind andererseits nicht ängstlich voneinander abzugrenzen, wie etwa die zahlreichen niederdeutschen Spitz- und Übernamen beweisen.

Der Lebenslauf Brinckmans zeigt viele Parallelen zu dem Reuters, nur daß die Kurven nicht so tief nach unten aber auch nicht so hoch nach oben schwingen. Er wurde 4 Jahre nach Reuter (1814) geboren und starb 4 Jahre vor ihm (1870). Sein Vater war ein sehr rühriger Rostocker Kaufmann und Schiffsbesitzer, der auch über eine gute Allgemeinbildung verfügte. Brinckman hatte das Unglück, im Alter von 10 Jahren den Vater zu verlieren. Dessen Schiff ging in der Nordsee mit Mann und Maus unter. Wenn man heute gegebenenfalls bei mißratenen Jugendlichen besonders gern herausstellt, daß ihnen die feste Hand des Vaters gefehlt habe, so hat Brinckman diese Entschuldigung nie in Anspruch zu nehmen brauchen. Er ist eine geschlossene, selbstdisziplinierte Persönlichkeit geworden.

Auch aus seinen Werken spricht stets zwar nicht spießbürgerliche Moral, aber ein hohes, dabei nicht aufdringliches Ethos. Kennzeichnend ist, daß er die Fabel vom Wettlauf des Hasen mit dem Swinängel nicht zum Stoff einer Erzählung nehmen wollte, sondern sie zur Geschichte vom Voss und Swinängel umwandelte. Der witzige Betrug des Igels dem Hasen gegenüber schien ihm zwar nicht gerade anstößig, aber auch nicht wert, poetisch behandelt zu werden.

Brinckman studierte zunächst wie Reuter in Rostock Jurisprudenz, konnte aber auch den „Institutionen“ des Professor Elvers nicht allzuviel Geschmack abgewinnen. Er beschäftigte sich viel mit Geschichte, Philosophie, Literatur und fremden Sprachen. Auch er wurde von der Burschenschaftsverfolgung betroffen. Die Begründung*) war noch weit läppischer als bei Reuter. Allerdings wurde er auch nur zu 3 Monaten Gefängnis verurteilt, die ihm dann noch auf dem Gnadenwege vom Großherzog erlassen wurden. Immerhin hatte die Angelegenheit Brinckman die Lust am Studium verdorben. Er ging 1839 nach Nordamerika und blieb bis 1842 dort. Auf seine spätere dichterische Tätigkeit hat dieser amerikanische Aufenthalt kaum einen Einfluß ausgeübt, wenn er auch seinen Blick erweitert und ihm eine vorzügliche Beherrschung der englischen Sprache verschafft hat.

Eine Fiebererkrankung nötigte ihn, Amerika zu verlassen. In der Heimat mußte er sich nach einem Broterwerb umsehen und wurde wie Reuter Hauslehrer. Er übernahm dann die Leitung einer Privatschule in der Stadt Goldberg und gründete durch die Ehe mit der Tochter des Goldberger Arztes Dr. Burmeister einen eigenen Hausstand. Obwohl die Schule unter der tüchtigen Leitung Brinckmans zunächst eine gute Entwicklung nahm, zeigten sich doch bald Quer-

*) Wegen versuchter Stiftung eines Vereins mit deutschen Einheitszielen.

stände. Man verdächtigte ihn liberaler Gesinnung, um die Söhne der benachbarten Gutsbesitzer von seiner Schule fernzuhalten. Tatsächlich stand Brinkman bei seiner besonnenen und in gutem Sinne des Wortes aristokratischen Natur den 48er Bewegungen zurückhaltend und skeptisch gegenüber. Freilich war er ebenso wenig ein Reaktionär und hat seine Verurteilung der durch das Bauernlegen verursachten sozialen Zustände in Mecklenburg nie verhehlt.

Er ging deshalb im Jahre 1849 als Hilfslehrer mit 300 Taler Jahresgehalt an die Realschule in Güstrow, das ihm auch mit seinem regeren Kulturleben mehr zusagte als Goldberg. Später wurde er fest angestellt und sein Gehalt stieg auf 700 Taler. War er auch nie in einem Zustand ausgesprochener Not, so reichte dieses Einkommen doch nur knapp für den Unterhalt seiner ständig wachsenden Familie. Er war genötigt, zahllose Privatstunden zu geben, wozu ihn seine guten und vielseitigen Sprachkenntnisse besonders befähigten. Nur so konnte er es zu einem bescheidenen Wohlstand bringen. Trotzdem fand er durch geordnete und disziplinierte Zeiteinteilung noch Muße für seine literarische Tätigkeit.

Seine Stellung in Güstrow scheint eine sehr geachtete gewesen zu sein. Er wurde Bürgervorsteher und war als Festredner geschätzt. Sein Auftreten war nach den Worten Heinrich Seidels das eines Gentleman, vornehm, aber doch aufgeschlossen und warmherzig. Allerdings haben die Güstrower wohl kaum erkannt, welche literarische Größe unter ihnen weilte. Erst nach seinem Tode wurde er, wenn auch in bescheidenem Maße, durch das Eintreten der aus Mecklenburg stammenden Dichter Seidel und Trojan etwas bekannter. In den letzten Jahren seines Lebens kränkelte er, wohl in Nachwirkung seines in Amerika erworbenen Leidens. Im Jahre 1870 nahm ihm der Tod die Feder aus der Hand.

Nun zu den Werken Brinckmans. Außer seinen schon erwähnten Gedichten ist vor allem zu nennen seine Erzählung „Kasper-Ohm un ick“. Sie ist die einzige, die eine gewisse Popularität errungen hat und auch mehrfach in Sonderdrucken erschienen ist. Es ist eine Rahmengeschichte, in der „Unkel Andrees“ seine Jugendstrieche und Abenteuer und sein Verhältnis zu seinem kauzigen Onkel, dem Kapitän Kaspar Pött, in launiger Weise schildert. Andrees ist bis zu einem gewissen Grade Brinckman selber, Käppen Pött hat wohl sein Urbild in Brinckmans Onkel Töppe.

Ebenfalls ist das Rostocker Seemannsmilieu der Hintergrund für die Erzählung „Dei General-Reeder“, die durchaus ernsthaft und tief besinnlich gehalten ist. Auch hier hat Brinckman sehr stark Familienerlebnisse, besonders auch das Schicksal seines Vater, verwendet. Ich persönlich halte diese Erzählung für die wertvollste der Brinckmanschen Arbeiten.

Um Güstrow und das Güstrower Schloß spielt märchenhaft die Erzählung „Höger up“. Sie schildert den Aufstieg eines Findelkinds zum Junker von Voss. Ich habe mich mit der Frage beschäftigt, ob es möglich sei, etwas von Brinckmans Bedeutung durch eine Übertragung ins Hochdeutsche zu retten. Am ehesten wäre dies meines Erachtens bei „Höger up“ möglich. Denn hier ist die Märchenstimmung so stark, daß sie auch ohne das volle mecklenburgisch-Güstrower Lokalkolorit wirksam wäre.

In „Voss un Swinägel“ wird eine nette Fabel geboten, wie der niederträchtige Fuchs aus reiner Bosheit dem Igel nach dem Leben stellt, von diesem aber der strafenden Gerechtigkeit überliefert wird, das heißt den Jägern in den Schuß getrieben wird. Da aber Brinckmann die Geschichte von einem Dorflehrer bei Gelegenheit eines Gutserntefestes den älteren Männern erzählen läßt, so hat er

Gelegenheit, auch die ländlichen Zustände und die Typen einer Gutsbelegschaft anschaulich darzustellen.

„Mottje Spinkus un dei Pelz“ spielt im Rahmen einer jüdischen Gemeinde. Zwei Söhne wollen ihrem armen alten Vater einen Pelz zukommen lassen. Ihre gute Absicht scheitert tragikomischerweise an dem Eigensinn und der Weltfremdheit des Alten. Die Früchte der Sohnesliebe ernten andere, die es gar nicht nötig haben.

Der Held der Erzählung „Peter Lurenz bi Abukir“ war ein Rostocker Original. Er bildete sich ein, mit allen bedeutenden Persönlichkeiten in Verbindung gestanden zu haben und bei allen großen Ereignissen der Weltgeschichte die Entscheidung herbeigeführt zu haben. Dabei kam es ihm nicht darauf an, einmal seinem Freund Napoleon die Schlacht bei Austerlitz gewonnen zu haben und ein andermal dem Napoleonhasser Nelson die Schlacht bei Abukir. Hier erzählt er, wie nur durch seinen Rat und seine Hilfe sein Duzbruder Nelson die französische Flotte bei Abukir vernichten konnte.

Nicht ganz auf der Höhe der vorigen Erzählungen steht „Uns' Hergott up Reisen“. Der liebe Gott wandert etwa um das Jahr 1800 durchs Land Mecklenburg, um zu sehen, wie sich die Dinge hier gestaltet haben. Es fehlt dieser Erzählung der zielstrebige straffe Aufbau der anderen Werke, der dort auch da ist, wo man ihn — höchste Stufe der Erzählerkunst — auf den ersten Blick gar nicht bemerkt, und wo man — wie etwa beim Kasper-Ohm — zunächst das Ganze für eine lockere Aneinanderreihung einzelner Szenen halten könnte. Auch die Sprache erscheint mir schwerfälliger und breiter als sonst. Immerhin gibt das Werk ein anschauliches Bild der Alt-Mecklenburger Zustände und legt Zeugnis ab von der ehrlichen, fast heiligen Entrüstung Brinckmans über die Vernichtung des Mecklenburger Bauernstandes. Darüber hinaus finden sich aber auch Teile, in denen Humor und Erzählerkunst Brinckmans im hellsten Lichte erstrahlen; so in der Geschichte von den drei fremden Handwerksburschen, die von dem aufgeblasenen, tyrannischen Bürgermeister von Teterow gezwungen werden sollen, drei Handwerkerwitwen zu heiraten, damit diese nicht der „Kommüne“ zur Last fallen. Die Handwerksgesellen wissen sich durch List der Gewalt zu entziehen und das hat zur Folge, daß in Teterow eine Art Revolution ausbricht.

Auf die Gefahr hin, meine lieben Teterower Freunde und ehemaligen Mitbürger zu entrüsten, muß ich gestehen, daß ich diesen Schwank immer wieder mit größtem Behagen gelesen habe.

Die hochdeutschen Werke Brinckmans, die besonders am Anfang und am Ende seines dichterischen Wirkens stehen, sind weniger gelungen und können hier übergangen werden. —

Wenn wir hier des mecklenburgischen niederdeutschen Dichters John Brinckman zu seinem 150. Geburtstag ehrend gedenken, so kann das nicht geschehen, ohne daß wir in seinem Sinne auch allen Mecklenburgern unsere Gedanken zuwenden, ob sie nun in der alten Heimat wohnen, in andere Teile des deutschen Vaterlandes verschlagen sind oder gar im fernen Ausland ihre Lebensaufgabe und ihr Domizil gefunden haben. Nur dann ehren wir John Brinckman recht.

1963/1964

Ihr saht nicht mehr des Ewigen Gebärde,
Ihr hörtet seinen Anruf nicht;
verfallen wart Ihr glaubenslos der Erde,
auf nichts als Geld und Glanz erpicht.

Bis Flammen von dem Himmel niederfielen
und unter Euch der Boden barst.
Da warft Ihr von Euch die beglückten Sielen,
Feder und Pinsel, Pflug und Karst.

Nur Eins noch hatte für Euch Geltung: „Leben!“
Wie Irre lieft Ihr kreuz und quer
– für jeden Preis dies Höchste zu erstreben –
hinter dem Vielmißbrauchten her.

Die Welt gehorcht nicht tollgewordenen Tätern.
Allmächtig bleibt die Ewigkeit.
So seht, so hört sie wieder gleich den Vätern!
Und Euch zu Willen ist die Zeit.

Tim Strauß?



Johannes Lebek

Neubrandenburgs mittelalterliche Wehrbauten

von Erich Brückner

Nur wenige Tore der mittelalterlichen Stadtburgen sind erhalten. Der Verkehr erzwang ihre Beseitigung. Der Boden der Stadt wuchs empor (In Neubrandenburg in 700 Jahren rd. 1,20 m.) Die Tordurchfahrt wurde immer niedriger. Frachtwagen mußten ab- und wieder aufgeladen werden. Das Aus- und Eintreiben der 3 bis 4 Viehherden sperrte die Straße. Verteidigungswert hatten die Tore schon lange nicht mehr. Ihre Erhaltung machte unnötige Kosten. Sie wurden abgebrochen.

Daß die Neubrandenburger Torbauten bis heute erhalten sind, hat dreifachen Grund. Die mittelalterliche Verkehrsentlastung geschah durch Hinzufügen eines vierten Tores, des „Neuen Tores“. Die Tore standen auf der hinter der Mauer herumgeführten erhöhten Berme, das Anwachsen des Stadtgrundes ließ daher die Tordurchfahrt nur wenig niedriger werden. Und daß Bürgermeister und Rat nicht wagten, die Hand zum Abbruch zu erheben — ihr Verdienst soll nicht geschmäler werden! — verdanken wir den Torbogen selbst, ihrem Kunstwert, den unbekanntem Baumeistern und Handwerkern, die sie schufen. So gehören die hiesigen mittelalterlichen Wehrbauten in ihrer vollständigen Einheitlichkeit zum „nationalen Kulturgut“ der Deutschen Demokratischen Republik unter der obersten Verantwortlichkeit des Ministeriums für Kultur.

Geopolitische und Verkehrs-Gegebenheiten

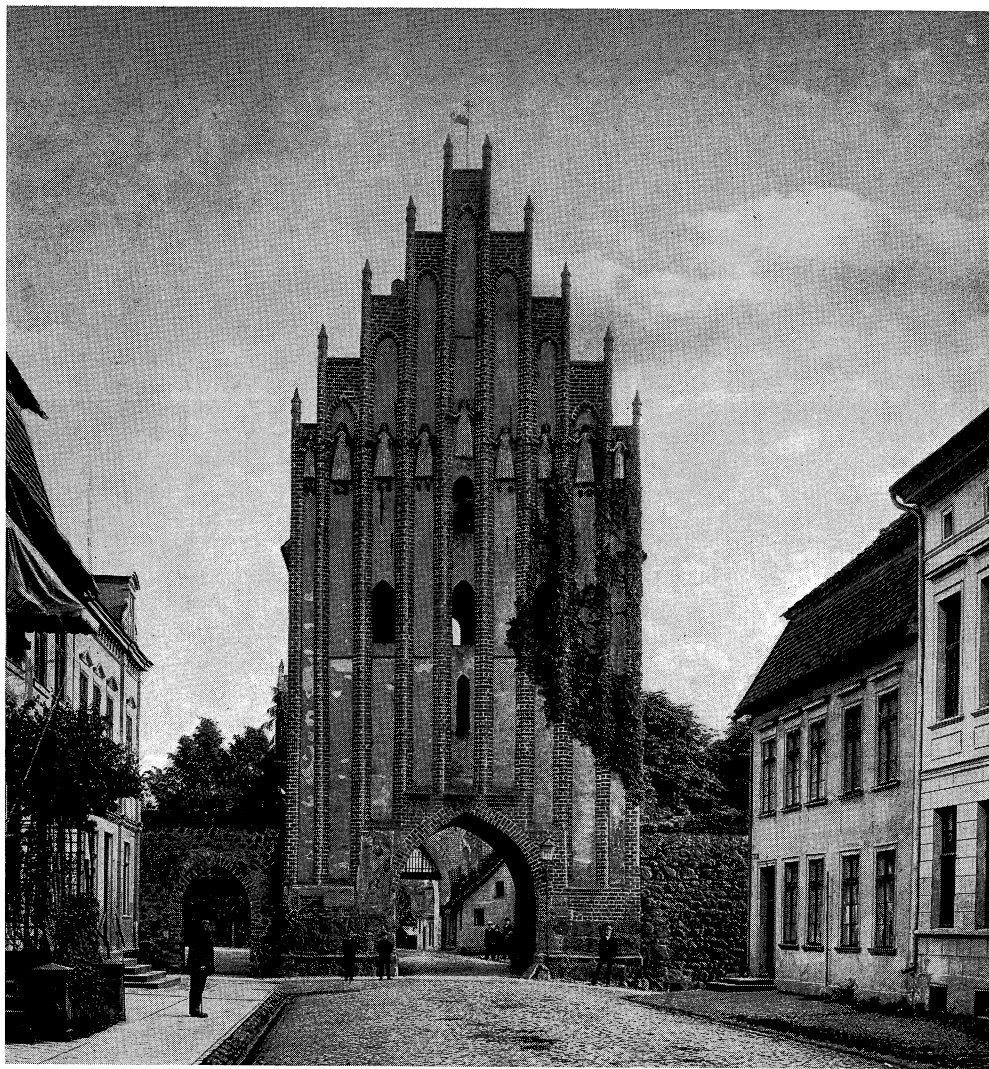
Für die Lage der Stadt Neubrandenburg war bestimmend, daß hier seit vorgeschichtlicher Zeit der einzige Übergang über ein 30 km langes Verkehrshindernis möglich war. Es ist gebildet aus dem Tollensee zwischen steilen bewaldeten Ufern und dem nördlich anschließenden 2 km breiten Torfmoor mit dem Tollensefluß.

Hier an der schmalsten Stelle war eine Vierländerecke wendischer Burgbezirke: Wustrow und Stavenhagen im Westen im Gau der Tollenser, Land Stargard und Beseritz im Osten im Gau der Redarier. Hier lag im Tollenser Gau der Ort Broda auf einem befestigten, durch Graben geschützten Hügel, und davor das Dorf mit Markt und Krug. Hier war eine der Übernachtungsstationen auf dem alten Handelsweg von der Elbmündung zu den Odermündungen, von der Hammaburg zur Jomsburg, dem Wikingerhafen an der Dievenow und der pomerschen Herzogsburg Wolgast an der Peenemündung.

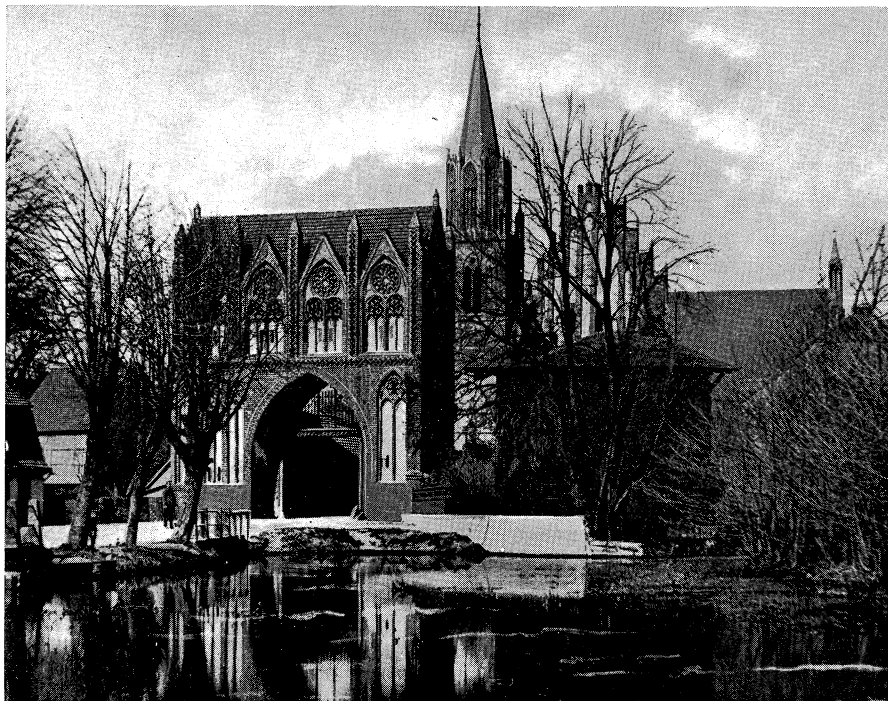
Ein Wegefächer aus dem Westen und Norden vereinigte sich hier: Von Hamburg über Malchow, Waren, Penzlin, und zweitens von den wendischen Burgen Werle und Kessin über Teterow, Malchin, Stavenhagen, und drittens von Rügen über Demmin und Treptow. Hinter dem Übergang im Osten gabelte sich der alte Weg nach Friedland, Anklam und Wolgast oder zur Jomsburg. Und in der südlichen Gabel führte der Weg nach der alten Burg Stargard und in das Land Lychen; oder über Woldegk, Strasburg in die Uckermark.

So war also dieser handelspolitisch wichtige Übergang bei Broda der gegebene Ort zu einer Stadtgründung.

Broda heißt auf deutsch „Fährort“. Die Berechtigung dieser Bezeichnung ist in ihrem vollen Umfang erst jetzt recht verständlich, da der Wiederaufbau der im Kriege zu 80% zerstörten Stadt und ihre Erweiterung zur Bezirksstadt



Neubrandenburg: Stargarder Tor. Haupttor, Stadtseite



Neubrandenburg: Stargarder Tor: Vortor und Blick auf die Gesamtanlage

umfangreiche Bodenaufschlüsse bei Tiefbauarbeiten und durch Tiefbohrungen ergeben hat. Der Bodendenkmalspfleger Richard Dassow hat sie ausgewertet.

Demnach hat das Moor eine Stärke von 6,0 bis 5,0 m über dem Kiesuntergrund. Und alles, was jetzt Torf und Wiese ist, war offenes Wasser, in Fortsetzung von dem (bis zu 38 m tiefen) Tollense-See. Dieser flachere Teil verlandete im Laufe der Jahrhunderte (17 cm in 100 Jahren). Als die Wenden um 580 ins Land kamen, war hier noch etwa 4 m Wasser für den Fährbetrieb. Die Anlegestelle im Westen war bei „Neukrug“, im Osten auf einer sandigen Horst, die später die St. Georgskapelle mit der mittelalterlichen Quarantäne-Station trug. Von hier ging der alte wendische Weg in nordöstlicher Richtung gradlinig zum Übergang über das Datze-Moor an der schmalsten Stelle; er führte also außerhalb der Stelle der späteren Stadtgründung vorbei und berührte das wendische Dorf Wigon¹⁾, und weiter über den „Friedländer Werder“ nach Friedland zum Übergang über das breite Moor des Landgrabens nach Pommern.

Bei Wigon zweigte sich südlich der alte Weg nach Stargard ab, erst hier, da zwischen der Fährstelle bei „St. Georg“ und der Sandscholle von Neubrandenburg unpassierbares Moor war. Dieser alte wendische Weg wurde bei Tiefbauarbeiten vor dem Stargarder Tor in 2,20 m Tiefe unter dem jetzigen Pflaster der Neustrelitzer Straße festgestellt, worüber bei Beschreibung des Stargarder Tores noch einiges zu sagen ist.

Geschichte

Im Jahre 1170 fällt der erste Strahl datierbarer deutscher und zugleich christlicher Geschichte auf die Stelle, auf der später die Stadt Neubrandenburg erstehen sollte. In jenem Jahr schenkte der Herzog Kasimir von Pommern-Demmin bei der Einweihung des Domes zu Havelberg dem Prämonstratenser Orden das Dorf Broda mit Markt und Krug und weitere 6 wendische Dörfer zur Anlage eines Klosterstiftes am Ausfluß der Tollense aus dem gleichnamigen See.

Es war eine Aufforderung zur Besiedelung der nach jahrhundertelangen Kämpfen verödeten wendischen Gauen der Tollenser und Redarier. Aber es war verfrüht bei den andauernden blutigen Aufständen mit einem Kloster die Besiedelung zu beginnen.

Erst als der Pommernherzog die Länder Stargard, Beseritz und Wustrow 1236 als Gegenleistung für Kriegshilfe den Brandenburger Markgrafen überließ, konnte das Siedlungswerk hier entscheidende Fortschritte machen und auch 1240 das Kloster Broda errichtet werden.

Die Markgrafen Johann und Otto sicherten diesen Zuwachs ihrer Macht, der ihnen die militärische und Zoll-Kontrolle wichtiger alter Handelswege erbrachte, durch Gründung von Stadtburgen an den vorhandenen Paßübergängen: Im Norden Friedland, am Kavelpaß (1244), im Westen Neubrandenburg an der Brodaer Fähr (1248) und an der Waldecke des Helpter Berges Woldegk im Osten (1256). Für dieses strategische Dreieck war die alte, nun massiv aufgebaute Burg Stargard der politische und militärische Mittelpunkt.

¹⁾ Die Lage vom Dorf Wigon, hart am Rande der Stadtumwallung im Nordwesten, ist auf einer Karte von 1860 noch kenntlich an den Wegen in Rundlingsform und durch slavische Funde belegt. Seine Feldmark wurde der Stadt zugewiesen. Das Dorf ging ein.

Erste Wehranlagen in Neubrandenburg

Der Stiftungsbrief für Neubrandenburg wurde am 4. Jan. 1248 an „seinen getreuen Herbord“ durch Markgraf Johann erteilt.²⁾ Herbord von Raven, aus fälischem Rittergeschlecht, geboren in Paderborn, ist also der Gründer der Stadt. Der Markgraf als oberster Kriegsherr wird die örtliche Lage der Stadtburg und ihre strategische Aufgabe bestimmt haben. Aber die Ausführung im einzelnen geschah durch Herbord. Er fand eine ziemlich ebene Sandscholle vor, dessen Boden der Stargarder Bach aus dem Mühlenholztal hier aufgeschwemmt hatte. Diese ebene Fläche gestattete es ihm, der Stadtburg ziemlich genau die Kreisform zu geben. Er schob die Stadtanlage im Süden und Westen hart an das Moorbruch heran, so daß nur im Nordwesten, Norden und Osten, von wo aus auf der Sandscholle ein Angriff möglich war, ein Schutz durch Wehranlagen nötig wurde. Es geschah durch einen dreifachen Wall, dessen innerster mit Palisaden und hölzernen Wachtürmen bewehrt war, wie es bei den Burgen der Wenden landesüblich war. Nur ein einziges hölzernes Tor führte im Nordosten hindurch, das **Friedländer Tor**. Es war ein Doppeltor. Das Haupttor erhob sich in der Palisadenreihe. Davor, und ebenfalls durch Palisaden mit ihm verbunden, stand das Vortor, auf das eine Treppe hinauf führte, man hat also einen Wehrgang oben anzunehmen. Es stand im Zuge des ersten Walles, diesen abschließend 1261 wird bestätigt, daß die Stadt aus dem Holz am Tollensesee das Material nehmen darf „ad plankas et ad munimen contutum construedas“.³⁾ Außer Palisaden aus „Planken“ wurden also auch weitere „Befestigungswerke“ aus Holz errichtet.

Im Westen hatte das **Treptower Tor** die Aufgabe, von der Fähre her den Verkehr durch die Stadt hindurchzuführen und ihn militärisch zu beherrschen und die Zolleinnahmen zu sichern. Daher wurde die alte wendische, nördlich an der Stadt vorbeiführende Straße gesperrt. Der Knick der neuen Straße erfolgte auf der Horst bei St. Georg und es mußte durch das Moor ein Damm aufgeschüttet werden. Im Süden führte die bei Wigon abzweigende alte wendische Straße zur Stargarder Burg, 50 m westlich vom jetzigen steinernen **Stargarder Tor** vorbei. Nach diesem Punkt hin ist auch der südliche Abschnitt der Hauptstraße ausgerichtet. Vom Markt ab erhält sie eine Krümmung zum später errichteten steinernen Tor. Bei Ausschachtungsarbeiten konnte die gepflasterte wendische Straße in 1,40 m Tiefe über einer Raseneisensteinschicht festgestellt werden. Im weiteren Verlauf konnte bei den bis 4 m Tiefe erfolgten Ausschachtungen unter der Neustrelitzer Straße der wendische Damm durch das Moor (etwa 6 bis 8 m stark) erkannt werden.⁴⁾

Außer Erde und Eichenholz wurde auch das Wasser zum Schutze genutzt. Durch Anlage der bei Gründung der Stadt sofort notwendigen Kornmühlen⁵⁾

²⁾ M. U. B. 600.

³⁾ M. U. B. 912.

⁴⁾ Starke Eichenstämme von 50 cm Durchmesser als Längsunterlagen wurden durch angespitzte Pfähle, 30 cm Durchmesser oder halbrund 35 × 25 cm stark, gehalten. Darauf lagen Bohlen 25 × 10 bis 20 × 6 cm stark als Fahrbahn, 2,20 m unter dem heutigen Pflaster. Die mittelalterliche Fahrbahn in 1,60 m Tiefe war mit großen Steinen belegt. Bei der späteren St. Gertrud-Kapelle erreichte der 250 m lange Damm wieder festen Boden.

⁵⁾ 1271 werden zwei Mühlen am „Stargarder Bach“, also am Südrand der Stadt, genannt; die Vierraden-Mühle, deren künstliche Wasserzufuhr vom See her also damals wohl schon fertig war; vor dem Treptower gelegen. Boll, Seite 7.

wurde das Wasser gestaut und das Moorbruch im Süden noch unzugänglicher gemacht. Auch wurde ein dort schon vorhandener Teich als Sammelbecken und Vorfluter für die Wallgräben und einen vor dem äußeren Wall herumgeführten Wasserlauf benutzt. Die Umwallung des ersten Bauabschnittes nordwärts um die Stadt herum endete hier vorläufig.

Waffen und Kriegsmaschinen

Um die Aufgaben und den Wert der mannigfachen Wehranlagen erkennen zu können, muß ein Wort über die damaligen Waffen und Kriegsmaschinen gesagt werden.

An Handfernwehren standen zur Verfügung der schon in vorgeschichtlicher Zeit und bei allen Völkern benutzte Pfeil und Bogen und die aus dem Bogen entwickelte Armbrust.⁶⁾

Seit dem 10. Jahrhundert waren Armbrüste gefährliche und gefürchtete Waffen. Die Ritter lehnten sie ab, weil ein Mord aus unsichtbarem Hintergrund unritterlich war. Auf dem 2. Laterankonzil (1139) verbot die Kirche diese mörderische und unchristliche Waffe, die nur im Kampf gegen die „Heiden“ eingesetzt werden sollte. Die Reichweite wurde nach technischer Vervollkommnung durch die Zahnradwinde im 15. Jahrhundert auf 300 bis 400 m gesteigert. Die Holzbolzen mit eiserner Pfeilspitze hatten eine große Durchschlagskraft und Treffsicherheit und waren den schon 1346 erwähnten Feuerbüchsen noch bis zum Ende des 15. Jahrhunderts überlegen.

Zu diesem flachen Schuß hinzu kam der steile Bogenwurf über Mauern hinweg mit dem niederen Gewerfe, angetrieben durch die Spannung eines Bogens oder elastischen Holzstabes. Als Beispiel des hohen Gewerfes sei die Blide genannt, eine Steinschleudermaschine mit beweglichem langen Hebelarm. Im 14. Jahrhundert sollte der Hebel einer Blide 30 Fuß lang sein, das Gegengewicht am kürzeren Hebelarm 30 Ztr. schwer, die Steinkugel in der Schlinge 24 Pfd., dann betrug die Wurfweite 175 m. Der Wurfmeister konnte durch entsprechende Abänderungen die Wurfweite variieren.

Heinrich der Löwe, der Braunschweiger Herzog, wandte bei der Belagerung der wendischen Burg Werle 1165 hölzerne Kriegsmaschinen an, wie er sie bei den Belagerungen von Mailand und Cremona kennengelernt hatte: einen überdachten Rammbock (römische Tradition) zum Brechen der Palisaden und einen fahrbaren Wandelturm, die Burg überhöhend, so daß kein Slave mehr wagte, sich auf der Brustwehr den Schüssen auszusetzen⁷⁾.

Es kam also darauf an, den angreifenden Belagerer durch Annäherungshindernisse, Wälle und Gräben, von den Palisaden und später von den Mauern fernzuhalten.

Massive Wehrbauten

Die Ausführung der massiven Wehrbauten als Ersatz der bisherigen hölzernen wurde veranlaßt von Heinrich II., Fürst von Mecklenburg, den sie auch den „Löwen“ nannten ob seiner ungestümen Tapferkeit, kampfprobt in offenen Feldschlachten und in der Belagerungskunst von festen Städten. Er wußte um den Wert steinerner Wehranlagen! Und er hatte

⁶⁾ Heinrich Müller, Seite 110 u. f.

⁷⁾ Witte, Seite 79.

allen Grund, die Stadtburgen des neugewonnenen Landes Stargard fest zu machen. Denn seine Zeit war erfüllt von Streit und Waffenlärm.

Geboren ist er auf einem Kriegsschauplatz. Als sein Vater Heinrich I. 1267 zum zweiten Mal in Livland den bedrängten Christen zur Hilfe kam, begleitete ihn seine tapfere junge Gemahlin Anastasia, eine pommersche Herzogstochter. Dort in Riga gebar sie ihren ersten Sohn.

Als sein Vater 1271 nach einem mißlungenen Kreuzzug als Gefangener 27 Jahre verschollen war, mußte Heinrich schon in jungen Jahren als Stellvertreter seines Vaters das Erbe gegen Feinde ringsum verteidigen.

Aber mehr noch: mit geweitetem Blick hat er die Anfänge einer neuen Machtbildung über das Obotritenland hinaus geschaffen, das durch die unseligen Erbteilungen in vier kleine Herrschaften zersplittert war. Sein Teilgebiet Mecklenburg hat er ohne Kriege verdreifacht: im Norden durch rügenschen Festlandbesitz; im Süden durch ausgedehnten Pfandbesitz in der Mark; und besonders im Osten durch Heirat mit der Markgrafentochter Beatrix. Markgraf Albrecht III. gab 1292 seiner Tochter als Mitgift das Land Stargard mit Lychen und den Brückenkopf Broda im Land Wustrow⁸⁾.

So reichte nun sein Herrschaftsbereich vom äußersten Nordwesten an der Ostsee bis zum äußersten Südosten an der Grenze der Uckermark, allerdings getrennt durch den weiten Zwischenraum der Herrschaften Rostock und Werle-Güstrow. Hans Witte⁹⁾ urteilt über diesen Staatsmann und Feldherrn, „daß er den höchsten Aufgaben der Geschichte gewachsen wäre“, wenn eine größere Machtfülle als seine kleine Teilherrschaft Mecklenburg ihn getragen hätte.

Das ist im Großraum des Ostseegebietes die politisch-militärische Lage bei Ausföhrung der massiven Wehrbauten in Neubrandenburg durch diesen kampfproben, tatenfrohen Fürsten Heinrich; der gemeinsam mit dem Markgrafen für Böhmens König gegen Habsburg kämpfte; der als des Dänenkönigs Erich getreuester Feldhauptmann die feste Stadt Wismar stürmte und den Warnemünder festen Turm mit allen Mitteln der Belagerungskunst berannte.

Mit Neubrandenburg verband ihn noch ein besonderes Ereignis: Als er in seiner Stammburg vor Wismar das Beilager halten wollte, verschloß ihm die stolze Hansestadt die Tore! So fand die Hochzeit mit Beatrix im Markgrafenhof zu Neubrandenburg statt.

Auch sonst hatte Heinrich Veranlassung, sich in Neubrandenburg aufzuhalten, denn der Besitz des Landes Stargard wurde ihm von den Markgrafen mehrfach streitig gemacht. So 1304, als die Erben des verstorbenen Markgrafen das Land zurückforderten (friedlich beigelegt im Wittmannsdorfer Vertrag). Aber als seine Gemahlin Beatrix 1314 gestorben war, kam es zum Markgrafenkrieg unter Beteiligung vieler Fürsten. Markgraf Waldemar verheerte das Land Stargard, belagerte Woldegk sieben Wochen vergeblich. Die Belagerung Neubrandenburgs hob der draufgängerische Löwe durch einen Ausfall aus der Stadt auf und verfolgte das feindliche Heer, das sich mit vielen Verlusten zurückzog. 1316 erfocht Heinrichs Ungestüm einen glänzenden Sieg bei Gransee gegen feindliche Übermacht. Im Frieden von Templin 1317 wurde sein Besitz endgültig gesichert¹⁰⁾.

⁸⁾ Witte, Seite 164/165.

⁹⁾ Witte, Seite 202.

¹⁰⁾ Witte, Seite 195 — Boll, Seite 26/27.

So hatte Heinrich also allen Grund, Neubrandenburg stark zu machen und die vorgefundenen hölzernen Anlagen durch massive zu ersetzen.

Zu Heinrichs Zeit, die von 1292 bis zu seinem Tode 1329 währte, geschah zur Verstärkung der Wehranlagen, wie sie der 1287 verstorbene Stadtgründer aus Erde und Holz hinterlassen hatte, das Folgende:

Massiver Aufbau des Friedländer Haupt- und Vor-Tores. Dann an der hauptgefährdeten Nord- und Ostseite der Stadt Bau der Mauer in den Wiekhäusern. (An der Südseite später.)

Vielleicht, wenn der dritte, äußere Wall noch nicht ganz fertig geworden war, Vollendung auch dieser Wehr.

Erbauung erster, einfacher, steinerner Tore wie Treptower, und vielleicht auch Neues Tor. An beiden Stellen später stattlichere Tore¹¹⁾.

Im Süden der Stadt, also zur Mark Brandenburg hin, hätte Heinrich wohl Grund gehabt, ein steinernes Tor zu bauen, da die Markgrafen ihm den Besitz des Landes Stargard streitig machten. Da das jetzige Stargarder Tor, seinen Stilformen nach erst 25 nach seinem Tode erbaut sein kann, hat Heinrich vielleicht auf der alten wendischen Straße ein einfaches, steinernes, später abgebrochenes Tor erbaut.

Im Jahre 1352 beginnt ein Jahrhundert reger Bautätigkeit für die Tore und Mauern. Heinrichs Sohn Johann begründet eine eigene Linie des Herzogtums Mecklenburg-Stargard, die bis 1471 bestand. Im noch unbebauten Südteil der Stadt läßt er den Mecklenburger Fürstenhof erbauen¹²⁾. Für seine umfangreichen Bauten hatte der Herzog einen Baumeister nötig. 1354 wird das Stargarder Tor urkundlich erwähnt¹³⁾. Das ungewöhnliche, geistvolle Werk dieses Tores könnte dem herzoglichen Baumeister zu verdanken sein.

Auch die Stadtmauer an dem vom Bruch geschützten Südrand der Stadt mit vier enger gestellten Wiekhäusern beim Fürstenhof wird jetzt gebaut.

Das Stargarder Vortor als repräsentativer Zugang zum Fürstenhof, in dem um 1400 aufkommenden Prunkstil, könnte der herzogliche Baumeister erbaut haben.

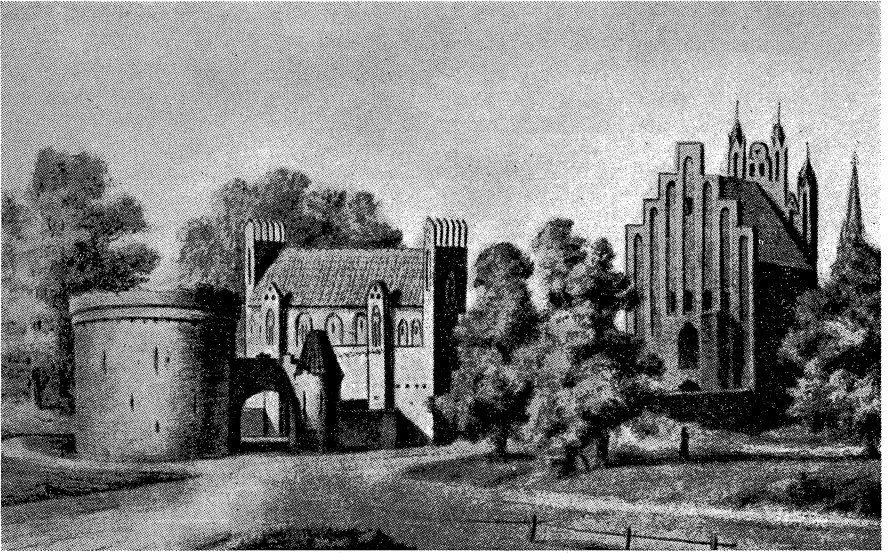
Das älteste Tor, das Friedländer, erhält stadtseitig ein künstlerisch bedeutendes neues Gesicht¹⁴⁾.

¹¹⁾ Die Lage bei dem neuen Tor ist vorläufig nicht genügend geklärt. Das Verkehrsbedürfnis erforderte schon vor dem 15. Jahrhundert hier ein Tor für Wege nach dem Osten des Landes. Der Bodendenkmalspfleger hat festgestellt, daß vor Anlage der Wälle und Gräben schon ein Erdamm auf gewachsenem Boden hinüberführte.

¹²⁾ Den alten Markgrafenhof überläßt er 1353 dem Grafen von Fürstenberg, Otto von Dewitz. Der Neubau scheint also schon bewohnbar gewesen zu sein.

¹³⁾ Heinrich Trost führt auf Seite 37 die Urkunde 7987 an aus M. U. B.

¹⁴⁾ Heinrich Trost setzt die Bauzeit um 1460 ein. Aber das Bauwerk ist noch aus romanischem und frühgotischem Geist in drei Geschossen horizontal gelagert. Und die Fialen im Giebel sind aus den Formsteinen der Innenpfeiler von St. Marien gebaut. Ich bezweifle, daß noch 100 Jahre später diese Steine vorhanden waren, nachdem 1353 St. Marien fertig war. Natürlich ist die Gotik der Giebelarchitektur für das Ende des 14. Jahrhunderts, das ich annehme, erstaunlich. Aber eine künstlerische Persönlichkeit kann ein stilistisches Schema kunstgeschichtlicher Systematik bei der Vorliebe der Deutschen für individuelle Einzelgestaltung durchbrechen.



*Neubrandenburg: Friedländer Tor
Gesamtansicht der Anlage mit Vortor und Zingel
Nach einer Zeichnung um 1850*

Die drei hohen Mauertürme werden durch die fortgeschrittene Kriegstechnik notwendig.

Der stolze Neubau des Treptower Torturms (um 1400) und sein Vortor entstehen.

Das Neue Tor beschließt gegen Ende des 15. Jahrhunderts die herzogliche Bauperiode.

Die starken Bollwerke der Zingel vor dem Friedländer und dem Neuen Tor verstärken die Torburgen im 16. Jahrhundert.

Form und Anlage der Wehrbauten

Das Friedländer Tor kastell besteht aus dem Haupttor, dem Zwin-ger, dem Vortor und später dem Zingel. Das Haupttor auf quadratischem Grundriß hat über der Durchfahrt zwei Geschosse; unterhalb des Kreuzgewölbes das eine für die Bedienung des Fallgatters und das obere, die Wachstube, mit drei schmalen Luken feindwärts. Die Durchfahrt ist feldwärts und stadtwärts gesichert durch je ein zweiflügeliges Tor. Außen davor hing das Fallgatter, das bei Überraschungsangriff schnell herabgelassen werden konnte. In einem Zwischenzustand bestand noch das hölzerne Vortor im Zuge des inneren Walles. Die Verbindungsmauern mit Schießscharten wallwärts führten zunächst nur bis dahin, wie die Baunaht zeigt. An der nördlichen ist noch die gemauerte Treppe erkennbar, die auf den Wehrgang des Holztores führte. Bald danach wurde das massive Vortor im Zuge des äußeren Walles errichtet. Der geräumige Zwin-

ger hat die stattliche Länge von 48,0 m. Dieses V o r t o r zeigt eine andere Bauart als das am Stargarder und Treptower und ist an der gefährdeten Angriffsseite der Stadt ganz aus kriegstechnischen Notwendigkeiten heraus erbaut. Es hat rechteckigen Grundriß von 3,65 × 14,1 m. Links und rechts von der 6,30 m breiten Durchfahrt führen Wendeltreppen zum Wehgang empor, so daß also im Kampfgedränge für Aufstieg und Abstieg getrennte Möglichkeit bestand. Ein Schlitz im Torbogen von 40 m Breite gab vom Wehgang aus die Möglichkeit, einen Feind, der die Torflügel zertrümmern wollte, zu bekämpfen.

Eine Zeichnung von 1850¹⁵⁾ zeigt an den Giebelseiten rechteckige Schildmauern (heute Giebeldreieck), so daß im Mittelalter vielleicht noch eine obere zinnengekrönte Plattform vorhanden war. Die Durchfahrt hat doppelte Breite, auffallender Weise ist der Mauerfalz für den Anschlag der Torflügel einmal nach außen, einmal nach innen geöffnet, für Ausfahrt und Einfahrt getrennt. Ich nehme an, daß man bei Kriegszeiten die in die Stadt flüchtende Landbevölkerung mit ihren Herden hineinfluten lassen wollte, aber gleichzeitig sich den Weg zu einem Ausfall gegen den nachdrängenden Feind offen halten wollte, wie es dem Temperament des „Löwen“ entsprach¹⁶⁾.

Eine leichte Feldbefestigung hinter dem äußeren Wall und Wassergraben davor, über den eine Klappbrücke führte, erstreckte sich etwa 50 m vor. Dort fiel bei einem Ausfall 1469 der Bürgermeister Prillewisse, woran ein mittelalterlicher Gedenkstein (eine „Mordwange“), erinnert.

Als im 16. Jahrhundert die fahrbaren Kanonen aufkamen, die Feldschlangen, mußte die breite Durchfahrt des Vortores durch ein starkes Bollwerk geschützt werden, ein halbrunder Zingel (cingulus) mit 4,0 m starken Mauern, in denen in drei Geschossen Kammern ausgespart sind für je zwei bzw. drei Schützen, die aus zusammen 20 Schießcharten mit Armbrust oder Hakenbüchsen den Feind abwehren konnten. Nördlich daneben befand sich eine einspurige Durchfahrt unter Rundbogen und daneben ein Treppenturm¹⁷⁾.

Das Stargarder Haupttor, 50 m östlich von dem Holztor der schon erwähnten alten wendischen Straße massiv erbaut, gleicht in der Anlage in allem dem Friedländer Haupttor, aber ohne Gewölbe. Auch hier wurden die Verbindungsmauern zu einem provisorischen Holztor auf dem inneren Wall nur bis zu diesem geführt. Da das massive Vortor erst später erbaut wurde, war östlich an die Verbindungsmauer eine übermannshohe massive Brustwehr angefügt, von der aus man mit der Armbrust die Straße bei den Mühlen sichern konnte.

Das V o r t o r hat die Durchfahrt in doppelter Breite wie beim Friedländer Tor, jedoch nur auf einer Seite die Wendeltreppe zum Obergeschoß. Auf der andern Seite ist ein Raum für den Türhüter angeordnet. Vierzig Meter vor dem Vortor befand sich eine Schanze (wohl mit Gittertor daneben)¹⁸⁾ Die äußere

¹⁵⁾ Inventar Seite 86.

¹⁶⁾ Eine Zeichnung, vor dem 30jährigen Krieg angefertigt, zeigt bei der Stadt Friedland zwei hölzerne Vortore auch mit doppelter Durchfahrt und festen hölzernen Mittelpfosten. (Inventar I. Band, II. Abteilung, Seite 319). Zwei rundbogige Durchfahrten nebeneinander mit massivem Mittelpfeiler hat auch das Prenzlauer Tor in Templin. Da das Stadtwappen von Neubrandenburg aus dem Jahre 1287 (also zur Zeit der Palisaden) zwei Durchfahrten, gotisch stilisiert, mit massivem Mittelpfeiler hat, scheint es Tradition märkischer früher Torbauten zu sein.

¹⁷⁾ Boll, Seite 101: 1595 schon seit einiger Zeit vorhanden.

¹⁸⁾ Boll, Seite 146.

Mühle, die Kupfermühle, lag also außerhalb der Schanze. Sie stand auf Pfählen im Bachlauf (1961 aufgemessen). Es war dort also kein fester Baugrund mehr für eine Schanze.

Das Treptower Haupttor in seiner jetzigen Gestalt um 1400 erbaut¹⁹⁾, hat zwar Durchfahrt und Fallgatter wie die anderen Tore, ist aber aus einem ganz anderen Geist gebaut. Das Bürgertum war inzwischen selbstbewußt geworden und hatte sich Ratssitze erkämpft, und die Waffentechnik war höher entwickelt. In die Stadtmauern waren um 1400 die 3 Rundtürme eingefügt (19 m bis zur Plattform hoch) zur Fernaufklärung und zum Weitschuß aus der Höhe herab. Der im Südteil der Stadtmauer, am Rande des Moorbruches hatte in diesem Sinne keine Bedeutung (und wurde wohl nicht vollendet). Daher wurde das Treptower Tor turmartig in die Höhe getrieben (22 m bis Ausguck im Laufgang), so daß die jenseits des breiten Tollensetales heranführenden Straßen überblickt werden konnten.

Diese Höhe des Torturmes ist benutzt, um vier Obergeschosse über der Durchfahrt einzubauen. Auch die quadratische Grundfläche ist mit 100 m² doppelt so groß, wie die des Friedländer Tors. Das erste Obergeschoß ist mit einem gewissen Komfort ausgestattet, es ist heizbar durch einen Kamin und hat an der Wendeltreppe einen ausgekragten Erker als Abtritt.

Die größere Höhe erforderte 2 Wendeltreppen. Die Pfeilervorlagen für das Fallgatter sind in ganzer Höhe hochgeführt. Die eine Treppe beginnt erst im ersten Obergeschoß.

Das Vortor entspricht in seiner Anlage ganz dem Stargarder, ist aber absichtlich niedriger gehalten, um dem Haupttor den Überblick auf den Mühlendamm frei zu geben.

Die Außenwerke am „Pelzer Tor“ auf dem Mühlendamm sind 170 m vorgeschoben.

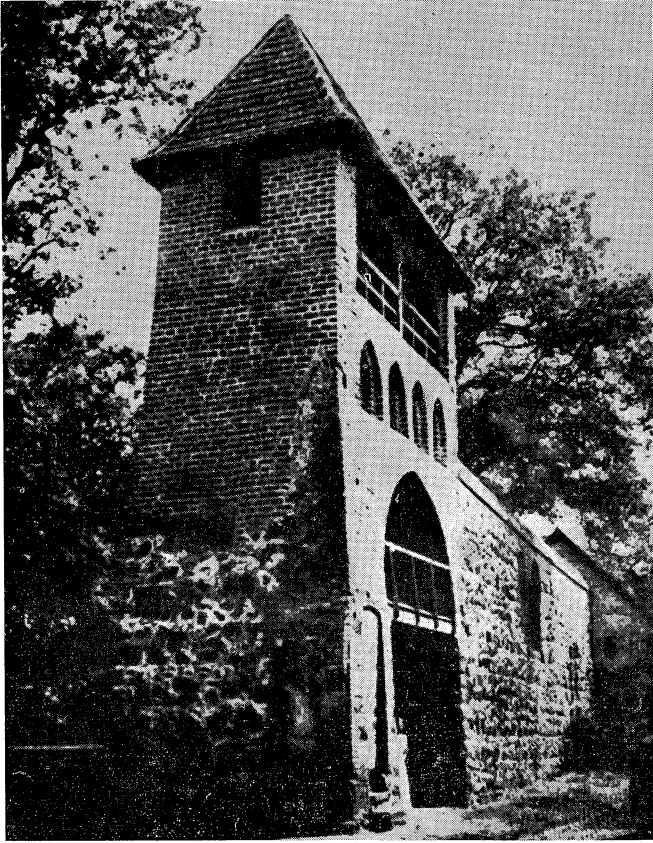
Das Neue Tor hatte ursprünglich vor dem Haupttor auch ein Vortor, Zingel und Außenwerke. Nach der Zerstörung im 30jährigen Krieg (Neubrandenburg wurde 1631 von Tilly beschossen und erstürmt) steht nur noch das Haupttor. Es hat rechteckigen Grundriß, Treppe in der Mauerstärke, Durchfahrt mit spitzbogigem Tonnengewölbe, 2 Obergeschosse, feindwärts Vorlagen für das Fallgatter, wie üblich.

Die Stadtmauer, etwa 7 m hoch aus Feldstein, jedoch der obere Meter aus Backstein als Brüstung für einen im Bedarfsfall anzubringenden Wehrgang. Löcher für Kragbalken vorhanden. Beim Markgrafenhof war eine hochgelegene Ausstiegsöffnung.²⁰⁾

56 Wiekhäuser (ahd. WIK = Krieg) überragten die Mauer um ein Geschos. Sie sprangen nach außen vor die Mauer vor, um einen Feind, der sich an der Mauer zu schaffen machte, abzuschießen. Schießscharten waren im 1. Obergeschoß drei. Das 3. Obergeschoß hatte sechs Scharten zwischen den Zin-

¹⁹⁾ Über Anlage und Aussehen des von Heinrich erbauten älteren Tores ist nichts bekannt. Einige mit Hohlkehle profilierte Sockelsteine sind beim Neubau wieder verwendet.

²⁰⁾ Eine solche hatte sich Heinrich nach Erstürmung der Stadt Wismar 1311 — außer vielen anderen harten und demütigenden Bedingungen! — auch dort ausbedungen als unkontrollierte Verbindung von seinem neuen Fürstenhof in der Stadt zu der Hauptburg am Stadtrand. Schlie, Band II, Seite 7.



Neubrandenburg: Wiekhäuser im alten Wehrzustand

nen. Im 2. Obergeschoß war die Wachstube und das Waffenmagazin. Das Erdgeschoß diente zur Aufbewahrung der Kragbalken und Bretter zum Wehrgang. Stadtseitig waren die Wiekhäuser ursprünglich offen; später wurde die Wachstube durch eine massive Fensterwand, von einem großen Spitzbogen getragen, bisweilen geschlossen. Eine steinerne Treppe in der Mauerstärke führte zum 1. Obergeschoß; ihre Antrittsstufe liegt $\frac{1}{2}$ Meter über dem jetzigen Pflaster, da die erhöhte Berme eingeebnet wurde.

1595 waren die Wiekhäuser (wohl in der Wachstube) bei der gewachsenen Einwohnerzahl teilweise bewohnt.²¹⁾

Nach dem 30jährigen Krieg wurden die militärisch wertlosen Wiekhäuser-Ruinen in Erbbaurecht zu Wohnungseinbauten freigegeben. Mit ihrem weit ausgekragten Obergeschoß boten sie ein malerisch-romantisches, oft gemaltes Motiv.

²¹⁾ Boll, Seite 97.

Mauertürme wurden an Stelle von Wiekhäusern drei eingefügt, der Forderung fortgeschrittener Kriegstechnik entsprechend, 19 m bis zur oberen Plattform hoch. Erhalten ist der „Mönchenturm“ (beim Kloster); unten ein Verließ für Gefangene. Zugang zum Turm, wie bei einem Bergfried, in 6 m Höhe gesichert. In den Obergeschossen 10 Schießscharten. Der abgebildete „Fangelturm“ hat vom Friedländer Tor den Treppenturm übernommen. 1899 stürzte der ganze Turm in sich zusammen.

Würdigung der Architektur

In der künstlerischen Gestaltung hat jedes der vier Tore seine besondere Individualität erhalten. Daß sie alle so grundverschieden sind, beruht nicht nur darauf, daß im Laufe von fast 2 Jahrhunderten der Stil von der Frühgotik zur Spätgotik sich gewandelt hat. Auch die Persönlichkeit der unbekanntenen Baumeister hat gegenüber den märkischen Torbauten ihre künstlerische Selbständigkeit, frei von allem Schematismus, auszuprägen gewußt.

Die Feldseite des Friedländer Innentores verwendet noch die Kleeblattbögen. Die Erinnerung an die großzügigen Bauten der Hohenstaufenzeit wird noch lange festgehalten. Breit umspannt der mittlere Kleeblattbogen die kleine Öffnung zur Fallgatterbedienung, begleitet links und rechts von einer Zwillingsblende, deren schmal zusammengedrückte Kleeblattbögen von einem mittleren schlanken Pfeiler getragen werden. Das tief heruntergezogene Giebelfeld, die Wachstube mit umfassend, wird beherrscht von drei breiten Blenden mit stumpfen Spitzbögen, die in die breiten Stufen des Staffelgiebels hineinwachsen. Ihre kraftvolle Wirkung wird gesteigert durch die auf die halbe Breite reduzierten beiden äußeren Blenden, die links und rechts engbrüstig emporstreben. Sie wiederholen somit das im Untergeschoß in den Kleeblattbögen schon anklingende Motiv.

Die Stadtseite ist später erneuert. Die drei Geschosse sind horizontal durch Dreipaß-Friese getrennt. Die Durchgangsöffnung ist in eine geschlossene Fläche eingeschnitten. Das mittlere Geschoß ist siebenfach leicht gefurcht durch eine Reihe von Blenden, deren aufstrebende Kraft durch Segmentbögen zur Ruhe gebracht wird. Aber nun schießt in befreitem, kraftvollen Aufjauchzen das vorher siebenfach gebundene Motiv in vier stark profilierten, schattenreichen Fialtürmen bis hoch über das Dachdreieck hinaus und geleitet drei Wimperg-Giebel, mädchenhaft schlank und zart, mit starker Männlichkeit mit empor. Es ist die Umkehr des Themas vom Giebel der St.-Marien-Kirche. Dort sind die breit gelagerten Giebel das Hauptmotiv, während die Fialtürmchen nur als schlanke Nadeln dazwischen aufsteigen.

Sacrales und profanes. Denken und Empfinden ist im Mittelalter (wie im Barock) noch ungespalten.

Während hier die Gotik erst im obersten der drei Geschosse zur vollen Entfaltung kommt, ist an der Stadtseite des Stargarder Torturmes das Aufstreben einheitlich auf der ungeteilten Fläche durchgeführt vom Kämpfer des Torbogens an bis in die Türmchen des übersteilen Staffelgiebels, der die Dachneigung weit übersteigt. So konsequent und klar wie hier ist ein ähnlicher Gedanke bei einigen Tortürmen in andern Städten nicht durchgeführt.

Die Putzblenden umgreifen den Torbogen, und es ist, als ob die Spannung des Bogens diese Aufwärtsbewegung erzwingt und in der obersten Staffel des übersteilen Giebels ihr Ziel frohlockend erreicht.



Neubrandenburg: Fangelturm und bewohntes Wiekhäus

Weich wachsen die dreiteiligen Pfeilervorlagen aus der Putzfläche heraus. Eine mittlere Halbkreis-Säule wird links und rechts begleitet von einem Viertelkreis-Wulst. Dieser trägt oben die Spitzbögen der Blenden, während die Halbsäule sich als rundes, steiles Türmchen befreit in den Himmel erhebt.

Eine schwellende, knospenhafte Kraft erfüllt diese Pfeiler! (Abbildung 52 bei Heinrich Trost.) Während die Konzeption der Architektur schon hochgotisch ist, bleibt die Detaillierung noch frühgotisch wie hier in der Profilierung der Pfeiler und in der Hohlkehle des Feldsteinsockels. (Übrigens muß man, um die Wirkung der Komposition voll zu würdigen, wissen, daß mindestens ein halber Meter des Sockels in der Erde steckt.)

Die Einförmigkeit der Gliederung wird belebt durch die kreuzförmig gestellten fünf Luken, von denen die drei des Wachraumes die Horizontale schon leicht andeuten. Vor allem aber findet das Fluten der senkrechten Linien ein kräftiges Gegenspiel in der Horizontalen, aber mit feinem Gefühl am Saum der Gewänder

etwas abgetreppten, zur Mitte hin steigenden Linie der neun vollplastischen weiblichen Figuren in Höhe des Treppengiebel-Ansatzes. Wenn auch Sinn und Bedeutung derselben ein Geheimnis ist, man empfindet etwas Feierliches! Und das hat der unbekannte, hinter sein Werk zurücktretende Künstler auch auszudrücken gewußt, indem er die Pfeiler in schlichter, würdevoller Einfachheit ihren Dienst tun läßt, als ob sie wüßten, was sie feierlich emportragen. Die ausgebreiteten mit dem Unterarm erhobenen Hände der Figuren erinnern an antike Gebetshaltung, aber die Hände sind aus technischen Gründen geschlossen. Eine segnende Haltung ist es nicht. Ich möchte zur Erwägung stellen, ob Ehrenjungfrauen als Willkommensgruß die Arme ausbreiten für Beatrice, des Fürsten Heinrichs Braut, die ihren Einzug hielt zur Hochzeit in Neubrandenburg. Übrigens steht dieses Tor neben dem Mecklenburger Fürstenhof, den 1352 Heinrichs Sohn erbaute.

Es ist etwas Einmaliges, daß ein Wehrbau für Kampf und Krieg die zur Stadt gerichtete Schauseite des Torturmes — fast möchte man sagen in so lyrischer Weise — mit fraulicher Plastik schmückt.

Das **V o r t o r** ist ein Werk des um 1400 aufkommenden Prunkstils. Die zu Wohlstand gekommene nur kleine Stadt will dennoch ihre Bedeutung zeigen. Und da dies das Eingangstor neben der dahinter liegenden Residenz der Herzöge von Mecklenburg Stargard ist, lag ein doppelter Grund vor, zu repräsentieren. Und was konnte man den Ankömmlingen Schöneres bieten, als eine Probe vom Ostgiebel der St. Marienkirche. So hat denn die dort erstellte untere Reihe der Ziergiebel (mit Abwandlung der Rosetten und Fialen) die Anregung zu diesem Juwel der Backsteingotik gegeben. In kraftvoller Monumentalität steht es da! Über schmal-rechteckigem Grundriß erhebt es sich zu gleicher Firsthöhe mit dem dahinter liegenden Torturm. (Und dabei steckt mindestens ein Meter in der Erde bis zu dem mittelalterlichen Fahrdamm.) Aber es verdeckt weder Sicht noch Schußfreiheit des Haupttores, denn die Straße hat, wie erwähnt, hier einen Knick bekommen. Wieder einmal hat der mittelalterliche Städtebau ungewollt eine herrliche Gruppe entstehen lassen. Das zur Seite gerückte Vortor gibt den Blick frei zum Haupttor. Links von beiden (auf der Abbildung ist der Standort neben der Straße gewählt, der Turm steht dann zwischen beiden Toren) reckt sich hoch empor der Turm, rechts der Giebel von St. Marien. Und noch weiter rechts sahen in alter Zeit die Dächer der Gebäude des Fürstenhofes über die mit Wiekhaustürmen bewehrte Stadtmauer.

Ein Neues bricht im **T r e p t o w e r T o r** hervor. Ein anderer Geist spricht hier im dritten Tor uns an! Das selbstbewußt gewordene Bürgertum redet eine stolze Sprache! Die im 15. Jahrhundert steil ansteigende Kurve des Wohlstandes beginnt sich zu erheben. Und wie der neue Geist bei den Domen die Turmmassen hoch über die Dächer der Stadt hinaus treibt, so steht auch der Treptower Torturm wie ein Riese über den kleinen, damals ein- oder eineinhalbstöckigen Giebelhäuschen der Stadt von 3000 Einwohnern. Nur das Dach von St. Marien breitet seine Flügel wie eine Henne über ihre Küchlein. Ihr Dachfirst überragt den Torturm um zehn Meter.

Wie schon erwähnt, trieb auch die Kriegskunst die Abwehrbauten in die Höhe.

So sah der Architekt sich vor die Aufgabe gestellt, dieses mittelalterliche Hochhaus sinnvoll zu gliedern. Kraftvoller Ausdruck will keine Formstein-Sonderlinge. Der Einheitsstein der tragenden Masse eckig und hart, wird erwählt.

zur Formsprache der Gliederung. Der Meister gibt seiner Komposition eine Anzahl verschiedenwertiger aber mit abwägender Überlegung zugeordnete Motive. Das Untergeschoß mit der Durchfahrt steht klotzig und schwer auf der Erde. Darüber ist die Hauptmasse des Turmkörpers an den beiden Schauseiten senkrecht dreifach gegliedert, in einem großen Mittelfeld und in links und rechts schmälere Seitenfeldern. Dieser Teil, die drei inneren Geschosse zusammenfassend, ohne sie zum Ausdruck zu bringen, ist zwischen Erde und Giebel der „Mittelsatz“ mit Haupt- und Seitenthemen einer Symphonie, um mit der Sprache der Musik zu reden. Denn Architektur ist zu Edelkristallen verfestigte Musik.

Das Hauptthema an der Stadtseite ist eine große vierteilige Maßwerkblende, merkwürdig schwächlich und flach. Sie behauptet sich nur, weil sie hell geputzt ist. Aber da muß ich meinen Kollegen in Schutz nehmen. Er kann schon was. Aber er ist durch kriegstechnische Notwendigkeit gehemmt. Wenn etwa ein Feind ein Tor erobert haben sollte, mußte die Wand (so auch bei Toren in andern Städten) stadtwärts so schwach sein, daß man sie einschließen konnte und dem Feind die Deckung nehmen. So konnte der Baumeister vor die nur $\frac{1}{2}$ Stein starke Fläche nur einige Verstärkungspfeiler setzen. Aber er macht aus der Verlegenheit eine Tugend: Er arbeitet mit Gegensätzen: tiefe, schattenreiche Blenden setzt er links und rechts daneben. Die Seitenthemen sind es nun, die in der Komposition die Führung erhalten zum dritten Satz des Giebels hinauf. Das untere und das obere „Seitenthema“ ist von verschiedener Wertigkeit und in der Höhe wie 3:2 abgemindert. Das untere Motiv ist ein volltönendes, kraftvolles unisono des vollen Orchesters. Wie ein Kirchenfenster steigt es auf mit alten und jungen Diensten (also breiteren und schmälere) zu den ausdrucksvollen drei Kreisen in der Bogenspitze. Das obere Motiv ist bescheidener in Breite und Höhe und nur dreiteiligem Maßwerk. Aber es hat etwas Besonderes: es ist aufgelockert (wie im Ostgiebel von St. Marien). Es ist als wolle der Komponist, bevor er zum allegro maestoso im Finale des Staffelgiebels ansetzt, im Sprung verhalten um Kraft zu sammeln, und man sieht den Dirigenten sich ducken und die Holzbläser säntigen.

Aber nun! Ein langgezogener heller Querstrich! Und in befreiter, kraftvoller Großzügigkeit und gestraffter Einheitlichkeit, die alles bisherige da unten als kleinlich und wirr erscheinen läßt, ertönt hier im Giebel wie helle Fanfaren im Schlußsatz der Symphonie die letzte Steigerung. Und es steigt in drei Stufen die gleichmäßige Reihe putzheller Blenden zur krönenden Mitte empor. (Der komponierende Baumeister oder bauende Komponist könnte Anton Bruckner heißen.)

An der Feldseite des Tores liegt dieselbe Thematik zugrunde, aber als eine Variante. Auch hier hat der „Imponierstil“ den Ernst des Kampfcharakters verdrängt. Zwar hängt über der Durchfahrt noch drohend das schwere Fallgatter mit eisernen Spitzen in seinen Führungsfalzen. Die märkische Tradition der Kreuzfahrer-Erinnerung wird festgehalten. Aber die Auslösungsöffnung fehlt. Das Gatter ist nur Dekoration zur Abschreckung. Links und rechts davon wurden in Kreisen die Wappen des Landesfürsten bzw. der Stadt gezeigt. (Wie auch am Stargarder Tor.) Während stadtsseitig die Zünfte hoch oben in einer Reihe von Wappen ihre Embleme stolz darboten.

So beginnt die architektonische Gliederung erst über dem hier doppelt hohen Untergeschoß. Wieder ist die senkrechte Dreiteilung durch die innere Zweckformung bedingt, hier durch die Mauervorlagen zur Führung des Fallgatters, die für die Wendeltreppen links und rechts turmartig hochgeführt und oben durch einen Bogen verbunden sind. In dem architektonischen Gewebe ist diesmal zu

den senkrechten Fäden der horizontale Einschlag hinzugefügt (wie in der französischen Gotik der Dome und von Buttell).²²⁾

Das große Mittelmotiv ist ein sechsteiliges Maßwerk, aber die drei Kreise oben sind horizontal nebeneinander gereiht und ein Fensterpaar ist darüber eigenwillig und hart hinein gezwängt. In den beiden seitlichen Treppentürmen ist die Senkrechte in dem Stabwerk der Blenden zülig hochgeführt; aber über dem verbindenden großen Bogen ist die Horizontale zweimal betont: in der Reihe der Luken vom Spähgang und darunter die Reihe der Putzblenden, deren Spitzbögen auf den Treppentürmen zu Rundbögen verschlungen sind, die Spitze besänftigend.

Die Giebelarchitektur steigt auch hier, wie stadtseitig in je drei breiten Stufen des Staffelgiebels zu dem schmalen Mittelabschluß hoch. Aber die senkrechte Kraft der Blenden wird immer wieder durch eine vorgekragte horizontale Schicht hart unterdrückt. So könnte Beethoven eine Symphonie beenden: lebensfreudiges Wachstum mit harten Schlägen zum Schweigen zu bringen, aber darüber befreites Ausklingen. (In den Fialtürmchen.)

Bei diesem Torturm sind erstmalig auch die großen mauerwärts gerichteten Seitenflächen mit großen Maßwerkblenden (und Fensterchen darin) geschmückt wie „Kirchenfenster“. Sacrales und Profanes noch ohne Schizophrenie.

Das V o r t o r ist eine etwas verkleinerte Nachbildung des Stargarder und in den Blenden des Untergeschosses weniger einheitlich. Es ist absichtlich niedriger gehalten. (Firsthöhe 14,50 m statt 20 m. Vortor zu Haupttor 1:2, bei den Stargardern 1:1.) Es soll sich ducken in einheitlicher Konzeption mit dem Entwurf des Haupttores, und für Sicht und Schuß Freiheit geben.

Während der Treptower Torturm das kraftvolle Werk eines Künstlers mit schöpferischen Ideen ist aus dem Anfang des 15. Jahrhunderts wird als Spätwerk dieses Jahrhunderts das Neue Tor den drei andern hinzugefügt. In archaischer Absicht werden Stilelemente der Frühzeit verwendet. Vom Friedländer Tor die Kleeblattbögen spätromanischer Art, die hier dreifach ineinander geschachtelt sind und die zu einer Kreisblende darüber hinstreben. (Von Buttell nach 1844 mit Maßwerk verziert, so daß die Beziehung zu den unteren Putzblenden aufgehoben ist.) Vom Stargarder Tor ist der tiefe Ansatz der Blenden in Kämpferhöhe des Durchgangsbogens übernommen, und vor allem die Reihe der weiblichen Figuren und sogar die unterschiedliche Größe der beiden äußeren (wie Mutter und Kind), die dort durch die schmalere Außenblende bedingt ist. Die neun Putzblenden im Giebel harmonisieren nicht mit den sieben Giebelstafeln, die Buttell mit Dreiecksgiebelchen bekrönt hat.

M e n s c h e n lernten wir kennen aus ihren Werken, den wehrhaften und künstlerischen.

H e i n r i c h , Fürst zu Mecklenburg und Stargard, eine ungestüme, kraftvolle, weitblickende Persönlichkeit, strategisch und taktisch bewährter Feldherr und mit Verteidigung und Angriff auf feste Städte wohlvertraut. Er gab den Befehl zur Ausführung erprobter Formen des Abwehrkampfes.

Daß diese Werke über den praktischen Nutzen hinaus, künstlerisch wertvolle Formen erhielten, verdanken wir den unbekanntem B a u m e i s t e r n . Aus siebenfach verschiedener Ausprägung ihrer Werke lernten wir ihre geistige Persönlichkeit kennen. Jedes ihrer Bauwerke ist ein Individuum aus ihrem Geist, eine

²²⁾ Das Carolinum Nr. 33, Seite 55. 100 Jahre Schloßkirche Neustrelitz.



Neubrandenburg: Neues Tor. Haupttor, Stadtseite

Einzelexistenz, sowohl der Tore Neubrandenburgs als auch unter allen Torbauten Norddeutschlands.

Ihre Werke künden:

Am **Stargarder Tor**: Zuchtvolles Dienen der Architektur dem Priestertum des ewig Weiblichen. Kleine Fläche zur Größe steigernd durch fromme Einfalt.

Am **Treptower Tor**: Ringen mit der Vielfalt der Motive und der Masse des Baukörpers eines Riesen. Material wird entmaterialisiert durch geistige Lenkung der Kraftströme kristallisierter Musik.

Am **Friedländer Tor**: Aus andeutender Vorbereitung leicht gewellter Fläche ein befreites Aufjauchzen starker Pfeiler des Giebels, Sakrales und Profanes als Einheit.

Am **Neuen Tor**: Alte Gegebenheiten in neuer Sinnggebung.

Prunkende **Vortore** künden dem Wanderer schon von ferne vom architektonischen Glanzstück der Stadt.

Buttel: (auf sein Wirken einzugehen, erforderte eine besondere Darlegung.) Den bei dem Auftrag zur Restaurierung der St. Marienkirche empfangenen und ihn befruchtenden Geist norddeutscher Backsteinkunst nun auch den Torbauten zuwendend.

Neubrandenburg! Erkenne und pflege deinen Reichtum des großen nationalen Kulturerbes, das deine Vorfahren dir übergaben!

Literatur

Boll: Chronik der Vorderstadt Neubrandenburg von Franz Boll, Neubrandenburg 1875.

Inventar: Kunst- und Geschichtsdenkmale des Freistaates Mecklbg.-Strelitz.

Krüger-Brückner I. Band, III. Abteilung N. Neubrandenburg 1929.

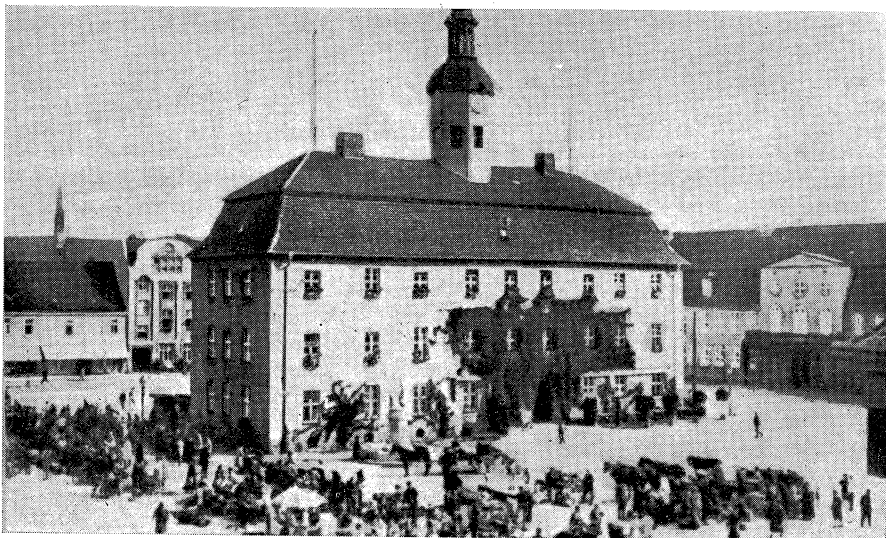
Heinrich Müller: Historische Waffen, Berlin 1957.

Schlie: Kunst- und Geschichtsdenkmale des Großherzogtums Mecklbg.-Schwerin. Schwerin 1898.

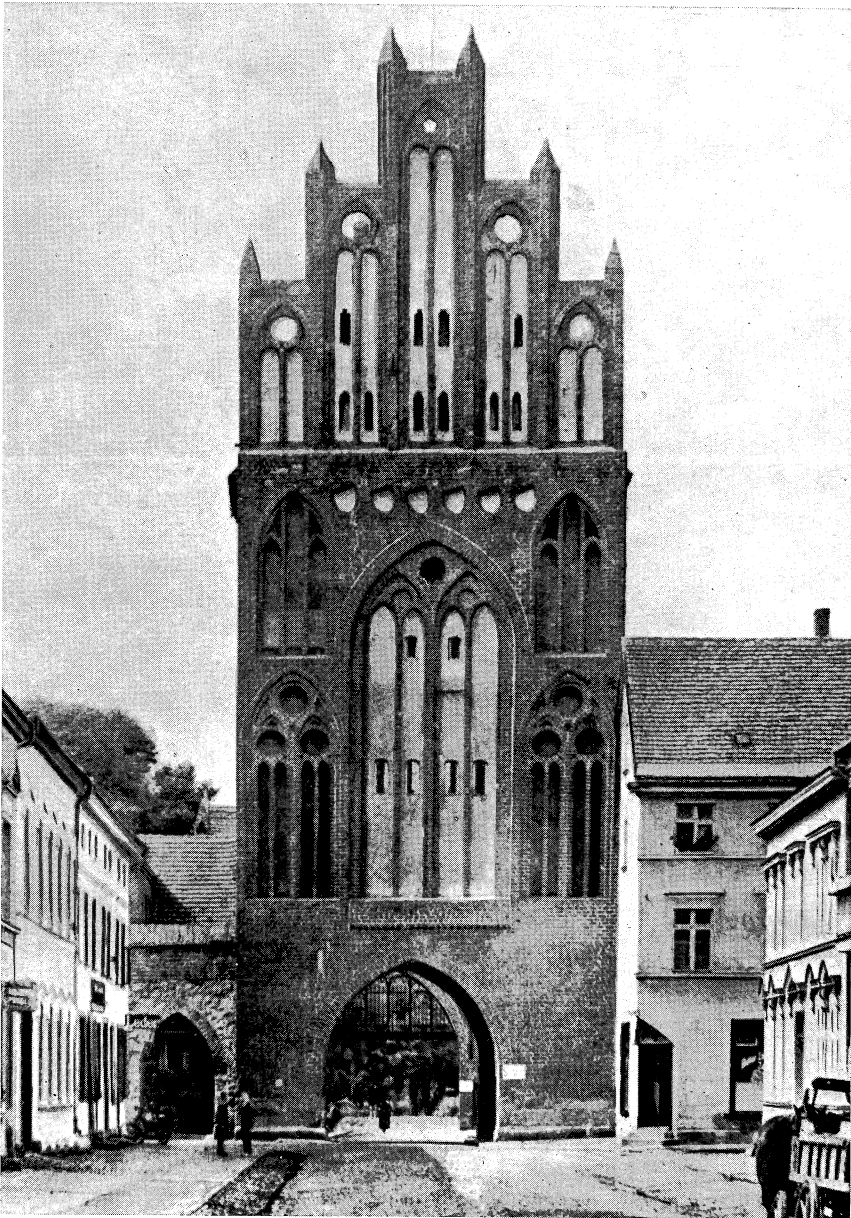
Trost: Heinrich Trost, Norddeutsche Stadttore zwischen Elbe und Oder. Akademie Verlag Berlin 1959.

Witte: Dr. Hans Witte, Mecklenburgische Geschichte. Wismar 1909.

M. U. B.: Mecklenburgisches Urkunden-Buch.



Das Neubrandenburger Rathaus



Neubrandenburg: Treptower Tor. Haupttor, Stadtseite



Neubrandenburg: Treptower Tor. Haupttor, Feldseite

Chronik der Stadt Burg Stargard und ihrer Gemarkung im Rahmen der Landesgeschichte

von Paul Steinmann

Mecklenburg-Strelitz und die nationale Erhebung.

Die Errichtung des „Vaterländischen
Husarenregiments“ und dessen Anteil an den
Freiheitskriegen (1813–15)

c) Vom Einrücken in die neutrale Zone am
14. August 1813 bis zum Gefecht bei Goldberg
am 23. August.

Aufstellung der Armeen der Verbündeten und
Napoleons bei Beginn des Herbstfeldzuges
und ihre Feldzugspläne.

Im August¹⁾ 1813 waren die Streitkräfte der Verbündeten in einem weitgespannten, aber an drei Stellen unterbrochenen Bogen versammelt, der von Nordböhmen, Schlesien, Brandenburg sich bis Mecklenburg erstreckte. Demgegenüber hatte Napoleon die Sehne dieses Bogens, die Elblinie, als Basis für die Aufstellung seiner Truppen gewählt. Die „Hauptarmee“ der Verbündeten war unter dem Kommando Schwarzenbergs in Nordböhmen postiert. Ihr gegenüber hatte Napoleon die seinige in Sachsen, in der Linie Dresden, Pirna, Königstein, Zittau, aufgestellt. Den linken Flügel bildete – etwas abgesetzt – die „Boberarmee“ unter Marschall Ney. Sie stand in der Linie Löwenberg, Goldberg, Liegnitz, Lüben, Glogau der „Schlesischen Armee“ Blüchers gegenüber, die sich in dem Raum Breslau–Striegau–Waldenburg befand. Weit abgesetzt stand im Norden in der Linie Lübben–Luckau die unter dem Kommando des Marschalls Oudinot stehende, für das Vorgehen gegen Berlin und gegen die Oderlinie bestimmte „Armée de Berlin“. Zum Schutze Berlins war von seiten der Verbündeten die „Nordarmee“ im Raum Brandenburg–Zossen–Müncheberg–Frankfurt aufgestellt. Auf Betreiben des Kaisers von Rußland hatte der Kronprinz von Schweden Karl Johann (ehem. franz. Marschall Bernadotte) das Kommando über diese Armee erhalten. – Er war erst nach längerem Zögern der Sache der Verbündeten beigetreten, um das unter dänischer Herrschaft stehende Norwegen für Schweden zu gewinnen.

Der Trachenberg-Reichenbacher Feldzugsplan der Verbündeten beruhte in seiner letzten Formulierung darauf, daß jede einzelne der drei Armeen vor einem Angriff Napoleons zurückweichen sollte. Von den beiden anderen Armeen sollte

¹⁾ Allgemeine Quellen für Kap. VIIIc: J. G. Droysen: Das Leben des Feldmarschalls Grafen York von Wartenburg, II, 1913, S. 118 ff. M. Graf York von Wartenburg: Napoleon als Feldherr, II, 1888, S. 248 ff. B. Gebhardt: Handbuch der Deutschen Geschichte, III, 1960/62, S. 79 (M. Braubach).

H. H. Helmert, H.-J. Usczek: Der Befreiungskrieg 1813/14. Militärischer Verlauf. Deutscher Militärverlag, (Ost-)Berlin, 1963, S. 74 ff. – Die Ausführungen über die militärpolitische Lage sowie über die Kampfhandlungen im Herbst 1813, die Tabellen über Gliederung, Stärke und Aufstellung der Armeen und die Skizzen kann man im allgemeinen als gut und zutreffend bezeichnen. Über einige tendenziöse, ja geradezu unsinnige Entstellungen im Vorwort und in anderen Kapiteln muß bei Bücherbesprechungen berichtet werden!

dann Napoleon bei seinem Vorstoß an den Flanken und im Rücken angepackt werden. Napoleon hatte gegenüber den an Zahl überlegenen Verbündeten zwei strategische Vorteile: Er besaß die innere Linie und als Rückhalt die Festungen bzw. befestigte Stützpunkte Hamburg, Magdeburg, Wittenberg, Torgau, Dresden und Königstein. Gestützt auf diese Basis wollte Napoleon sich gegenüber der Hauptarmee und der Schlesischen Armee zunächst defensiv verhalten, um bei günstiger Gelegenheit später mit massierten Streitkräften gegen sie vorzugehen und sie getrennt zu schlagen. Hingegen sollte die Berlinarmee gleich die Offensive gegen die Nordarmee eröffnen.

Verbindet man die Ortschaften, welche im August/Oktober 1813 von der Schlesischen Armee und in ihrem Verbandsverbande vom Strelitzer Husarenregiment berührt wurden, mit Linien, so stellt das Diagramm ein Wirrsal von diesen dar!^{1a)} Erst wenn man auf die Strategie der Verbündeten und Napoleons sowie ihrer Generale, ferner auf die Operationen, wie sie sich in dem genannten Zeitraum entwickelten, etwas näher eingeht, versteht man, warum die Truppen — im Gegensatz zur traditionellen Kriegsführung — so hin- und hergeworfen wurden!

Auftreten und Aufgabe des
Mecklenburg-Strelitzer Husarenregiments.
Vorzeitiges Überschreiten der Demarkationslinie
und Okkupation der neutralen Zone
durch die Schlesische Armee.

Das Husarenregiment war bei seiner Ankunft in Oels (24. 7. 1813) als sehr erwünschte Verstärkung, seiner „guten Haltung und des vorteilhaften Äußern“ wegen und nicht zuletzt im Hinblick auf sein hervorragendes Pferdmaterial von den nächsten Vorgesetzten sehr begrüßt und gelobt worden. So hatte der sonst mit seiner Anerkennung sehr zurückhaltende Divisionskommandeur Generalleutnant von York dem Regiment seine vollkommene Zufriedenheit ausgesprochen. In besonderem Maße war der Generalmajor Prinz Carl von Mecklenburg darüber erfreut, daß er das heimatliche Regiment seiner Brigade einverleiben konnte.^{1b)}

^{1a)} Das zeigt z. B. die „Übersichtskarte 1813–15“ bei: W. Behm: Die Mecklenburger 1813 bis 15 in den Befreiungskriegen, (1913), nach S. 316.

^{1b)} Prinz Carl schrieb an seinen Vater, Herzog Carl, am 24. Juli 1813 aus Marschwitz bei Ohlau: „... ich habe gestern einen überaus frohen Tag gehabt; es kam nämlich gestern Ihr schönes Husaren-Regiment an, nach langen und sehr fatiganten Märschen; denn gestern allein hatte es 5 Meilen zu marschieren, dennoch kam es in einem sehr guten Zustande hier an. Die Pferde sind herrlich, und in den Menschen ist Anstand, und guter Wille leuchtet aus allen Augen. Für die kurze Zeit scheint mir viel Dressur und Ordnung darin zu sein, obgleich man dies noch nicht vollständig beurtheilen kann, da ich das Regiment noch nicht en détail besehen und noch nicht exercirt habe. Ich ritt dem Regiment 2 Meilen weit entgegen, mit ganz besonderen Gefühlen von Freude und Erwarten, denn natürlich mischte sich auch der Gedanke mit ein: wird das Regiment auch so sein, wie es mein Wunsch sein muß, es zu finden. Endlich kamen die Landsleute aus einem Walde mir entgegen, und Warburgs freundliches rothes Gesicht leuchtete mir gleich voran; nun übermannte mich die Freude; denn das Gefühl, hier von meinen Landsleuten umgeben zu sein, sie als Waffengefährten erhalten zu haben, war eins der schönsten, die ich empfand; ich fühle aufs neue, wie lieb ich unser kleines Vaterland habe. Nun kamen die freudigen Gestalten bei mir vorüber, und meine Freude wuchs mit jedem bekannten Gesicht, das ich entdeckte, mit jedem, der vorüberzog und an dem ich aufs Neue Ordnung und guten Zustand des Ganzen entdeckte und zu loben hatte. Warburg hat alle Ehre von dem großen Fleiß, den er angewandt haben muß,

Von den Strapazen des 70 km langen Marsches hatten die Husaren und ihre Pferde in dem Kantonierungsquartier von Zottwitz (24. 7. bis 7. 8.) sich erholen können. Sie hatten bei Wernersdorf (8. 8.) das Biwakieren im Freien kennengelernt und bei der großen Revue am Fuße des Zobten (11. 8.) das Wohlgefallen der beiden Monarchen erregt. Vor allem hatten sie das Glück gehabt, in „Kriebelwitz“ (Krieblowitz)^{1c} und Umgebung (ab 9. 8.) noch einmal ein gutes Kantonierungsquartier zu beziehen. Von dort aus hatte Oberstleutnant von Warburg seine Husaren an der diesseitigen Demarkationslinie im Vorpostendienst unterweisen können. Daneben hatten die Husaren — für lange Zeiten zum letztenmal — sich friedlichem Tun und Treiben gewidmet: hatten bei der Ernte geholfen und abends unbekümmert das Tanzbein geschwungen, wenn sie auch wußten, daß nach Ablauf des Waffenstillstands am 16. August die Kampfhandlungen wieder einsetzen würden. — In diesen sollte das junge Regiment beweisen, daß es des „höchsten Vertrauens“, das Yorck „in den guten Willen und den Mut“ der Husaren gesetzt hatte, würdig sein würde. Es sollte unter Beweis stellen, daß in seinem inneren Wert, in seiner Einsatzfreudigkeit und in seinem Draufgängertum, es mit den alten, in vielen Kämpfen und Schlachten bewährten Reiterregimentern aufnehmen konnte. — Den Husaren und Jägern sollte sich früher, als sie ahnten, hierfür eine Gelegenheit bieten! Brachte es doch schon die Gestaltung der Verhältnisse in der neutralen Zone mit sich, daß das Krieblowitzer Idyll ein vorzeitiges Ende fand:

um das Rgmt. soweit zu bringen, und jedem Individuum des Regiments gebührt Lob über seinen Eifer und seine Aufopferung. Der Sohn darf den Vater nicht loben, aber der preußische General, der das Regiment in seine Brigade erhalten hat, darf dem Herzog ohne Schmeichelei sagen, daß das Rgmt. eine Zierde seiner Truppenabteilung ist und daß der König ihm Dank für diese schöne Errichtung schuldig ist. Mit dem Willen, den das Regiment hat, wird es gewiß so brav sein, als es schön ist, und ich freue mich daher des Augenblicks, wo ich es zum ersten Male gegen den Feind führen werde. Der General York kam dem Regiment gleichfalls entgegen, ich führte es ihm selbst vorbei, ließ es aufmarschieren und machte ihm die Honneurs. Er war sehr zufrieden. Ich empfahl ihm Ihr Contingent und sagte, den ausdrücklichen Auftrag von Ihnen zu haben, ihm zu versichern, daß es Ihnen vorzüglich angenehm wäre, dies Regiment unter seinen Befehlen zu wissen, was ihm sehr schmeichelte.

Ich werde im Uebrigen nach meinen besten Kräften für das Regiment sorgen . . . — Neues weiß ich gar nicht. Der Waffenstillstand dauert leider fort, doch glaube ich, daß man, wenn man Alles hier in der Nähe besieht, weniger Ursache hat, darüber mißvergnügt zu sein, als in der Ferne. Wir haben die Zeit nicht ungenutzt hingehen lassen, denn wir haben uns ansehnlich verstärkt, und unsere neuen Truppen üben sich . . .“ — Diesen aufschlußreichen Brief verdankt Verf. unserer Mitarbeiterin Annalise Wagner. Er befindet sich in Abschrift in ihrem, kürzlich in dankenswerter Weise zu Verfügung gestellten Manuskript: „Alt- und Neustrelitz im Blickpunkt der Freiheitskriege und deren Vorgeschichte unter Berücksichtigung der Landesgeschichte“, 1963, S. 87/88. Abgedruckt ist der Brief in der sehr selten gewordenen Jubiläumsschrift von 1863: „29., 30. und 31. März 1863. Zur Erinnerung an das 50jährig Jubiläum des Aufrufs S.K.H. des Herzogs Carl von Mecklenburg-Strelitz vom 30. III. 1813, Neustrelitz, 1863“, S. 32.

^{1c}) Kriebelwitz konnte ebensowenig wie die beiden anderen von Saefkow erwähnten Ortschaften Gnischwitz und Zachwitz (s. Carolinum, Nr. 39, S. 15) in generellen und speziellen, aus Vorkriegszeiten stammenden Ortslexiken ermittelt werden. Mit Kriebelwitz ist offenbar Krieblowitz gemeint! — Im Dezember 1814 erhielt Blücher als Dotation einen Teil der Güter des 1810 säkularisierten Zisterzienserklosters Trebnitz, zu denen auch Krieblowitz gehörte.

1813
Aug.
14.

„Am 13. August spät Abends“, schreibt Saefkow,²⁾ „als wir nach (Trompeter) Kraemers Violine noch flott tanzten, kam die Ordre, daß wir marschieren sollten, und rückten wir am 14. 5 Uhr Morgens bereits aus.“

Die im Poischwitzer Waffenstillstandsvertrag ausgemachte, bis zu fünf Meilen breite neutrale Zone hatte für die weiteren Operationen einen besonderen Wert: Sie war nicht, wie die Gegenden seitlich von ihr, von den Truppen arg ausgesogen, sondern hinsichtlich ihrer Ortschaften, Vorräte und Hilfsmittel noch intakt.

Blücher hatte durch Kundschafter erfahren³⁾, daß die Franzosen sich hinter dem linken Ufer der Katzbach aufgestellt hatten, um am 17. August die neutrale Zone zu überfluten. Dem mußte man zuvorkommen! Als Langeron am 13. August gemeldet hatte, daß — entgegen dem Vertrag — der Feind mit Hilfe von Streifkommandos Requisitionen in der neutralen Zone vorgenommen hätte und von dieser kleine Teile besetzte, gab das Blücher den erwünschten Vorwand, für den 14. zunächst Patrouillen in die Zone einrücken lassen.

Aug.
14.

Das Yorcksche Korps hatte sich in Conradswaldau, hart an der Demarkationslinie, konzentriert. Unter dem Befehl des Oberstleutnants von Lobenthal wurde eine Avantgarde gebildet. Zu dieser gehörte u. a. die 2. Schwadron der Strelitzer Husaren unter Rittmeister Wilhelm von Grävenitz. Man rückte in das neutrale Gebiet bis Mertschütz vor, „ohne etwas vom Feinde zu sehen“.

Vorstoß der Schlesischen Armee bis an den Bober.

Die 2. Schwadron der Strelitzer Husaren kämpft mit Bravour im Verband der Avantgarde am 21. August in dem Gefecht von Löwenberg.

Die folgenden Operationen und Kampfhandlungen wurden durch ein „wichtiges Ereignis“ bestimmt: Am 14. August war Jomini, ein geborener Schweizer, Generalstabschef der unter dem Kommando des Marschalls Ney stehenden Boberarmee, wegen Zwistigkeiten mit Napoleons Generalstabschef Marschall Berthier zu den Verbündeten übergegangen, war in russische Dienste getreten und hatte Napoleons Feldzugspläne verraten! Diese beruhten darauf, daß der Kaiser von seiner Basis, der durch Befestigungen gesicherten Elblinie, einerseits überlegene Kräfte nach bedrohten Punkten dirigieren, andererseits bei günstigen Gelegenheiten gegen die geteilten Kräfte der Verbündeten starke Offensivstöße durchführen wollte. — Zunächst beabsichtigte Napoleon, sich mit seiner Hauptmacht

²⁾ J. F. Saefkow: Erinnerungen an meine Erlebnisse in den Freiheitskriegen des Jahres 1813—1814 im damaligen vaterländischen Husaren-Regimente, 1866, S. 22. — Saefkow war nicht Jäger, wie Behm (S. 139) schreibt, sondern Husar. Er war gleich die rechte Hand des alten Wachtmeisters Borchert der 1. Schwadron beim Erledigen der Schreibarbeiten während der Aufstellung des Regiments, wurde „innerhalb 14 Tagen schon zum Vice-Unteroffizier“ und etwa 8 Tage später zum „wirklichen Unteroffizier“ ernannt, ebenso wie noch 5 Freiwillige! Außer dem Wachtmeister hatte die Schwadron als Unteroffiziere 2 ehemalige Rudorffhusaren und 3 ehemalige Strelitzer-Distrikthusaren (Gendarmen)! — Diese Zusammensetzung des Unteroffizierkorps scheint auch für die übrigen Schwadronen typisch gewesen zu sein! — Saefkow, S. 7 und 9, vgl. noch: Carolinum Nr. 38, S. 24, Anm. 23.

³⁾ Quellen für das Folgende: J. G. Droysen: Das Leben des Feldmarschalls Grafen Yorck von Wartenburg, II, 1913, S. 118 ff. M. Graf York von Wartenburg: Napoleon als Feldherr, II, 1888, S. 248 ff.

gegen die südlich von Berlin stehende Nordarmee zu wenden, um — des moralischen Eindrucks wegen — Berlin zu besetzen und um die Oderlinie in seine Hand zu bringen. Die Boberarmee sollte gegenüber der Schlesischen so lange in der Defensive bleiben.⁴⁾

Auf Grund des Trachenberg-Reichenbacher Kriegsplans der Verbündeten hatte nunmehr die Schlesische Armee die Offensive zu ergreifen. Zunächst unternahm Gneisenau am 15. eine Erkundung, „die zu einigen Plänkeleien bei Liegnitz führte; sie ergab, daß der Feind völlig ruhig an seiner Demarkationslinie, am linken Katzbachufer, lagerte“.

Aug.
15.

An diesem Tage hatte Oberstleutnant Lobenthal mit der Reiterei seiner Avantgarde eine Erkundung gemacht. „Die Spitze drang bis in die Vorstädte von Liegnitz vor, machte unterwegs einzelne Zerstreute zu Gefangenen, hatte mit einer französischen Feldwache ein kleines Scharmützel und zog sich unverfolgt nach Mertschütz wieder zurück. Die 2. Schwadron der Strelitzer Husaren sicherte sich in der Nacht vom 15./16. durch eine Feldwache unter Leutnant von Zülow auf der Chaussee nach Liegnitz zu.“ Als der Unteroffizier Strübing „bei ergrauendem Morgen die Ablösung der Vedetten wieder vorführte, sah er einen französischen Infanteristen im Chausseegraben liegen, der sein Gewehr auf ihn richtete. Er, rasch vom Pferde, schlägt mit dem Säbel ihm das Gewehr in die Höhe, ergreift ihn beim Kragen, worauf der Franzose ruft: ‚ah malade‘, und dem Unteroffizier willig folgt. Das war der erste von unsern Husaren eingebrachte Gefangene. Mehrere Offiziere der alten Preußischen Regimenter, welche sich gerade bei dem Rittmeister v. Grävenitz befanden, als Strübing den Gefangenen einbrachte, belobten den jungen Unteroffizier wegen seiner Kühnheit. Nach 40 Jahren spricht derselbe sich noch darüber also aus: ‚ich meinte eben nicht was Großes ausgeführt zu haben, denn an die Gefahr, die mir drohte, dachte ich nicht. Daran dachten wir in unserm jugendlichen Muth eigentlich gar nicht“, schreibt Milarch.^{4a)}

„Die Vordertruppen zogen sich am 16. etwas nach Goldeberg zu, und nur ein Theil der Reiterei blieb bei Mertschütz.“ — Bald nach Mittag erging an York der Befehl, mit seinem Korps von Conradswaldau „in ein Lager bei Jauer“ zu marschieren. Da „die Direction der Kolonnen vom Blücherschen Hauptquartier nicht genau vorgeschrieben worden, . . . kreuzte sich unsere Kolonne . . . mit einer Kolonne des Langeronschen Corps, so daß wir nach einem höchstbeschwerlichen Nachtmarsche erst am 17. Morgen in das Lager kamen. Starkes Regenwetter machte“ — in dem aufgeweichten tiefen Lehm Boden — „den Marsch noch beschwerlicher“ (Milarch S. 52). — Bei einer zweiten, von Gneisenau an diesem Tage „mit der Yorckschen Avantgarde und der gesamten Reservekavallerie in Richtung auf Gold-

Aug.
16.

Aug.
17.

⁴⁾ Napoleons Genialität zeigte sich wieder bei der Konzeption dieses Kriegsplans! Aber bei der Durchführung machte sich, wie gelegentlich schon früher, jetzt in verstärktem Maße bei den meisten Dispositionen und Operationen im August/Oktober 1813 „ein Nachlassen seines Genius“ bemerkbar, ein Nachgeben gegen besondere, plötzlich auftretende Umstände, „während es früher das Kennzeichen seines Genius gewesen war, die Umstände zu meistern“. — „Immer häufiger geschieht es, daß des Kaisers Genie in einem kritischen Augenblick nachläßt . . . endlich mußte es dahin kommen, daß die Umstände so zusammentreffen, um ihm den Untergang zu bringen“ (York von Wartenburg: Napoleon als Feldherr, II, S. 246).

^{4a)} (A. A. F. Milarch): Denkwürdigkeiten des Mecklenburg-Strelitzischen Husaren-Regiments in den Jahren des Befreiungskampfes 1813 bis 1815, nach dem Tagebuch eines alten Husaren und authentischen Quellen niedergeschrieben, 1854, S. 51/52.

berg unternommenen großen Rekognoszierung ^{4b)} konnte festgestellt werden, daß die französische Armee noch an der Katzbach wie bei Liegnitz so bei Goldberg stand". Aber bereits in der Nacht auf den 18. zog sie sich zurück!

Aug. 18. „So erfolgte am 18. August, wie es Aufzeichnungen des Yorckschen Hauptquartiers . . . nennen, ‚die erste Dispositon zum fortwährenden Verfolgen des Feindes‘: Am 19. sollte Sacken, über Liegnitz und Hainau, Yorck über Goldberg, Löwenberg gegen Naumburg, Langeron über Schönau auf Lauban vorgehen.“

Aug. 19. Yorck ließ noch am 18. seine Avantgarde von Jauer aufbrechen und folgte mit dem Gros am Morgen des 19. über Goldberg bis an die schnelle Deichsel. Die Avantgarde wurde in ein hartnäckiges Gefecht verwickelt, das sich bis an das rechte Boberufer bei Löwenberg und Bunzlau erstreckte. Yorcks rechte Kolonne unter dem Kommando des Prinzen Carl von Mecklenburg überschritt die schnelle Deichsel und ging in Richtung auf den Gröditzberg vor. „Wir . . . erreichten“, schreibt Saefkow (S. 22/24) „Nachmittags eine Plateau, welches durch ein Thal von dem Gröditzberg getrennt ist, woselbst wir aufmarschirten, Rund um den Gröditzberg hatten sich die Franzosen aufgestellt; es waren . . . mehrere Batterien aufgefahren und in das mäßig abgedachte Thal Plänkler und Tirailleurs vorgeschickt.“ Die Jäger und ein Zug Husaren wurden „zum Flankiren“ vorgeschickt. Diese ritten „wacker mit den Pistolen auf die mit Carabinern versehenen Chasseurs heran, pufften auf sie los“, dann schwenkten sie ab, um zu laden und wieder vorzurücken. Als das Regiment „mit gezogenem Säbel im Trabe“ wieder einmal vorrückte, machte die französische Kavallerie Kehrt. „Gegen Abend fuhr eine preußische Batterie auf und bemerkten wir, daß die Franzosen vor ihren Kanonen Feuer anmachten, ihre Tirailleurs und Flankeurs einzogen und abmarschirten; gleich darauf donnerte ihnen unsere batterie den Abschiedsgruß nach, und auch unsere 3 Escadrons, die 2te war noch nicht wieder bei uns, rückten in Zügen im Trabe vor, um die Franzosen einzuholen.“ Das glückte aber weder den Husaren noch den andern Kavallerieregimentern!^{4c)} — In der Dunkelheit gerieten die Husaren in einen Hohlweg, der zu einer von Franzosen besetzten Wassermühle führte. Es gelang, unbemerkt wieder umzukehren und in einem Dorf Biwak zu beziehen, „wo auch nichts zu holen war, um unsern Hunger zu stillen, nachdem wir seit 5 Uhr Morgens im Sattel für uns und unsere Pferde noch nichts bekommen hatten. Kartoffeln, die gebuddelt in unseren Feldkesseln gekocht wurden, gaben unser frugales Nachtmahl.“

Aug. 20. Am Morgen des 20. August brachen wir wieder auf und marschirten gegen Bunzlau; die voraufgehende Spitze unserer Husaren machte einige Gefangene, Italiener und Franzosen; wir marschirten schon auf, um die Nachhut des abzie-

^{4b)} Als man im Lager bei Jauer in der Ferne Kanonenschüsse hörte, dachten die Strelitzer Husaren an ihre 2. Schwadron! Die aber hatte, wie man später erfuhr, in dem Gefecht bei Röchlitz, „sich wacker im Kanonenfeuer gehalten, 2 Pferde verloren, aber durch Beutepferde sich wieder beritten gemacht, die man im Verein mit den brandenburgischen Uhlanen dem Feinde abgejagt hatte“ (Milarch, S. 52/53).

^{4c)} „Unsere Plänkler sprengten keck ins Dorf (Gröditz), durchsuchten es, und bald waren einige der Jäger, v. Fabrice unter den ersten, auf dem Berge, auf die französische batterie zu. Aber statt Kanonen fanden sie einige Hinterwagen mit aufgelegten Stücken Bauholz. Der Qualm des vermeintlichen Biwachtfeuer hatte das Ganze in solchen Nebel gehüllt, daß wir uns Stunden lang dadurch hatten täuschen lassen. Die Franzosen hatten darüber einen bedeutenden Vorsprung gewonnen, daß wir mit unsern hungrigen Pferden sie nicht mehr einholen konnten“ (Milarch, S. 54).

henden Feindes anzugreifen, der durch ein Dorf zog, solches aber in Brand steckte und sich solchergestalt rettete. Mittags wurde uns der Befehl, uns auf Bunzlau zu dirigieren, und wurden wir etwa gegen 5 Uhr Abends durch eine furchtbare Explosion, so daß die Erde erbebt, in Spannung versetzt, und erfuhren wir, daß die (von Bunzlau) abziehenden Franzosen ein Pulver-Magazin in die Luft gesprengt hatten“ (Saefkow).

Am 21. war das ganze Korps bis an den Bober gelangt, der bei Bunzlau und bei Löwenberg überschritten werden sollte. Blücher wollte die Offensive fortsetzen, während Gneisenau und Yorck „ernstlich abrieten“. Man hatte beobachtet, daß starke Truppenverbände der Franzosen bei Löwenberg angesammelt waren. Ihr „vive l'Empereur“ schallte zu Yorcks Soldaten herüber. Das deutete an, daß Napoleon bei der Boberarmee eingetroffen war und zum Gegenstoß ausholen wollte. Er hatte die Nachricht erhalten, „daß ein großer Teil der russischen Streitkräfte aus Schlesien nach Böhmen zur Verstärkung der Hauptarmee abmarschiert“ war. Daher nahm er davon Abstand, selbst gegen Berlin vorzugehen und faßte am 20. August den Entschluß, mit der durch die Garde und das I. Kavalleriekorps verstärkten Boberarmee am 21. August über Blücher herzufallen.⁵⁾

Als in Blüchers Hauptquartier die Meldung eintraf, „daß der Feind mit Macht über Bunzlau vordringe, gleichzeitig man die Kanonade von Löwenberg her lebhafter werden hörte“, waren die letzten Zweifel über Napoleons Vorhaben getilgt: Das Zentrum von Blüchers Armee wollte er frontal angreifen und gleichzeitig dessen rechten Flügel bei Bunzlau umgehen. Da beschloß Blücher, der Schlacht auszuweichen. Seine Armee sollte sich in Nachhutkämpfen zurückziehen, Yorcks Korps den Gröditzberg besetzen. Die Franzosen brachen aber mit starken Kräften aus Löwenberg hervor und bedrängten sehr Lobenthals Avantgarde sowie die 2. Brigade des Prinzen Carl, die ihr zu Hilfe geschickt wurde. Um 5 Uhr wurde befehlsgemäß der Rückzug fechtend angetreten. Nun ging es auf denselben Wegen, auf denen man gekommen war, und zwar bis Lauterseifen zurück. Droysen, II, S. 126/27. Yorck von Wartenburg, II, S. 260/63.

Die drei Schwadronen der Strelitzer Husaren waren mit der Ostpreußischen Nationalkavallerie am Morgen des 21. August „bis an das Boberufer, unfern Bunzlau“, gezogen, sahen am jenseitigen Ufer „eine große Menge französischer Kavallerie entlang ziehen“ und vernahmen auf dem linken Flügel der Armee ein heftiges Tirailleur- und Kanonenfeuer mit den Russen“ (Saefkow, S. 24). Die Franzosen griffen das „in der Nacht verlassene Bunzlau an und nahmen es. Wir bekamen mit einem Male Befehl, unsern Posten zu verlassen, weil wir sonst

⁵⁾ Während des Herbstfeldzuges von 1813 trat hier zum erstenmal ein Nachlassen von Napoleons Genius zu Tage: Er führte diese strategisch besonders wichtige Operation nicht persönlich durch, sondern übertrug sie Marschall Oudinot. Dieser zeigte bei seinem Vorgehen gegen Berlin wenig Entschlußkraft. Es erlitten daher er am 22./23. 8. bei Blankenfelde und am 23. 8. bei Großbeeren sowie General Girard am 27. 8. bei Hagenberg z. T. empfindliche Verluste und wurden durch die Generale Tauentzien, Bülow und Hirschfeld zum Rückzug gezwungen. In diesen Kämpfen bewährten sich sehr die preußischen Landwehrmänner, welche Napoleon verachtungsvoll als „Gesindel und Haufen schlechter Truppen“ bezeichnet hatte! Durch die schwere Niederlage, welche Bülow dem Marschall Ney am 6. 11. bei Dennewitz zufügte, wurde die Bedrohung Berlins und die Erringung der Oderlinie durch Napoleon endgültig gebannt. — Auch die Aktion gegen Blücher wurde — entgegen dem früher von Napoleon seinen Marschällen gegenüber aufgestellten Postulat — nicht konsequent durchgeführt, wie wir sehen werden: Droysen, II, S. 126. Yorck von Wartenburg, II, S. 257, 276, 290.

abgeschnitten würden und bekamen unsere Richtung nach Löwenberg hin“ (von Oertzen).⁶⁾

Als die Husaren und Jäger den Rückzugsbefehl erhalten hatten, durchzogen sie im Trab ein langes Defilé, wobei Major von Bismarck äußerte: „Wenn uns die Franzosen aus diesem infamen Engpaß ungeschoren herauslassen, müssen sie blind oder dämlich sein.“ — „Wir waren in der That fast abgeschnitten“, vermerkt weiterhin Saefkow, „und nicht in der besten Stimmung, zumal es stark regnete. Endlich gelangten wir unangefochten wieder ins Freie und näherten uns dem Kampfplatz von Löwenberg, woselbst das Gefecht noch in vollem Gange war. Unsere 2. Brigade hatte einen harten Stand gehabt, und es zog eine Menge Verwundeter bei uns vorbei; wir selbst durften jedoch diesmal nicht Antheil am Gefecht nehmen . . .“

„Als wir auf die Höhe kamen“, heißt es bei von Oertzen⁷⁾, von wo aus wir das ganze Treffen übersehen konnten, begegnete uns der General Horn, der sich zurückzog und uns zu folgen befahl. Wir hörten, daß sowohl hier (bei Löwenberg), als auch bei Bunzlau es nicht zu unserm Vortheile ausgefallen sei“. Das Regiment schloß sich an „und half den Rückzug gegen Lauterseifen hin decken, der nach Sonnenuntergang vom Feinde nicht weiter beunruhigt wurde! Ziemlich spät in der Nacht ward“ — bei anhaltendem Regen — „die Biwacht bezogen. Die Husaren hatten genug damit zu thun, für ihre ermatteten Pferde zu sorgen; zum Kochen des zuletzt verteilten Fleisches fehlte es an Holz und Zeit. Schon seit 2 Tagen hatte man es auf den Pferden mitgeschleppt und großtheils als verdorben wegwerfen müssen“ (Milarch, S. 58).

Die der Avantgarde zugeweilte 2. Schwadron der Strelitzer Husaren hatte am 21. einen „schweren Stand gehabt. Von einer Anhöhe herab hatte sie, unterstützt von einer Schwadron Landwehr-Kavallerie, mit den schwarzen Husaren auf französische Chasseurs, die auf unsere Scharfschützen eindrangten, einen Angriff gemacht, zu welchem sie von Lobenthal mit den Worten aufgefordert wurden: ‚Nun, Mecklenburger, zeigt, was ihr könnt!‘ Beim Verfolgen der sich ihrem Angriff entziehenden Feinde, wurden sie von einer demaskierten französischen Batterie mit einer Kartätschensalve begrüßt. Diese und das Flankenfeuer der französischen Infanterie, dazu ungünstiges Terrain, nötigten sie, von weiterer Verfolgung abzu- sehen. Unteroffizier Strübing wurde zwei Mal schwer am rechten Fuß verwundet. Das Bein mußte ihm abgenommen werden.“⁸⁾ Die Schwadron hatte noch einige

⁶⁾ „Aus dem Tagebuche des freiwilligen Jägers im mecklenburgisch-strelitzschen Husarenregiment V . . . v. O . . . , (aus Rattey), 1813 bis 1815“: Jahrbücher für die deutsche Armee, 66. Bd., 1888, S. 158/59.

⁷⁾ S. Anm. 6). — Wenn bei Milarch (S. 58) steht: „Das Regiment schloß sich der Brigade wieder an“, so hat Milarch damit offenbar seine (2.) Brigade gemeint. Das trifft aber im Hinblick auf von Oertzens obige Angaben nicht zu. Hinzu kommt noch, daß von Oertzen hernach vermerkt, daß er am Morgen des 22. kommandiert wurde, eine Patrouille zu machen, „um wo möglich die Brigade des Prinzen Carl ausfindig zu machen . . .“ — Nach von Oertzen wurde in der Nacht 21./22. August bei Pilgramsdorf zusammen mit dem Ostpreußischen National-Kavallerieregiment biwakiert.

⁸⁾ Da alles zurückging, wäre Strübing wohl „unten auf der Wiese“ liegen geblieben und umgekommen, wenn nicht Oberst von Katzler zwei (schwarze?) Husaren aufgefordert hätte, Strübing auf die Anhöhe heraufzuholen. Dort gab ihm sein Schwadronschef Rittmeister Wilhelm von Grävenitz „einige Louisdors“ und sorgte dafür, daß er mit einem Wagen nach Goldberg und am andern Tage nach Reichenbach zurück-

tote Husaren und Pferde sowie verwundete Pferde. Nicht nur die Offiziere der Schwadron, sondern auch die Preußen, die mit ihnen gefochten, rühmten die Haltung und Bravour unserer Kameraden!“ (Milarch, S. 58/59). Blücher erließ folgenden Tagesbefehl an seine Truppen, der diesen sofort mitgeteilt werden sollte: „Der Feind will uns zu einer entscheidenden Schlacht zwingen, aber unser Vorteil erheischt, daß wir solche jetzt vermeiden; die meinem Befehl anvertraute Armee sehe den Rückzug nicht als einen abgenötigten, sondern als einen freiwilligen an, der darauf berechnet ist, ihn in sein Verderben zu führen“ Droysen, Yorck, II, S. 127/28).⁹⁾

Die „Avantgarde“ (bzw. Arrieregarde) Lobenthals „war auf das äußerste erschöpft, durch die Gefechte sehr mitgenommen. Sie wurde durch eine andere abgelöst, über die Katzeler den Befehl erhielt“ (Droysen, Yorck, II, S. 128). Daher stieß am Morgen des 22. die 2. Schwadron wieder zum Strelitzer Husarenregiment, als es „sich zum Abmarsch hinter die schnelle Deichsel anschickte . . . Unser Regiment schloß sich der abziehenden 2. Brigade an. Der Marsch, am Ende der Kolonne, war einer der beschwerlichsten wegen der unablässigen Stockungen“. Es wurde an Goldberg vorbei weiter rückwärts marschiert. — Die Franzosen drängten von Löwenberg aus stark nach, doch konnte Goldberg noch gehalten werden. — Währenddessen kamen die Husaren „bei dem fortgesetzten Rückmarsch in einen langen Engpaß bei Kroitsch an der Katzbach und gelangten endlich nach elf Uhr in der Nacht auf einen umgestürzten Acker in die Biwacht bei Niederkrain. Es fehlte an Holz, Stroh, selbst Wasser wollte uns die Stabswache aus dem Brunnen auf dem Gehöft, in welchem der Prinz Carl von Mecklenburg übernachtete, nicht verabfolgen. Die Husaren mußten mit den Pferden weit zurück nach der Katzbach und der wüthenden Neiße. Zum Schlafen auf dem vom Regenwetter aufgeweichten Boden war wenig Zeit übrig, denn der Hunger trieb zum Fleischkochen an. Es war schon der dritte Tag, daß wir nicht kochen konnten“. — Das für das Regiment bestimmte Vieh war „glücklicherweise angefundenes“, so hatte „die noch ruhige Zeit zum Schlachten benutzt und das Fleisch verteilt“ werden können (Milarch, S. 58—61. — Die Hergabe von Wasser aus dem genannten Brunnen wurde übrigens von Warburg „auf ernste Vorstellungen“ durchgesetzt). Das Regiment sicherte sich durch eine aus 4 Unteroffizieren und 40 Husaren unter Leutnant von Graevenitz bestehenden Feldwache, aber vom Feinde zeigte sich nichts (Saefkow, S. 25).

Die Soldaten des Yorckschen Korps waren „äußerst erschöpft“, es war ein „dritter Marsch ohne Kochen“ nach Aufzeichnungen des Yorckschen Hauptquartiers (Droysen, Yorck, II, S. 129).

gebracht wurde. „Daselbst war er von der Gemahlin des Generals von Hünerbein aufs Sorgfältigste gepflegt.“ — Strübing war später (um 1854) Postmeister in Friedland (Milarch, S. 59, 65/66; S. VIII).

⁹⁾ Während früher Napoleons „Blick für des Feindes Absichten klarer gewesen war, hatte jetzt aber sich seiner das Bedürfnis der Selbsttäuschung schon zu sehr bemächtigt, die Dinge dürften nicht anders sein als er es wollte“. So sah der Kaiser in dem Rückzug „ein Zeichen des geringen Vertrauens der feindlichen Führer zu ihren neugebildeten Truppen“. Er erkannte nicht, daß „der Rückzug der Schlesischen Armee ein wohlüberlegtes strategisches Manöver war“ (Yorck von Wartenburg, II, S. 263).

Das Gefecht bei Goldberg am 23. August.

Das Strelitzer Husarenregiment und Prinz Carl zeichnen sich durch bewunderungswürdige Tapferkeit aus.

Wenn Napoleon am 23. mit der gesamten Boberarmee, die durch die Garde und das 1. Kavalleriekorps verstärkt war, Blüchers Armee angegriffen hätte, wäre es um diese schlimm bestellt gewesen! Denn Napoleon war an Truppen und Geschützen fast doppelt so stark wie die Schlesische Armee. Hinzu kam, daß Napoleons Hauptwaffe, die Artillerie, derjenigen der Verbündeten überlegen war, insbesondere an Feuergeschwindigkeit! Glücklicherweise war plötzlich eine bedeutende Wendung in Napoleons Dispositionen eingetreten: In der Nacht vom 22./23. erhielt er Nachricht, die Böhmisches Armee „sei im Begriffe, in Sachsen einzudringen, und er müsse für das Schicksal Dresdens besorgt sein. Der Kaiser beschließt sogleich, diesem wichtigsten Stützpunkte seiner Basis selbst zu Hilfe zu eilen. Er übergibt das Kommando in Schlesien an Macdonald mit dem Befehle, Blücher bis Jauer zurückzudrängen und dann eine Defensiv-Aufstellung am Bober in der Linie Bunzlau—Löwenberg—Hirschberg zu nehmen“ . . . Macdonald erhält für die Aufgabe das V. Korps (Lauriston), sein eigenes, das XI. (nun Gérard), das III. (Souhan, bislang Ney, der mit nach Dresden genommen wird) und das 2. Kavalleriekorps (Sebastiani) Yorck von Wartenburg, II, S. 264). — Macdonalds und Blüchers Armeen waren nunmehr ungefähr gleich stark.

Aug.
23.

„Am frühen Morgen“ des 23. traf in Blüchers Hauptquartier eine Meldung des Majors v. d. Goltz von der Brigade des Generalleutnants von Hünerbein ein, „seine Stellung sei bedroht, da der Feind während der Nacht sich der Höhen südwärts von Goldberg bemächtigt“ hätte. Yorck erhielt den Befehl, eine Brigade über die Katzbach zu entsenden. „Es wurde die des Prinzen von Mecklenburg vorgeschickt, mit der Weisung, nur wenn sehr überlegene Macht ihn zwingt, über die Katzbach zurückzugehen“ (Droysen, II, S. 129). Die Strelitzer Husaren saßen „um 6 Uhr Morgens schon wieder auf“^{9a)}. Es kam ihnen „gut zu Statten“, daß sie vorher von der in der Nacht gekochten Fleischbrühe noch etwas hatten genießen können, denn „es gab wieder nichts weiter am ganzen Tage als Brot und Brantwein, und es war der heißeste, den wir bis jetzt erlebt hatten“ (Milarch, S. 61/62).

Prinz Carl ließ seine Brigade teils auf dem Plateau jenseits der Katzbach, teils im Flußtal in Stellung gehen, linker Flügel bei Niederau, rechter bei Hochberg. Der Feind sollte verhindert werden, „sich zwischen Goldberg und Röchlitz in das Thal der Katzbach zu werfen“¹⁰⁾.

Als das Gros der Strelitzer Husaren auf der Hochfläche ankam und aufmarschierte, war die Avantgarde des Regiments „schon in lebhaftem Geplänkel mit dem Feinde, Husaren und Jäger plänkelten mit ungemeiner Kühnheit. Der Unteroffizier Woltersdorf, von der ersten Schwadron, trieb die ihm gegenüber kämpfenden französischen Plänkler bis in das französische Lager bei Goldberg, hieb einige vom Pferde und zog durch seine beispiellose Kühnheit die Aufmerk-

^{9a)} Die Feldwache des Leutnants von Graevenitz traf, nachdem die Husaren „abgekocht und gefüttert hatten, etwa gegen 8 Uhr“ bei ihren Schwadronen wieder ein. „Etwa gegen 10 Uhr rückte unser Regiment in die Schlachtlinie ein . . .“ (Saefkow, S. 25/26).

¹⁰⁾ W. Behm: Die Mecklenburger 1813 bis 15 in den Befreiungskriegen 1913, S. 135/36.

samkeit des Prinzen Carl so auf sich, daß dieser ihn nochmals zum Kreuze vorschlug. Der Karabinier Hilgendorf . . . hatte das Unglück, daß ihm seine Säbelklinge bei einem nach einem französischen Dragoner geführten Hiebe sprang. Das sieht der Gefährte des Flüchtenden und kommt auf Hilgendorf zugesprengt. Der steigt ruhig vom Pferde, läßt den Franzosen auf 20 bis 30 Schritt heran kommen, schießt ihn herunter, schnallt dem Gefallenen seinen Säbel ab und bewaffnet sich damit. Ebenso kühn flankirten die Jäger, von denen einige wieder ihre Büchsen probirten. Aber mehreren von ihnen sagte der Kampf in der Nähe mehr zu. Sie ließen Büchsen Büchsen sein und mischten sich unter die Plänkler mit Pistolen und Säbel. Einer der Kühnsten unter ihnen war der Jäger Lemcke“ (aus Groß Dratow). „Es würde Ew. Durchlaucht ermüden“, heißt in dem Berichte Warburgs an Herzog Carl, „alle Züge von persönlicher Tapferkeit zu lesen, von denen ich sehr viele anführen könnte“ (Milarch, S. 62).

„Die Jäger waren zum Flankiren vorgeschickt“, vermerkt Viktor von Oertzen in seinem Tagebuch ^{10a)}, „wurden aber bald zurückgeworfen, weil die Franzosen, teils Infanterie, teils Kavallerie, viel stärker wie wir waren. Sie trieben uns über einen Hohlweg zurück, und wir schlossen uns an das Regiment an, welches eine Batterie deckte. In kurzem fuhren die Franzosen, welche in ungeheuren Massen von der Höhe herunter kamen, Kanonen gegen uns auf und demontirten in kurzer Zeit unsere Batterie. Wir standen also jetzt ganz allein da und waren einem mörderischen Feuer mehrere Stunden lang ausgesetzt . . . Wir bekamen Befehl, die vorgehende feindliche Kavallerie anzugreifen . . . gingen ihr entgegen und warfen sie vollständig. Es waren polnische Lanziers. Durch das Vorgehen kamen wir der Artillerie, die verdeckt stand, zu nahe, und wurden mit einer gehörigen Kartätsch-Salve bedient, die uns zum Zurückgehen nötigte. Wir mußten über den ungeheuer breiten Graben setzen, der Oberjäger Denzin stürzte hinein und rettete sich nur mit großer Mühe . . . Nachdem wir noch einmal auf französische Chasseurs eingehauen und sie geworfen hatten, gingen wir zu unser alten Fleck ins Kanonenfeuer zurück. Die Franzosen, welche jetzt wohl sahen, wie schwach wir waren, drangen jetzt in immer größeren Massen vor; wir zogen nun also allmählich ab, indem wir immer die Infanterie deckten . . .“.

Die zuerst den „feindlichen Tirailleurs“ entgegengeschickte Jägerabteilung, zu der Viktor von Oertzen gehörte, war von einer zweiten Abteilung abgelöst worden. Diese hatte sich zunächst in der Nähe des Regiments in einem „deckenden Hohlweg“ aufgestellt. Die Franzosen standen „so nahe“, schreibt Richter in seinen Erinnerungen ^{10b)} „daß die Entwicklung ihrer Kolonnen, den Marsch einzelner Regimenter und das Herannahen der vorgeschobenen Tirailleurs deutlich wahrnehmen konnten. Ein französischer Offizier, der seinen mit weißem Federbusch besetzten Hut nach uns schwenkte und allerhand Männchen und Glossen machte, wodurch er uns herauszufordern schien, erregte unsere besondere Aufmerksamkeit, und um zu zeigen, daß wir seine herausfordernden Gesten verstanden hätten, saßen wir alle der Reihe nach ab und probierten unsere Büchsen auf ihn; jedoch die Entfernung war zu weit, und wäre dies auch nicht der Fall gewesen,

^{10a)} S. Anm. 6).

^{10b)} F. Richter (aus Buchholz bei Fürstenberg): Erinnerungen aus dem vom ehemaligen Mecklenburg-Strelitzischen Husarenregimente glorreich beendeten Feldzuge im Jahre 1813. In besonderer Berücksichtigung auf das freiwillige Jäger-Corps, 1838, S. 21—23.

es würde immer zweifelhaft geblieben seyn, ob dennoch unsre Kugeln das Herz des französischen Prahlhanses getroffen hätten . . . Wir waren, ungeachtet der ersten Stunde, der wir entgegengingen, nicht niedergeschlagen, ja mancher Witz, manches scherzhafte Wort wurde gehört . . . Doch bald, da die Franzosen immer heftiger andrängten, zogen wir uns eine kleine Strecke zurück; aber pfeilschnell . . . hatte die feindliche Artillerie den Hohlweg übersprungen und begann uns tüchtig etwas vorzubrummen, und das unangenehme Pfeifen der über unsere Köpfe hinwegfliegenden Kugeln tönte uns in die Ohren. Doch plötzlich erreichte eine Kugel ihr Ziel, und unser guter, lieber Kamerad Völlner — im 2. Gliede reitend — war nicht mehr . . .“ — Die zweite Jägerabteilung rückte nun zum Tirailleurgefecht vor. Alle kamen glücklich zurück bis auf den Jäger Lemcke. Er war „schwer, fast tödtlich verwundet durch eine Flintenkugel, die ihm durch den linken Arm in die Seite gedungen war. In diesem Zustande hatte ihn der Regiments-Quartiermeister Milarch gefunden und durch unsern Burschen vom Schlachtfelde bringen lassen . . . Im Laufe der Schlacht fielen wir bald die feindliche Kavallerie an, stürzten uns jubelnd derselben nach, wenn sie uns, wie es oft geschah, den Rücken zeigte; — bald aber . . . mußten wir, um uns von unserer Schlachtlinie nicht zu weit zu entfernen, links umschwenken, und dann gaben die artigen Franzosen uns das Geleit. Bei diesen verschiedenen Angriffen und Rückzügen ging es für einzelne nicht immer glücklich ab; einige stürzten, indem das Pferd gefallen oder gar todt geschossen war; sie hatten in dem ersten Fall genug zu thun, rasch wieder zu Pferde zu kommen, im letzteren sich der größten Schnellfüßigkeit zu befleißigen, das Regiment zu erreichen, um nicht von dem Feinde erhascht zu werden. Bei einer solchen Gelegenheit ward auch der Jäger Luplow durch das Stück einer gesprungenen Granate in der Schulter verwundet“.

Von Bedeutung sind auch die Erinnerungen des Karabiniers Jacobi ^{10c)}, es heißt in diesen: „In scharfem Trabe, mit halblinks vorwärts ging unsere Colonne nun ab, und bald kamen wir zu unserer Artillerie, die schon munter feuerte. Wir sollten die Kanonen decken. Indem marschirte vor uns ein Regiment feindlicher Cavallerie auf. Mein Nebenmann sagte: ‚wenn die auf uns einhauen, so fressen sie uns wenige Mann mit Haut und Haaren auf.‘ Ich wies, ihm zur Beruhigung, auf die vor uns stehenden 20 Kanonen und antwortete: ‚Die sprechen auch noch mit.‘ So kam es auch. Unsere Artillerie begrüßte mit Kartätschen die Franzosen, daß sie genug bekamen, zurückgehen mußten und wir sie nicht wiedersahen.

Da kam ein preußischer Major gesprengt und sagte dem commandirenden Lieutenant, er solle mit den Husaren der Infanterie zu Hülfe kommen, die Franzosen seien im Lager bei Hochberg. Im Galopp ging es hin an den Feind. In dem Lager mußten wir uns erst wieder ordnen und nun gings mit Hurrah die Straße hinab. Die Franzosen (Infanterie) standen zwischen zwei Reihen Hütten und glaubten sich gesichert; allein unkundig der Gefahr, stürzten wir auf sie los.

^{10c)} Behm, S. 138, nach Schilderungen Jacobis in: „Aus dem Tagebuche eines Freiwilligen von 1813 und 1814“ in der „Parole“ 1878, auch Separat-Abdruck. — Behm bezeichnet Jacobi irrtümlich als Jäger, er war vielmehr Karabinier, und zwar in der I. Schwadron (Saefkow, S. 9). Er scheint zunächst zu der Abteilung des Unteroffiziers Woltersdorf, also zur Avantgarde, gehört zu haben. — Jacobi, Sohn eines Woldecker Kaufmanns, war Kriegsabiturient des Prenzlauer Gymnasiums und von 1829 bis zu seinem Tod (1863) Pastor in Teschendorf bei Burg Stargard (Mecklbg. Jahrb., 69, 1904, S. 201/02). Trotz aller Bemühungen war es dem Verf. nicht möglich, einen Abdruck von dem Tagebuche Jacobis ausfindig zu machen.

Major Wulfen^{10d)} fiel gleich und noch mehrere der Unseren. Angesichts des Feindes schwenkten wir links, und als wir nun Auge in Auge ihm gegenüber waren, hieben unsere Säbel tapfer drein. Wenn der Gegner nur erst im Gesichte tüchtig getroffen war, so kümmerte er uns nicht weiter. Alles dies ging schnell, sehr schnell. Die Franzosen zogen sich eiligst zurück, unsere Infanterie sammelte sich wieder und verfolgte den Feind ebenfalls. Ich sah einen Franzosen 30—40 Schritte von mir in einen Busch sich flüchten und jagte ihm nach. Er schoß. Die Kugel pfiß dicht an mir vorbei. In dem Augenblicke, wo ich ihn mit aufgehobenem Säbel erreicht, springt er einen Abhang hinab, ich ziehe die Pistol, schieße, und der Mensch stürzt kopfüber den Berg hinab . . . Nach dieser ersten Attaque auf Infanterie sammelten wir uns schnell wieder, da französische Chasseure auf uns zu kamen. Wir aber ritten ihnen muthig entgegen, sprengten sie auseinander und verfolgten sie . . . Aus einer dritten Attaque auf Cavallerie ward nichts. Die Franzosen hielten nicht stand. Ich war an diesem ersten Tage ungefährdet davon gekommen. Doch mein Pferd hatte zwei leichte Streifschüsse bekommen, die ihm aber nicht schaden, und mein Feldkessel war durchschossen und durchlöchert worden, so daß etwas darin aufbewahrtes Mehl verschüttet worden war . . .“

Was das Gros des Husarenregiments betrifft, so hatte es sich nach dem Aufmarsch auf der Hochfläche jenseits der Katzbach „in der Aufstellung in zwei Abtheilungen theilen“ müssen (Milarch, S. 62).

Die erste Schwadron unter Major von Bismarck sollte eine Batterie decken, die links auffuhr, abprotzte und sofort das Feuer eröffnete“ (Saefkow, S. 26). — Die übrigen Schwadronen „mußten mehr rechts das Füsilierbataillon des 2. Ostpreussischen Infanterieregiments, welches das Dorf Hochberg verteidigte, vor einer Umgehung schützen“ (Milarch, S. 62)¹¹⁾.

„Als wir im Angesicht der Franzosen aufmarschirt waren“, schreibt Saefkow (S. 26/28), „hielt unser Major eine Ansprache an uns. Husaren, sagte er, wir werden heute einen heißen Tag haben, ich bin es von euch überzeugt, daß ihr euch brav halten werdet, aber das sage ich euch: Wer nicht auf mein Kommando hört, oder feige ausreißt, den gebe ich den Offizieren Erlaubnis niederzuhauen, und so auch umgekehrt.“

„Nach den ersten Schüssen unserer Batterie eröffneten nun auch die Franzosen ihr Feuer aus mindestens 30 Geschützen . . . und sauseten ihre Kugeln über unsere Köpfe hin, durch ihr Geheul eine unheimliche Musik machend. Wir konnten die Kanonen deutlich laden und abfeuern sehen . . . Anfangs bückten wir uns unwillkürlich vor den über uns, zuweilen in nächster Nähe dahin sausenden Kugeln, als aber unser alter Wachtmeister Borchert uns zurief: „Husaren, schämt euch, wer wollte sich bücken, die Kugel, die ihr hört, trifft euch nicht“, nahmen wir uns zu-

^{10d)} In der Aufstellung über das Yorksche Korps, über dessen Generalstäbler und Adjutanten und über die Truppenführer bis zu den Bataillons- und Batterieführern, wird bei Droysen ein Major Wulfen nicht aufgeführt. Es scheint hier ein Irrtum oder eine Verwechslung Jacobis vorzuliegen.

¹¹⁾ Saefkow vermerkt, daß seine (die erste) Schwadron die Batterie decken sollte, die links von ihnen auffuhr. Wenn Milarch schreibt (S. 62), daß die 3. und 4. Schwadron „unsere Batterie im Auge behalten sollte, die das Feuer der französischen Batterie von 20 bis 30 Kanonen erwiderte“, während die erste und 2. Schwadron „mehr rechts das Füsilierbataillon . . . schützen“ mußte, so wird hier ein Irrtum Milarchs vorliegen. Nach Droysen (II. S. 130) ließ Prinz Carl „seine zwei Füsilierbataillone und drei Eskadrons unter dem steilen Talrand halten . . .“.

sammen. Wir mußten nun mehrere Stunden lang, den Säbel in der Scheide, un-
ausgesetzt das Feuer der feindlichen Batterien aushalten, denen wir zum Zielpunkt
dienten und die ihr Feuer auf unsere Batterie und auf uns abgaben, und es war
wahrlich keine kleine Aufgabe für uns, zum ersten Male in einem solchen Feuer
ruhig halten zu bleiben, und hätten die Franzosen besser getroffen, wäre wohl
wenig von uns übrig geblieben; so aber gingen die Kugeln fast sämtlich über uns
weg und schlugen mehr in die Landwehr-Cavallerie ein, die etwa 800 Schritt hinter
uns im 2ten Treffen stand . . .

Als der Kampf am heftigsten entbrannt war, bereits mehrere Dörfer in Flammen
standen und unser Prinz Carl in ^{11a)} Goldberg ein heftiges Gefecht bestand, ritt
unser Major auf eine kleine Anhöhe, woselbst er erblickt hatte, daß unsere Ost-
preußen, welche zum Tiralliren vorgegangen, von französischen Chasseurs ange-
griffen wurden. Er kam zurückgesprengt, rief schon aus der Ferne: ‚Escadron,
das Gewehr auf, Marsch-Trab, Galopp, Marsch Marsch!‘ – und so ging es, den
Major an der Spitze, mit Hurrah auf die Chasseurs ein, die, obgleich wohl noch
einmal so stark als wir, schon beim ersten Anprall geworfen und nun aufs Hef-
tigste verfolgt und eine Anzahl herunter gehauen wurde. Es war dies das erste
Mal, daß wir ordentlich zum Einhauen kamen und für uns ein solches Gaudium,
die Franzosen geworfen zu haben, daß sich niemand an das Commando unseres
Majors kehrte, welcher Appell blasen ließ, mit uns fortsprengte und uns zurief:
‚In Dreideubels-Namen kehrt!‘ es ging hinter den Chasseurs her, wer am besten
jagen konnte bis dicht an die französische Infanterie, die uns mit Klein-Gewehr-
feuer empfing und deren Kugeln uns um die Ohren pffifen, welches uns nun doch
so bunt wurde, daß wir ‚Kehrt‘ machten und in unsere alte Position wieder ein-
rückten. Merkwürdigerweise kamen wir aus dieser Attaque, so viel mir bekannt,
alle heil heraus, obgleich uns die Gewehr kugeln wie die Fliegen um die Ohren
summten. Unsern Major mußte es gefreut haben, bei dieser ersten Gelegenheit zu
sehen, daß er sich auf uns verlassen konnte, denn er sagte, als wir uns wieder
gesammelt hatten, nur: ‚Ich bitte mir aus, daß ihr künftig besser auf mein Com-
mando hört, ihr hättet da leicht in eine schöne Patsche kommen können!‘, sah aber
doch dabei ganz vergnüglich aus“ (Saefkow).

Auch bei den unter dem Kommando des Oberleutnants von Warburg stehen-
den 3 Schwadronen war zunächst die Situation die gleiche wie bei der ersten: Es
hieß, stundenlang dem feindlichen Artilleriefeuer ausgesetzt, Stand halten. „Als
die brausenden und sausenden Paßkugeln“, schreibt Milarch (S. 62 ff.), „theils
vor der Front . . . einschlugen, theils über unsere Köpfe dahinbrausten, sprengte
Warburg vor den Fronten der Schwadronen auf und nieder, bald hier, bald dort
Muth einsprechend. Ihm war, Gott weiß woher, schon wieder die Kunde geworden,
daß wir den Feind hier festhalten sollten, während der übrige Theil des Yorckschen
Corps und die Russen die Franzosen in ihren Flanken umgehen und angriffsweise
verfahren sollten. So rief er denn mit seiner allen Kanonendonner durchdringenden
Stimme uns zu: ‚Wir müssen hier Stand halten, denn unsre andern Truppen um-
gehen unterdeß die Franzosen und fassen sie in Flanken und Rücken ^{11b)}, daß

^{11a)} Vielmehr bei Goldberg!

^{11b)} Diese Änderung in den Dispositionen Blüchers am 23. August ist sehr merk-
würdig! Es hatte doch der immer gut orientierte Warburg am Vormittag zu seiner
nächsten Umgebung gesagt: „Wir schlagen uns heute für die Retraite, es kann noch
hitziger hergehen, als die Tage zuvor, und wir kommen zum erstenmal ins heiße Feuer.

sie die Schwerenoth kriegen.' So wußte er feste Haltung im Regimente zu erhalten, selbst als die Übermacht des Feindes immer heftiger andrängte. Als das Gefecht in dem Dorfe zur Rechten immer heftiger wurde, sprengte er mit seiner Umgebung dahin, sich selbst von dem Stande der Dinge zu überzeugen. Man kam eben an, als die Füsiliere begannen sich abzusetzen und die französischen Tirailleurs um das Dorf herumkommend ihre Kugeln auf Warburg und seine Umgebung richteten. Diese gerieten bei dem Bestreben, sich den feindlichen Kugeln zu entziehen, in einen mit Hecke und Wassergraben umgebenen Garten, aus dem man nur noch „durch einen gewagten Sprung“ herauskommen konnte, der aber allen glückte. Sie kamen bei den Schwadronen an, „als sie im Begriff waren, französischen Chasseurs entgegen zu gehen . . . Aber wie bei Löwenberg hielten sie unsern Angriff nicht aus, sondern schwenkten ab und demaskirten eine Batterie, die heftig zu sprechen anfang . . . Als das Feuer der feindlichen Batterien immer heftiger wurde, mehrere unserer Kanonen demontirt zurückgenommen werden mußten, der rechte Flügel der Brigade, wo die Landwehrbataillone standen, sich zurückzog, wobei ein Bataillon ins Laufen geriet ¹²⁾, sprengte Graevenitz mit den beiden andern Schadronen ¹³⁾ heran, forderte mit den Offizieren des Bataillons um Stillhalten und Ordnen auf und eilte dann der französischen Reiterei entgegen.“ Diese war schon im Begriff, das letzte noch kampffähige Geschütz zu nehmen, da rief der standhaft bei diesem ausharrende Feuerwerker dem Rittmeister von Graevenitz und seinen Husaren, die auf die Franzosen einhauen wollten, zu: „Laßt mich noch erst einen Schuß thun, Mecklenburger!“ Der Kartätschschuß traf so gut, daß die feindliche Reiterei „auseinanderstob“. Die Husaren hinterdrein und trieben sie, alles nieder hauend, was sie mit ihren raschen Pferden erreichen konnte, „bis hinter die Infanterie und gingen wohlgeordnet und in fester Haltung im heftigen Feuer wieder zurück in ihre frühere Stellung“ (Milarch, S. 62 ff.).

An anderer Stelle hatte das 2. Schlesische Musketierbataillon unter Major von Kurnatowsky den Angriff feindlicher Infanterie und Kavallerie zunächst zurückgewiesen. „Von heftigem Geschützfeuer unterstützt, drängte die feindliche Reiterei von neuem ein; es galt hier zunächst am Talrand durchzubrechen. Jene drei Geschütze, die Leutnant Stern mit unerschütterlicher Ruhe und Geistesgegenwart Lage auf Lage Kartätschen feuern ließ, wurden schon dicht umschwärmt, waren in Gefahr genommen zu werden; schon stürzten sich überlegene Massen auf die Bataillone rechts; sie waren im äußersten Gedränge; es war der entscheidende Augenblick.“ Kurnatowskys Bataillon hatte Karree formiert und hielt Stand. Da

Es kann uns schlimm ergehen. Alles, was Sie an zurückgehenden Blessirten oder Versprengten von unserm Regimente sehen, dirigiren Sie hier hinunter über Riemberg, Krayn, Weinberg nach Jauer“ (Milarch, S. 62).

¹²⁾ Trotz starkem Artillerief Feuer der Franzosen hatten die schlesischen Landwehrbataillone zunächst Stand gehalten. „Da schlug eine Granate mitten in das dicht geschlossene Neustädter Bataillon mit so furchtbarer Wirkung, daß dasselbe von Entsetzen ergriffen völlig auseinanderstiebt.“ Infolge des mörderischen Feuers der herangerückten französischen Infanterie gerieten zwei weitere Landwehrbataillone und das 2. Ostpreußische Infanteriebataillon ins Wanken. Da griff das Landshuter Landwehrbataillon mit gefällttem Bajonett den Feind an und warf ihn im Verein mit dem Liegnitzer Bataillon und den Ostpreußen, die sich wieder gesammelt hatten. Bei der Verfolgung wurden sie aber von feindlicher Kavallerie überrannt und die beiden Landwehrbataillone in einem „furchtbaren Gemetzel fast aufgerieben“ (Droysen, II, S. 130).

¹³⁾ Wohl die 2. und die 3., die 4. wohl Regimentsreserve.

sprengte Prinz Carl, feindliche Kavallerie dicht hinter sich, heran, wurde vom Karree aufgenommen und rief: „Bataillon Marsch!“ und die Fahne ergreifend: „Nun, Ostpreußen, gilts!“ Mit Hurra ging es gegen die Kavallerie, sie ward geworfen“ ¹⁴⁾).

„Endlich ^{14a)} traf die Order zum allmählichen Abziehen ein, es ging bis zu den zwei Fanalen bei Riemberg . . . Es waren inzwischen einige Regimenter von der Reservekavallerie herbeigekommen, womit die anfangs so kühne, an Zahl überlegene feindliche Kavallerie in Respect gehalten wurde. In Goldberg, welches die Infanterie der Avantgarde unter Major v. d. Goltz hartnäckig verteidigte in Gemeinschaft mit den Russen, war der Kampf noch sehr heftig. Es dunkelte schon, als das Regiment den steilen Thalrand hinunterging und jenseits der Katzbach aufs Neue eine Stellung einnahm, die von Goldberg abziehende Infanterie aufzunehmen und den Rückzug der Unsrigen zu decken. Als die letzte Infanterie vorüber war, zog das Regiment ab. Die Dämmerung brach schon merklich an, aber das Feuer des Feindes in der Richtung auf den langen Engpaß hin, den wir längs der Katzbach zu passieren hatten, dauerte unablässig fort . . . Es blieb uns nichts weiter übrig, als in der langen Kolonne über Arnoldshof und Schlaupe zu folgen, wo wir in dunkler Nacht die wüthende Neißة passierten. Hunger, Durst und Ermüdung bis zum Äußersten machten diesen Marsch zu einem der beschwerlichsten. Seit 5 Uhr Morgens hatten unsere Pferde nicht naß oder trocken gekostet . . . Erst spät in der Nacht ließ Warburg in einem Dorfe halt machen, damit die Husaren aus den Scheunen sich Futter für die Pferde suchen könnten ¹⁵⁾. Es fehlte an Allem. Die Handpferde und Bedienten der Offiziere, der Wagen des Oberstleutnants, waren wer weiß wo . . . Einige von der Umgebung fanden in einer menschenleeren Mühle einen Backtrog. Sie kratzten den trockenen Teig heraus, verdünnten ihn mit Wasser in einem Topfe, kochten das auf und genossens als Erquickung ^{15a)}).

Mit dämmerndem Morgen brach das Regiment wieder auf und traf das Corps am Galgenberge bei Jauer lagernd. Die Stimmung unter den Truppen der Brigade war in etwas gehoben durch die Anerkennung dessen, was sie am gestrigen Tage geleistet, von Seiten des Generals von York gegen unsern Brigadier“ (Milarch). Und Major von Bismarck sagte zu seinen Husaren von der 1. Schwadron: „Ihr habt mir gestern Freude gemacht und in dem vertracten Kanonenfeuer so ruhig gehalten, wie ein altes Regiment; ich weiß jetzt, daß ich mich auf euch verlassen kann, nur müßt ihr auf mein Commando hören“ (Saefkow). Den Prinzen Carl

¹⁴⁾ Droysen, II, S. 130/31. Behm, S. 139. — Ein Ölgemälde von dieser Tat des Prinzen Carl befand sich im Neustrelitzer Schloß, 1945 wurde es bei dem Schloßbrand vernichtet.

^{14a)} Das Folgende nach Milarch, S. 65 ff.

¹⁵⁾ Saefkow bemerkt hier (S. 29): „Wir sowohl als auch unsere Pferde waren gänzlich erschöpft und mißgestimmt, daß wir uns vor den Franzosen zurückziehen mußten, da wir uns doch bewußt waren, daß wir, sowohl wie unsere braven Cameraden, die Preußen, unsere Schuldigkeit gethan hatten.“

^{15a)} Wie es bereits wenige Tage nach Eröffnung der Kampfhandlungen in der ehemals neutralen Zone aussah, schildert Richter (S. 20) mit folgenden Worten: „ . . . wir berührten . . . durch Brand und Plünderungen verwüstete Dörfer, in welchen auch das scharfe Späherauge eines Kasacken kein Stückchen Brodt, vielweniger ein menschliches Wesen würde entdeckt haben. Und das Elend in Schlesien war noch im Wachsen, brennende Dörfer rötheten Nacht für Nacht in weiter Ferne und an vielen Punkten den Horizont; alles, was vor und während des Waffenstillstandes verschont worden war, ward nun gewiß der Raubsucht der sich zurückziehenden erbitterten Franzosen und der ihnen nachfolgenden Kasacken zur Beute.“



Malchow:

Blick über den See auf die Klosterkirche mit ihrem neugotischen Turmhelm

Aus: Gedenktage des mitteldeutschen Raumes. Ein deutsches Kalendarium für 1964.
Verlag Wolfgang Weidlich, Frankfurt am Main.



Friedrich Friesen

(* 1785 Magdeburg, gefallen bei La Lobbe 1814) Lithographie von G. Engelbach
nach einer Zeichnung von Carl Sieg

Aus: Gedenktage des mitteldeutschen Raumes. Ein deutsches Kalendarium für 1964.
Verlag Wolfgang Weidlich, Frankfurt am Main.

aber empfing Yorck mit den halb sarkastischen, halb anerkennenden Worten: „Bisher trugen Ew. Durchlaucht den schwarzen Adlerorden als des Königs Schwager; gestern haben sie ihn sich erkämpft“ (Droysen, II. S. 133).

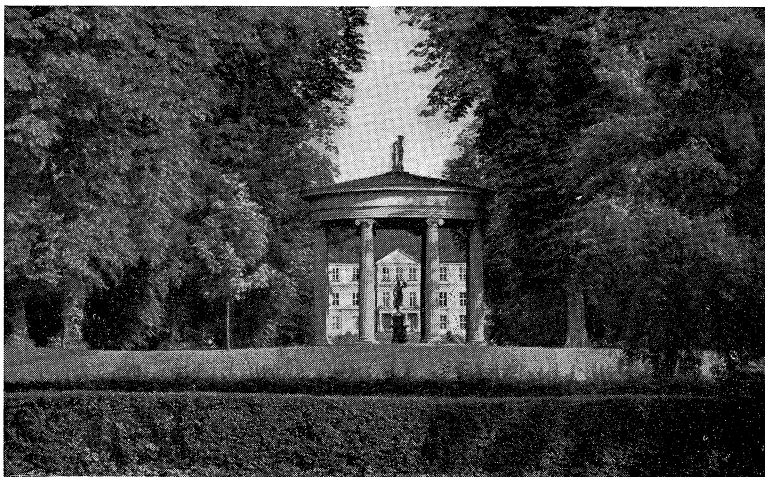
Die Brigade hatte sich „mit 6400 Mann und 8 Geschützen gegen 20 000 Mann und 30 Geschützen vier Stunden lang, zumeist in offener Gegend stehend, geschlagen. Ihr Verlust betrug an Toten, Verwundeten und Vermißten: 28 Offiziere, 1747 Mann und 64 Pferde; vier Geschütze waren demontirt worden, jedoch keines in die des Feindes gerathen“ (nach Behm, S. 139, Anm.).

Die Verluste des Husarenregiments betragen, einschl. der der 2. Schwadron bei Löwenberg: 1. Jäger (Völlner) und 2 Husaren gefallen, 1. Unteroffizier (Strübing), 2 Jäger und 18 Husaren verwundet, 10 Husaren vermißt, je 10 Pferde tot oder verwundet (Milarch, S. 68, Saefkow, S. 29).

In zwei offiziellen Bekanntmachungen wurde die Tapferkeit der Husaren hervorgehoben:

Der Kriegsbericht aus Jauer vom 24. August vermeldet: „Mehrere Bataillone der schlesischen Landwehr sowie das neuerrichtete Mecklenburg-Strelitzsche Husarenregiment haben sich auf eine so ausgezeichnete Art geschlagen, daß sie die Bewunderung der alten Soldaten erregten“. Und in dem dritten Armeebericht Blüchers aus Brechtelshof bei Jauer vom 26. August heißt es: „Das Mecklenburg-Strelitzsche Husarenregiment hat sich mit Ruhm bedeckt durch seine in dem Treffen bei Goldberg bewiesene Tapferkeit. Es durchbrach die erste, zweite und dritte Linie des Feindes, machte viele Gefangene und erbeutete sogar Kanonen“¹⁶⁾.

¹⁶⁾ Behm, S. 141. — Was das Erbeuten von Kanonen betrifft, muß das dahin richtig gestellt werden, daß die Strelitzer Husaren durch kühne Angriffe es verhindert hatten, daß Kanonen von den Franzosen erbeutet wurden!



Hebetempel im Neustrelitzer Schloßgarten

100 Jahre Eisenbahnen im Lande Stargard

— 75 Jahre MFWE —

von Ernst Haberland

Die Vorderstadt Neubrandenburg erhielt als erster Ort in Mecklenburg-Strelitz Eisenbahnanschluß. Am 15. 11. 1864 nahm die Mecklenburgische Friedrich-Franzbahn die Strecke Güstrow — Neubrandenburg in Betrieb, und schon gut zwei Jahre später, am 1. 1. 1867, war durch die Verlängerung dieser Strecke nach Strasburg die Eisenbahnverbindung mit Stettin hergestellt.

Diese das Land in der nördlichen Hälfte durchquerende „ausländische“ (schwerin'sche) Bahn wurde zusammen mit der „preußischen“ Nordbahn, die das Land von Süd nach Nord durchzieht, bestimmend für die weitere Entwicklung der Eisenbahnen im Lande.

Neustrelitz¹⁾ hatte es nicht so eilig und auch nicht so leicht, an den Segnungen des Eisenbahnzeitalters teilzunehmen. Am 31. 12. 1866 wurde zwischen Preußen und Meckl.-Strelitz der „Staatsvertrag zur Herstellung der Eisenbahnverbindung Berlin — Stralsund“ geschlossen, durch den der Berliner Nord-Eisenbahn-Gesellschaft der Bau und Betrieb der ersten Neustrelitz berührenden Eisenbahn genehmigt wurde. Die Gesellschaft geriet aber 1873 in finanzielle Schwierigkeiten, so daß nach ihrer Liquidation und nach der Übernahme durch Preußen der Bau erst 10 1/2 Jahre nach Abschluß des Staatsvertrages vollendet werden konnte.

Am 10. 7. 1877 wurde die Teilstrecke Berlin (Gesundbrunnen) — Neubrandenburg der „Nordbahn“, die ihren Namen bis in die jüngste Zeit gerettet hat, in Betrieb genommen. Am 1. 12. 1877 folgte die Strecke Neubrandenburg — Demmin.

Allzuviel sagte man der neuen Bahn, die es sich bei ihrer Entstehung so schwer hatte werden lassen, nicht voraus. Heißt es doch in einem Bericht vom 9. 7. 1877:

„Berliner Nordbahn.

Nach dem uns vorliegenden Fahrplan der Berliner Nordbahn wird die Strecke Berlin — Neu-Brandenburg am 10. d. M. dem Betrieb übergeben. . . . Bei dem voraussichtlich geringen Verkehr auf der eröffneten Teilstrecke sind die Personenzüge durchweg mit dem Güterverkehr combinirt (gemischte Züge) und haben demgemäß nur eine geringe Fahrgeschwindigkeit erhalten. Der einzige durchgehende Zug, welcher Anschluß nach Schwerin und weiter an die Stationen der Meckl. Friedrich-Franzbahn hat, ist ein Morgens 6,08 vom Niederschlesisch-Märkischen Bahnhof resp. um 6.30 vom Gesundbrunnen abgehender gemischter Zug, welcher (1 — 3 Classe führend) die 133,69 Kilometer lange Strecke in 6 Stunden 17 Minuten durchfährt (Ankunft in Neu-Brandenburg 12.47 Uhr Nachmittags). Diesem Zug correspondirt ein von Neu-Brandenburg um 5.20 Vor-

¹⁾ Die Landeshauptstadt wurde noch von Schönberg überrundet. 1868 wurde von der Lübeck-Kleinerer Eisenbahngesellschaft der Bau einer Eisenbahn durch den Landesteil Fürstentum Ratzeburg begonnen, wegen Geldmangels allerdings wieder eingestellt. Die Regierung von Meckl.-Schwerin übernahm aber sofort auf eigene Rechnung den Weiterbau und die Fertigstellung der Strecke Lübeck — Kleinen, die am 1. 7. 1870 eröffnet werden konnte.

mittags abgehender Zug, welcher 11.33 Vormittags in Gesundbrunnen eintrifft, 12.08 auf dem Niederschlesisch-Märkischen Bahnhof. Außerdem verkehren in jeder Richtung noch 2 gemischte Züge, von welchen jedoch nur einer (3.30 Nachmittags von Gesundbrunnen resp. 2.05 Nachmittags von Neu-Brandenburg abgehend) die ganze Strecke durchläuft, während der andere sich auf die Strecke Neu-Strelitz — Neu-Brandenburg resp. Oranienburg — Gesundbrunnen beschränkt . . .

. . . Da überhaupt für die Berliner Nordbahn nur ein Secundär-Betrieb eingerichtet wurde, kommt für dieselbe die Sicherheits-Ordnung für Bahnen von untergeordneter Bedeutung zur Anwendung. Es steht zu erwarten, daß durch diese Maßnahmen erhebliche Ersparnisse erzielt werden und der Localverkehr, welcher zunächst für die Bahn in's Auge gefaßt ist, wesentlich gefördert wird. — Für den Durchgangsverkehr freilich hat fürerst die neue Linie mit ihren langsamen Fahrten keine Bedeutung, da man von Berlin nach Neu-Brandenburg via Pasewalk mit dem Schnellzug in 4 Stunden 26 Minuten, also um fast 3 Stunden rascher fährt^{2a)} und sofortigen Anschluß weiter nach Lübeck etc. hat.“^{2b)}

Immerhin: Fürstenberg, Altstrelitz, Neustrelitz und Stargard hatten Anschluß an die Eisenbahn gefunden, Neubrandenburg war gleichzeitig zum ersten „Eisenbahnkreuz“ im Lande geworden.

Es wurde fleißig weiter geplant und gebaut!

Schon am 5. 11. 1884 konnte die „Neu-Brandenburg-Friedländer-Eisenbahngesellschaft in Friedland“ sich an dieses „Kreuz“ anschließen. Neubrandenburg wurde zu einem „Knotenpunkt“, als kurze Zeit darauf — im Januar 1885 — auch noch die „Mecklenburgische Südbahn“ ihre Teilstrecke Neubrandenburg — Karow (gleichzeitig auch die Strecke Parchim — Karow — Waren) eröffnete.³⁾

Mit diesen beiden neuen Bahnen hatte man große Pläne. Nach einer Zeitungsmeldung vom 2. 4. 1884 bestand die Absicht, die Mecklenburgische Südbahn mit der Parchim — Ludwigsluster und der Neubrandenburg — Friedländer Bahn, die alle drei von der Firma Bachstein gebaut waren und auch zunächst von ihr betrieben wurden⁴⁾, zu einer „Mecklenburgischen Centralbahn“ zu vereinigen. Weiter sollten an beiden Seiten Verlängerungen gebaut werden, auf der einen Seite bis

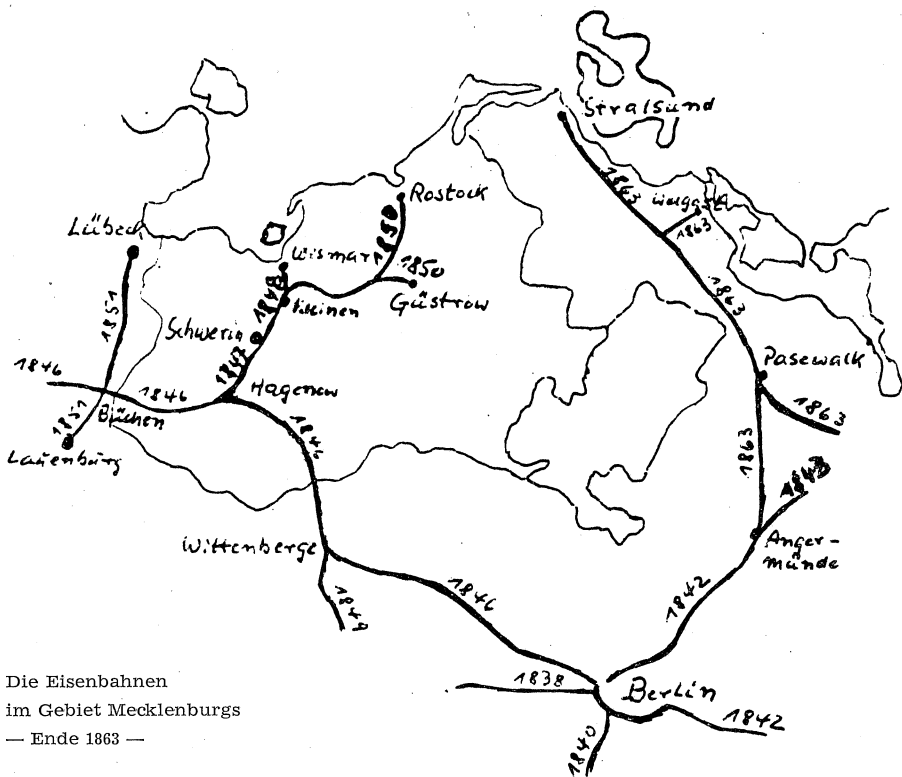
^{2a)} Dem Chronisten fehlte der Mathematik-Unterricht auf dem Carolinum: Der Zeitunterschied betrug tatsächlich 1 Stunde und 51 Minuten!

^{2b)} Ganz so „secundär“, wie der pessimistische Bericht es sieht, scheint sich die Nordbahn nicht entwickelt zu haben, denn schon am 8. 9. 1886, also 9 Jahre später, heißt es: „Die Regierung beabsichtigt, vom Landtag die Mittel zu verlangen für Erbauung eines zweiten Gleises auf der gesammten Berliner Nordbahn oder doch auf deren Strecke Berlin — Neu-Strelitz“.

Wenn auch 14 Tage später, am 22. 9. 1886, dementiert wird: „Wie der ‚Berl. Actionär‘ unterrichtet wurde, ist es nicht zutreffend, daß die Regierung auf der Nordbahn das zweite Gleis herstellen lassen wolle“, so zeigen die Meldungen doch, daß man sich schon 1886 Gedanken um den weiteren Ausbau der Strecke machte.

³⁾ Die Mecklenburgische Südbahn Neubrandenburg — Parchim benutzte von Karow bis Waren die Gleise der 1886 offiziell eröffneten Lloyd-Bahn (Neustrelitz — Warnemünde).

⁴⁾ Betriebsführer der Neubrandenburg-Friedländer-Eisenbahn war bis zur Übernahme durch die Reichsbahn am Ende des zweiten Weltkrieges noch die 1879 gegründete „Zentralverwaltung für Sekundärbahnen Hermann Bachstein, Berlin“.



Die Eisenbahnen
im Gebiet Mecklenburgs
— Ende 1863 —

Dömitz⁵⁾ und auf der anderen Seite bis Ducherow.⁶⁾ Mit dieser im Endziel 191 km langen Bahn sollte eine direkte Verbindung der Berlin — Stettiner mit der Berlin — Hamburger Bahn und der Elbe mit der Ostsee hergestellt werden. Dieser „große“ Plan wurde nicht Wirklichkeit!

Auch der erste Versuch der Woldegker, schnell Anschluß an die Eisenbahn zu finden, scheiterte. Einer Zeitungsmeldung vom 11. 12. 1886 können wir entnehmen:

„Eisenbahnprojekt Oertzenhof — Woldegk.

In einer der letzten Versammlungen der Repräsentanten der Stadt Woldegk wurde der zum Bau der Bahnstrecke von Oertzenhof (Station der Friedrich-Franzbahn) nach Woldegk von der Friedrich-Franzbahn geforderte städtische Beitrag, nämlich unentgeltliche Hergabe des erforderlichen Terrains, bewilligt.

⁵⁾ Diese Strecke wurde später gebaut.

⁶⁾ Hierzu ist es nicht gekommen. Friedland erhielt später statt dessen als Mittelpunkt des großen Netzes der Meckl.-Pommerschen Schmalspurbahnen nach Norden und nach Osten Anschluß an die vorpommerschen Schmalspurbahnen.

Dem Mecklenburg-Schwerinschen Landtag wird noch in seiner bevorstehenden Session die Vorlage unterbreitet und die Landeshilfe bei demselben nachgesucht werden.“

„Wer weiß es, ob nicht Woldegk heute noch eine direkte Schienenverbindung hätte, wenn dieses Projekt verwirklicht worden wäre?

Inzwischen hatte der „Deutsch-Nordische Lloyd, Eisenbahn- und Dampfschiffahrts-Aktiengesellschaft“ die Strecke Neustrelitz – Warnemünde und gleichzeitig auch den Schiffsbetrieb von Warnemünde nach Kroghage (Gedser) in Betrieb genommen.

In einem Bericht aus dem Juli 1886 heißt es über die feierliche Eröffnung der Lloyd-Bahnen:

„Neue internationale Linie Berlin – Rostock – Kopenhagen.

. . . Daß man die Wichtigkeit der neuen Linie sowohl für den internationalen als für den Lokalverkehr in weiteren Kreisen, namentlich aber in den zunächst interessirten Deutschen Städten Rostock und Warnemünde und ebenso in Dänemark erkannt hat und würdigt, das haben die bei der Eröffnungsfeier am 26. und 27. Juni stattgehabten Festlichkeiten . . . gezeigt.

. . . Für die Leitung dieser Feier, zu welcher von der Direktion des Deutsch-Nordischen Lloyd ungefähr 160 Gäste aus Deutschland und Dänemark geladen waren, hatte sich in Neustrelitz (der ersten Station der neuen Bahn in der Richtung von Berlin aus) eine Deputation des Festkommitees, bestehend aus Hofrath Schlaaf, dem langjährigen, hochverdienten Bürgermeister von Waren, und dem ebenso rührigen als umsichtigen Betriebsleiter der neuen Bahn, Betriebsinspektor Sieger, eingefunden. Nach kurzer Begrüßung der Berliner Festgäste . . . auf der mit Guirlanden und Fahnen in den Deutschen Reichs- und Landesfarben reich decorirten Station nahm man in dem ebenfalls festlich geschmückten Separatzuge Platz, welcher aus 4 eleganten, dem Deutsch-Nordischen Lloyd angehörenden Wagen mit Längsgang und einem, der internationalen Schlafwagen-Gesellschaft gehörigen Restaurationswagen bestand. Während des ersten Theils der Fahrt wurde den Festtheilnehmern in letzterem ebenso geschmackvoll als praktisch eingerichteten Wagen ein treffliches Frühstück dargeboten, und so verflog bei anregender Konversation rasch die Zeit auf der Fahrt durch die gesegneten Fluren der Mecklenburger Lande . . .“

Das – im Norden schon beachtlich umfangreiche – Eisenbahnnetz des Landes (1899 noch durch eine Nebenlinie von Fürstenberg über Lychen nach Templin erweitert) war mehr oder weniger durch Einflüsse entstanden, die von außerhalb kamen. Es war nicht aus lokalen Interessen oder eigenen Ideen geboren. Vielmehr hatten die berührten Orte das große Glück, im Zuge dieser Durchgangslinien an den Segnungen des Eisenbahnzeitalters verhältnismäßig leicht teilnehmen zu können.

Mecklenburgische Friedrich-Wilhelm-Eisenbahngesellschaft (MFWE)

Die Städte und Flecken im Südwesten (Wesenberg, Mirow) und im Osten (Woldegk, Feldberg) des Landes hatten bei dieser Entwicklung das Nachsehen. Sie lagen „abseits“ und mußten daher selber die Initiative ergreifen, wenn sie nicht in stillem „Postkutschèn-Dasein“ verkümmern wollten.

Wesenberg mit seinem rührigen Bürgermeister Hugo Berg, dem die spätere MFWE eine Gedenktafel in ihrem Neustrelitzer Bahnhof widmete, hat mit viel

Geschick die Zügel zuerst fest in die Hand genommen, als es hieß, nicht hinter der Entwicklung der Zeit zurückzustehen. Im August 1884, drei Monate vor der Eröffnung der Neubrandenburg – Friedländer Eisenbahn konnte man in einem Bericht über den Stand der Bauarbeiten an der „Prignitzbahn“ (Perleberg – Pritzwalk – Wittstock) lesen:

„. . . Wenn tapfer weitergearbeitet wird, so ist begründete Aussicht vorhanden, daß noch zum 1. December d. J. die Bahn befahren werden wird. – Inzwischen ist man auch jenseits Wittstock, da die Prignitzbahn gesichert ist, eifrig bemüht, die Bahn über Wittstock, Mirow, Wesenberg bis Neustrelitz zu verlängern . . .“

Nun, zu einer „Verlängerung der Prignitzbahn“ ist es damals vorerst nicht gekommen. Zunächst wurde nach einem Bericht vom 4. 1. 1888 eine Eisenbahn Neustrelitz – Wesenberg – Mirow gegründet:

„Eisenbahn Neustrelitz – Wesenberg – Mirow.

In Neustrelitz hat kürzlich die konstituierende Generalversammlung der Neustrelitz-Wesenberg-Mirower Eisenbahn stattgefunden, nachdem die Landeshilfe bewilligt worden ist.

Das Aktienkapital wurde auf 956 000 M festgesetzt. Dasselbe setzt sich zusammen aus 320 000 M Prioritäts-Stammaktien, 188 000 M Stammaktien Litt. A., welche von Interessenten der Bahn übernommen werden, 448 000 M Stammaktien Litt. B., welche die Landeshilfe bilden. Der Sitz der Direktion der Gesellschaft ist in Wesenberg. Es soll nunmehr mit dem Bau der Bahn vorgegangen werden.“

Schon 1890 war es soweit!

„Am 18. 5. 1890“, wird gemeldet, „ist die von der Firma Soenderop u. Co. erbaute 22 km lange Bahnstrecke Neustrelitz – Mirow mit den Stationen Gr.-Quassow, Wesenberg, Zirtow und Mirow dem öffentlichen Personen- und Güterverkehr übergeben worden.“

Damit war die erste Strecke der späteren MFWE in Betrieb genommen worden – vor nunmehr rund 75 Jahren.

Auch im Nordosten des Landes hatte der Eisenbahnbau inzwischen in enger Zusammenarbeit mit den Wesenbergern gute Fortschritte gemacht. Die Blankensee-Woldegk-Strasburger Eisenbahngesellschaft konnte 3¹/₂ Jahre später ihre Strecke in Betrieb nehmen: Mit dem Güterverkehr auf der Teilstrecke Strasburg – Woldegk am 1. 10. 1893 und auf der Teilstrecke Woldegk – Blankensee am 8. 10. 1893, mit dem Personenverkehr auf der ganzen Strecke am 15. 10. 1893.

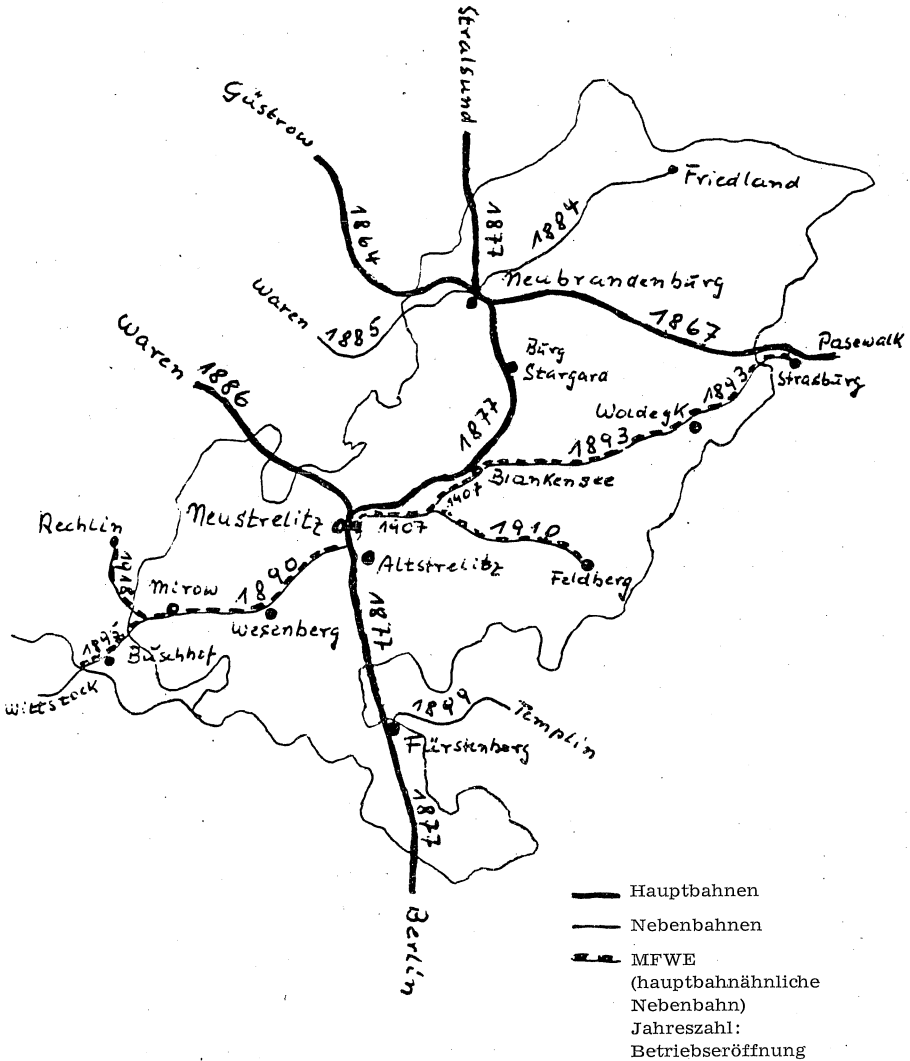
Zuvor war schon der Wagenladungsverkehr auf der Teilstrecke Woldegk – Strasburg aufgenommen worden. Eine „amtliche Bekanntmachung“ in der Zeitung des Vereins Deutscher Eisenbahnverwaltungen vom 3. 6. 1893 lautet:

„Blankensee-Woldegk-Strasburger Eisenbahn.

Die Theilstrecke Woldegk – Strasburg mit den Zwischenstationen Mildnitz und Gr.-Daberkow ist am 27. ds. Mts. für den Wagenladungs-Verkehr eröffnet worden. Die von der Landesaufsichtsbehörde genehmigten Tarife sind durch die betreffenden Güter-Abfertigungsstellen zum Preis von 0,50 M das Stück zu beziehen.“

Der Vorstand

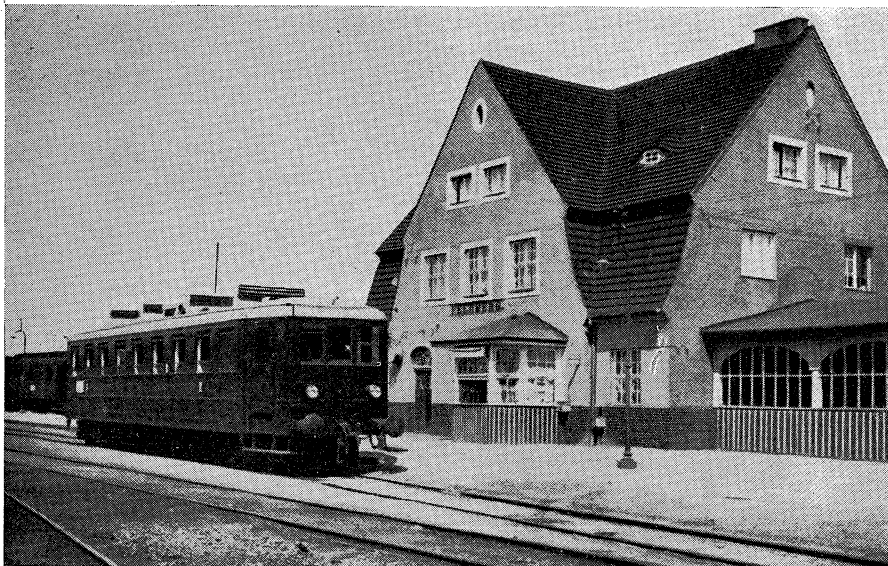
Wesenberg, den 30. Mai 1893



Die Direktion der Blankensee-Woldegk-Strasburger Eisenbahn hatte also von Anfang an ebenfalls ihren Sitz in Wesenberg.

So nimmt es nicht wunder, daß es wenige Monate nach der Aufnahme des vollen Betriebes auf der Strecke Blankensee – Strasburg zu dem Zusammenschluß der Gesellschaften kommt:

„Am 1. 4. 1894“, erfahren wir, „ist die Neustrelitz-Wesenberg-Mirower mit der Blankensee-Woldegk-Strasburger Eisenbahngesellschaft unter der Firma



Bahnhof Feldberg mit dem ersten Triebwagen

„Mecklenburgische Friedrich-Wilhelm-Eisenbahngesellschaft“ fusioniert worden. Ihren Sitz hat die Gesellschaft in Wesenberg.“⁷⁾

Bürgermeister Berg, der bei beiden Gesellschaften Vorstandsmitglied gewesen war, blieb auch nach der Verschmelzung bis zu seiner Erkrankung im Jahre 1903 Vorstandsmitglied der neuen Gesellschaft.⁸⁾

Die neu gegründete MFWE hat sich sofort bemüht, die beiden Bahnlinien zu einer durchgehenden Strecke zusammenzuschließen – mit Anschluß auch nach der Prignitzbahn – und Neuland zu gewinnen. Bereits am 18. 5. 1895 wurde der Betrieb auf der Strecke „Mirow – preußische Landesgrenze bei Buschhof“ aufgenommen und damit der Anschluß nach Wittenberge hergestellt.

Auf der außerordentlichen Generalversammlung am 17. 12. 1906 wurde der Bau eines eigenen Bahnhofs in Neustrelitz östlich der Staatsbahn beschlossen. Hierzu war es erforderlich, eine Unterführung bei der Bürgerhorst zu bauen, um die Staatsbahnstrecke schienenfrei kreuzen zu können. Seit dem 28. 2. 1908 fuhren die Züge der MFWE nicht mehr auf dem Staatsbahnhof, sondern auf dem eigenen Bahnhof ein.

Der ebenfalls am 17. 12. 1906 beschlossene Bau der eigenen Strecke von Neustrelitz nach Blankensee wurde schneller verwirklicht: Am 15. 12. 1907

⁷⁾ Wesenberg blieb Sitz der Direktion bis zum 30. 4. 1905!

⁸⁾ Am 1. 4. 1904 übernahm Direktor Reineke die Vorstandsgeschäfte, dem am 21. 7. 1911 Direktor Hansen beitrat. Als Direktor Reineke am 1. 4. 1924 in den Ruhestand trat, wurde Regierungsbaumeister Dipl.-Ing. Schäfer sein Nachfolger, während für den wegen Erreichung der Altersgrenze ausgeschiedenen Direktor Hansen am 1. 4. 1940 Reichsbahnrat Dr. Richter berufen wurde.



Verwaltungsgebäude der MFWE in Neustrelitz

konnte der Güterverkehr, am 4. 1. 1908 der Personenverkehr auf dieser Strecke aufgenommen werden.

Die außerordentliche Generalversammlung vom 10. 3. 1910 beschloß „die Ausdehnung auf den Bau und Betrieb der normalspurigen Nebenbahn Thurow – Feldberg“, offenbar mit viel Eifer vorangetrieben, denn schon am 21. 12. desselben Jahres konnte diese Strecke mit dem so wichtigen Anschluß an das Schotterwerk in Betrieb genommen werden.

Damit war das Netz der MFWE mit einer Streckenlänge von 102,6 km im wesentlichen vollendet. Später kamen noch die Anschlußstrecke nach Ellerholz – 1918 – (mit der Verlängerung Anfang der dreißiger Jahre nach Rechlin) und die in einem großen Bogen um die Villa Ithaka herum, an der Marienhöhe vorbeiführende und die Schloßkoppel umfahrende Neustrelitzer Hafenbahn – 1927 – dazu, bis dann am 1. Januar 1941 die MFWE – ihr Streckennetz war inzwischen auf rund 118 km angewachsen – von der Deutschen Reichsbahn übernommen wurde.

Die MFWE ist nicht mehr. Auch hat man Teile ihres früheren Netzes entfernt. Trotz allem wird sie uns immer ein Begriff bleiben. Nicht nur, weil sie eine technisch vollkommene Bahn war: Sie hat als eine der ersten Privatbahnen die elektrische Zugbeleuchtung eingerichtet und war die erste Verwaltung überhaupt, die die Signale und Weichen elektrisch beleuchtet hat (auch heute noch keine Selbstverständlichkeit!).

Sehr früh hat sie die Bedeutung des Motorantriebs auf der Schiene erkannt! Nicht ohne Grund konnte bei der Übernahme durch die Reichsbahn darauf hingewiesen werden, daß die völlige Angleichung schnell möglich sein würde,

weil die Arbeitsweise der MFWE sich kaum von der der Reichsbahn unterschieden hatte.

Es darf auch nicht unerwähnt bleiben, daß die MFWE den stärksten Durchgangsverkehr aller Deutschen Privatbahnen (einschl. der ehemaligen Lübeck-Büchener Eisenbahn!) hatte.

Das alles sind technische, wirtschaftliche und daher nüchterne Tatsachen.

Wenn wir aber weniger nüchtern zurückdenken, drängt sich uns die Frage auf: Was hat uns eigentlich „unsere Bahn“ so liebenswert gemacht?

War es die Tatsache, daß sie eine echte Bahn des Landes, eine „Eigenschöpfung“ war, die ihre Existenz tapfer erkämpft und behauptet hatte?

Lag es daran, daß sehr viele Fahrshüler sie täglich — mit einem lachenden und einem weinenden Auge — erlebten, welche uns, die wir nicht zum „fahrenden Volk“ gehörten, von ihren „Heldentaten“ viel — wenn auch nicht immer alles! — berichteten?

Oder wirkte sie einfach deswegen so stark auf uns, weil sie uns in unserer Jugend die schönsten Teile der engeren Heimat — zu einer Zeit, da das Auto dafür noch nicht zur Verfügung stand — aufgeschlossen hat?

Es ist schwer, auf diese Frage eine gültige Antwort zu finden. Fest steht, daß die MFWE zu uns gehörte und daß das Bild der Erinnerung an die Heimat ohne sie ebenso unvollständig wäre, wie wenn man das „Butterfaß“, die Woblitz, das Schweizerhaus, den Schmalen Luzin oder den Helpter Berg weglassen wollte.

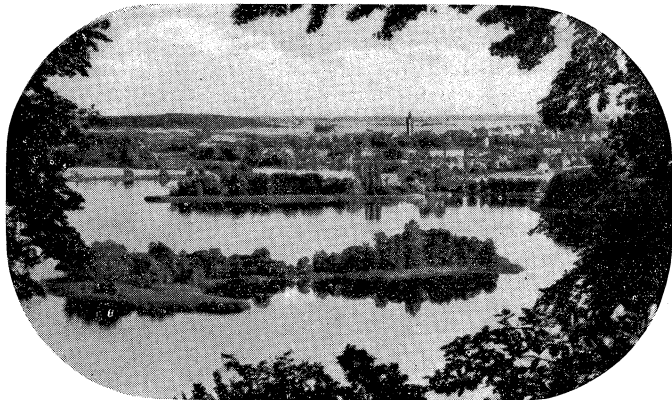
Es war eben unsere — zuweilen auch liebevoll genannte —

„Mecklenburgische Friedrich-Wilhelm-Gedächtnis-Eisenbahn“.

Quellen

Zeitung des Vereins Deutscher Eisenbahnverwaltungen. Jahrgänge 1866 bis 1895. Röll, Enzyklopädie des Eisenbahnwesens. Urban und Schwarzenberg. Berlin, Wien 1915. Deutsche Reichsbahn, „Die Deutschen Eisenbahnen in ihrer Entwicklung 1835 — 1935“. Berlin 1935. Gedruckt in der Reichsdruckerei.

In's Land der Seen und Wälder, Fahrten mit der MFWE in mecklenburgische Erholungs- und Luftkurorte. Sonderdruck aus der Publikation im dreizehnten Band der „Industrie-Bibliothek“. Verlag Max Schröder, Berlin — etwa 1927. — (Freundlicherweise von Herrn Reichsbahn-Abteilungspräsident a. D. Dipl.-Ing. Schäfer, ehem. Direktor der MFWE, zur Verfügung gestellt, wofür an dieser Stelle noch einmal herzlich gedankt sei.)



Blick auf Feldberg

Das Gedicht

Der die Rose machte und die Raute
aus dem Staub der Erde und aus Licht,
hat, so sagst du, auch das arme, laute
Menschenwort erhöht für Sein Gedicht!

Da es aufsprang an verzücktem Munde –
eine Knospe aus verborgnem Keim –
glich es einem königlichen Funde:
Hoheit atmete aus Takt und Reim.

Da es Dinge nannte – welche Namen!
Tun ward edel, Leiden ward erlaucht;
die Geringre Dienste übernahmen,
waren noch vom Adel überhaucht.

Liebe, die der Liebe zugeschwiegen,
glühte auf im schlichten Alphabet,
bis Gesänge auf die Lippen stiegen,
stark und süß wie Honigwein und Met.

Über Weißes brausten goldne Kiele,
die der Gott vorantrieb, voll des Lichts,
und im Einklang mit erhabenem Ziele
wuchs der feste Turmbau des Gedichts!

Der die Rose machte und die Raute,
gab mir deinen lieben, leisen Mund,
daß ich seiner Kunde gläubig traute –
wäre sie auch dunkel wie Korund.

Erna Blaas

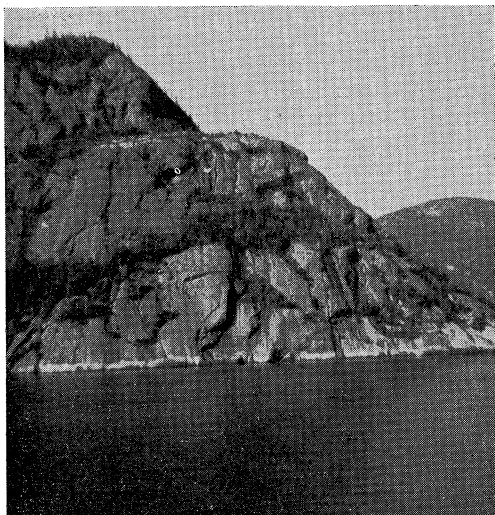
(Aus dem Gedichtband „Rühmung und Klage“, K. H. Bichhoff Verlag, Wien)

Tadoussac - ein Kulturbild aus Kanada

Von Hermann Rössler

Alte Kultur- und Handelsstätten schrumpfen, wenn ihre Mission beendet ist, oft zu einem Nichts zusammen. Was Tyrus und Sidon einst für die Mittelmeervölker gewesen ist, das war vor einigen Jahrhunderten für die Kanadier der heute so unscheinbare Ort Tadoussac. Der Name ist bretonisch; Seefahrer aus der Bretagne haben den mächtigen St.-Lorenz-Strom entdeckt und später die Ufer besiedelt. An der Mündung eines Nebenflusses, Saguenay („Fluß der tiefen Wasser“) genannt, liegt Tadoussac zum Teil auf einer Landzunge. Der große Strom ist zwar noch weit entfernt von der Mündung, aber er beginnt bereits dem Meere zu gleichen. Tadoussac sieht im Sommer lieblich aus mit seinen weißen Häusern, Villen und den zum Gebirgsrand aufsteigenden waldigen Hügeln, die in den Lichtungen das Heiligtum des Kanadiers bergen, — die saftig grünen Golfplätze. Ich habe diesen Ort immer geliebt, obwohl ich nicht in den Wäldern wandern konnte, weil es dort keine Fußpfade gibt, und obwohl ich nicht reiten oder Golf spielen konnte, weil der widerspenstige Rappe mich abzuwerfen drohte und der Golfplatz für mich zu viele Löcher hatte. Der Anblick des Landes war mehr ein platonisches Vergnügen, denn was wir hier im sommerlichen Grün sehen oder in den goldgelben Herbstfarben, ist kein gepflegter Wald in europäischem Sinne, sondern, wenn man etwas weiter vorzudringen sucht, meistens Urwald. Man kann sich verirren, wenn man sich mehr als hundert Meter hineinwagt. Es gibt dort noch Bären, die allerdings als harmlos bezeichnet werden, außer im Frühling, wenn die Bärin Junge hat. Alles in allem eine Wildnis mit einem Strich Zivilisation am Wiesen-, Berg- und Flußrande. Wenn man will, auch ein Idyll.

Wie kam der weiße Mann dorthin? Zuerst im September 1535, aber damals wird Jaques Cartier und seiner seebefahrenen Mannschaft dies schöne Fleckchen Erde nicht so wichtig gewesen sein wie den Enthusiasten, die es heute bewundern. Die Entdecker wußten wohl auch nicht, daß dieser Ort schon damals ein Mittelpunkt für den Tauschhandel unter den Indianern war. Um 1600, als der weitsichtige Heinrich IV von Frankreich einem Pierre Chauvin de Honfleur ein Monopol für den Pelzhandel verlieh, stand bereits ein Blockhaus da. Es diente nicht nur für Post und Handel, sondern auch zur Verteidigung. Das war sehr notwendig, denn die Irokesen, oder wie sie sich nannten „Auragua“, woraus im Französischen „Iroquois“ wurde, waren einer der wildesten Indianerstämme. 1661 zerstörten sie Tadoussac vollkommen. Dennoch hat man heute dies historische Blockhaus, so klein es auch ist, mit allen seinen Palisaden rekonstruiert. Jeder kann es besuchen und sich zwischen Bohlen und Balken, Nägeln und Planken, Steinen und Schießscharten drehen und wenden. Nicht weit davon steht die 1646 von den Jesuiten errichtete, wahrscheinlich auch oft zerstörte und immer wieder aufgebaute kleine Kirche. In ihr erinnert an die Pionierzeiten nur die jahrhundertealte Glocke, die dort aufgehängt wurde, um, wie es in der Chronik heißt, „durch ihr Geläut die Wilden zum Gebet zu ermahnen“. Nicht viel weiter als ein Steinwurf liegt das modernste Gebäude, nämlich das Hotel Tadoussac, zierlich, grazios und im Stil eines Schlößchens, ein Chateau. Der alte französische Kolonialstil, der heute nur noch in der kanadischen Provinz Quebec besteht, verleugnet sich auch hier nicht. Wenn die Flagge am Mast gehißt wird, dann ist es fast immer die blauweiße Flagge von Quebec, die „fleur de lys“, weiße Lilien in blauem Felde. Diese Standarte der Bourbonen ist noch heute in Quebec die Nationalflagge. Noch ist sie zum Glück



*Der Felsen im Saguenay-Fluß,
auf den sich
die indianische Sage bezieht*

nicht die einzige und in diesem Sinne nicht offiziell, aber die separatistische Bewegung für die Loslösung der Provinz Quebec von der 1867 geschlossenen kanadischen Conföderation ist größer und gefährlicher, als allgemein geglaubt wird. Dem Europäer, auch dem Franzosen (nicht Französisch-Kanadier) erscheint dieser Fanatismus unsinnig, politisch wie wirtschaftlich. Trotz gewaltiger technischer Fortschritte lebt man in Quebec jedoch in vielem noch im 18. Jahrhundert und der vor-revolutionären Periode Frankreichs. Und dennoch ist gerade hier der Name des ganzen Landes entstanden. Einer der Entdecker soll eine Gruppe von Indianern, nach ihrer Siedlung von primitiven Hütten zeigend, etwas gefragt haben, und die Indianer erwiderten ein Wort, das sich wie „Kannatah“ anhörte. Ob dies nun das Wort für „Hütte“ war (analog dem Wigwam), oder für die Siedlung oder für das ganze Land ringsum, — jedenfalls wurden diese rauhen irokesischen Laute im Französischen wohlklingender in „Le Canada“ umgebildet. Das gab dem neuentdeckten Lande den Namen. Noch heute betrachten deshalb die Französisch-Kanadier, zum mindesten die fanatischen Ideologen, sich als die einzigen „Canadiens“ und sehen in jedem Englisch-Kanadier einen Eindringling. Von fern gesehen, können wir zwar mit Faust sagen „der Casus macht mich lachen“, aber ich fürchte, dieser Zwiespalt wird in der nächsten Zukunft alles andere als Gelächter hervorbringen. Einstweilen jedoch herrscht die Technik. Durch die Wildnis ziehen sich Autostraßen, aber der beste Weg nach Tadoussac ist nach wie vor der Seeweg auf dem schönen, breiten St.-Lorenz-Strom, im Sommer mit den Passagierdampfern der Canada Steamship Lines „St. Lawrence“, „Richelieu“ und Tadoussac“. Um die fernere Umgebung von Tadoussac zu schätzen, muß man bei den riesigen Entfernungen größere Maßstäbe anwenden. Am Ufer gegenüber, bei Riviere de Loup, hat s. Zt. Winston Churchill seine besten Aquarelle gemalt, und ich kann sagen, diese Amateurskizzen sind mir lieber als manche Erzeugnisse moderner abstrakter Kunst.

Literarisch ist diese Gegend am St. Lorenzstrom und am Saguenay fast noch unberührt. Die Irokesen kannten keine schriftliche Überlieferung, sonst hätten

sie von ihren Wanderungen und Kämpfen mehr zu erzählen gehabt als weiland Homer. Nur einige Sagen haben sich erhalten u. a. von einem bösen Geist, der, von Manitu ausgestoßen, sein übles Spiel unter den Wassern trieb, dabei mit dem Stammvater der Irokesen, Mayo, in Kampf geriet und von diesem gegen die Felsen geschleudert wurde. Seitdem sind diese so gezackt. Die Sage von dem harten Kampf zwischen den Elementen von Gut und Böse, dem Dämon und dem ruhmreichen Urahn, Vater aller Tapferen, wurde im vorigen Jahrhundert dem Kanadier Damase Potvin von einem ehrwürdigen indianischen Krieger erzählt. Auch in der Überlieferung der Französisch-Kanadier haben sich Legenden und Spukgeschichten gebildet, meist von bestimmten Pioniertypen. Eine Sage handelt vom Bootsmann Pierre Soulard. Er lavierte seine Fähre über den Strom durch Wind und Wetter und fürchtete, wie es heißt, weder den Teufel noch die Elemente. Trotz Warnungen fuhr er im grimmigsten Winter durch das Eis und erreichte mühevoll, aber erfolgreich das andere Ufer. Einmal aber warf ihn die starke Strömung ins Wasser, und ein scharfes Stück Eisscholle trennte dem tapferen Pierre den Kopf vom Rumpfe. Seitdem soll manchmal ein seltsames gespenstisches Gebilde winters auf dem Eise gesichtet worden sein. Es ist das Haupt des armen Pierre, und wer es sieht, der ist noch im gleichen Jahre dem Tod geweiht. Deshalb unternimmt kein Fährmann mehr diese waghalsige Fahrt über den vereisten Strom. — Die andere Sage ist harmloserer Natur. Ein Farmer Zebe Roberge fand, daß seine schöne weiße Mähre im Stall jeden Morgen von neuem wunderbar gekämmt und gestriegelt war. Er vermutete das Werk von Feen, wachte eines Nachts und entdeckte gerade den spitzen Hut, den diese Feen-Kobolde tragen. Er konnte das Wesen nicht fassen. Diese guten Hausgeister scheinen den irischen „Leprachauns“ zu gleichen und sind auch, wenn ich an unsere Heimat denke, den mecklenburgischen „Unnereerdschen“, den unterirdischen, oft hilfreichen koboldartigen Wesen, nahe verwandt. Endlich fand Zebe Roberge, rein durch Zufall, einen Bundesgenossen im Koboldfang. Die Sage erzählt zwar nicht, ob es den beiden gelungen ist, die Fee an ihrem spitzen Hut zu fassen, aber Roberge ist, wie es heißt, kurz danach einer der reichsten Leute in dieser Gegend geworden, und das kann nur durch Feenmacht geschehen sein. Wie dem auch sei, ich habe nie das Glück gehabt, einen von diesen Geistern zu sehen, auch keine von jenen Spukgestalten auf dem Eise oder bei den Felsen im Wasser. Aber das schöne Tadoussac und der unvergeßliche St.-Lorenz-Strom gefallen mir auch ohne Geister.

Eine berühmte Briefstelle des 31jährigen Mozart an den schwerkranken Vater
„... das der tod“, so heißt es dort, „/:genau zu nemmen!/: der wahre Endzweck unseres lebens ist, so habe ich mich seit ein Paar Jahren mit diesem wahren, besten freunde des Menschen so bekannt gemacht, daß sein bild nicht alleine nichts schreckendes mehr für mich hat, sondern recht viel beruhigendes und tröstendes! — und ich danke meinem gott daß er mir das glück gegönnt hat mir die gelegenheit/: sie verstehen mich/: zu verschaffen, ihn als den s c h l ü s s e l zu unserer wahren glückseligkeit kennen zu lernen. — ich lege mich nie zu bette ohne zu bedenken daß ich vielleicht/: so Jung als ich bin:/: den anderen tag nicht mehr seyn werde — und es wird doch kein Mensch von allen die mich kennen sagen können daß ich im umgange Mürrisch oder trauerig wäre — und für diese glückseligkeit danke ich alle tage meinem Schöpfer, und wünsche sie vom Herzen Jedem meiner Mitmenschen. —“

(Nach Paul Nettl: W. A. Mozart)

Fünzig Jahre Bibliotheca Hertziana in Rom

Das Erbe der Henriette Hertz

Von Josef Schmitz van Vorst

Die Bibliotheca Hertziana in Rom, das jüngste Reis am Baum der deutschen wissenschaftlichen Institute in Italien, beging in diesen Tagen ihr fünfzigjähriges Bestehen. Die Anfänge des Deutschen Archäologischen Instituts zeichnen sich 1828/29 ab. Dem von Theodor von Sickel 1883 gegründeten Österreichischen Historischen Institut und dem 1888 errichteten Historischen Institut der Görres-Gesellschaft trat im gleichen Jahr das Preußische und heutige Deutsche Historische Institut an die Seite. Diese Gründungen waren durch die Nähe des Forschungsobjektes, sei es der Zeugnisse der antiken Welt, sei es der Urkunden der vatikanischen Archive, hervorgerufen und bekundeten zugleich den engen kulturellen Zusammenhang zwischen Deutschland und Italien. In dem Wallfahrtsort der Kunst und Schönheit, in Florenz, gewann die Kunstgeschichte als verhältnismäßig junge Wissenschaft im Jahre 1897 zuerst einen Stützpunkt auf italienischem Boden. Die Gründung der kunsthistorischen Bibliotheca Hertziana, der Schwesterinstitution in Rom, im Jahre 1913, fiel in den fruchtbaren Augenblick, in dem das wissenschaftliche Interesse für die italienischen Themen von der sogenannten klassischen Kunst auf die Kunst der nachklassischen Zeit und des Barock übergreifen begann. Die Renaissance bildete nichtsdestoweniger nach wie vor auch den Schwerpunkt der Forschungen dieses Instituts. Michelangelo war der Held für die Forschungen seines ersten Direktors Ernst Steinmann, dessen Michelangelo-Bibliothek damit auch zu den Grundfesten ihres Bücherstocks gehört.

Die Freundschaft dieses aus einer mecklenburgischen Pastorenfamilie stammenden Gelehrten mit der Kunstfreundin und Sammlerin, der geborenen Kölnerin Henriette Hertz, verdankt die damalige Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft und heutige Max-Planck-Gesellschaft nicht nur den Besitz einer wertvollen Bibliothek, die von den ursprünglich sechs- bis siebentausend Bänden heute auf rund 52 000 und von den ursprünglich zwölftausend Fotos auf rund 69 000 angewachsen ist, sondern auch eines edlen Palastes. Ausgezeichnet durch seine Lage unmittelbar über der Spanischen Treppe auf der freien Höhe der Trinità dei Monti, mit einem weiten Blick über ganz Rom, ist er der einzige von den historischen Palästen, der aus dem Schiffbruch der beiden letzten Weltkriege noch in deutscher Hand geblieben ist. Das gefeierte Haupt der römischen Malerschule um 1600, Federico Zuccari, hat den Palast erbaut, im Erdgeschoß mit eigener Hand durch Fresken ausgeschmückt und für die Künstler und Gelehrten aus dem Norden bestimmt. Das Haus hat als einziges unter den römischen Künstlerhäusern des 16. und 17. Jahrhunderts den ursprünglichen Stil bis auf unsere Tage bewahrt. Die Unterteilung zwischen dem Wohn- und Ateliertrakt, dem Bereich des „esercizio dell'intelletto“ und dem Bereich des „esercizio della mano“, ist noch deutlich zu erkennen.

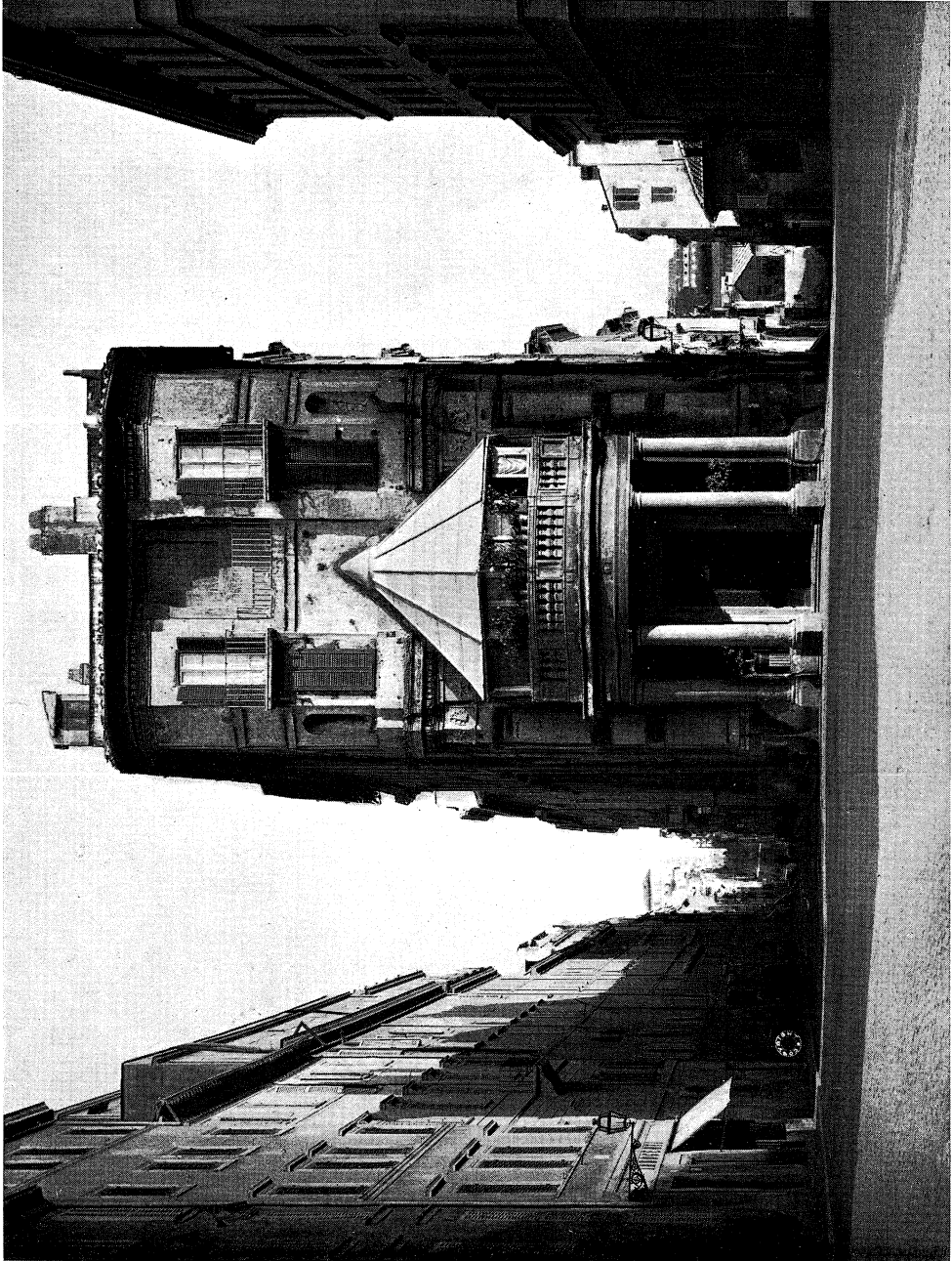
Es hat sich gefügt, daß der Gebäudeteil, der der Bildung des Geistes dienen sollte, heute die Bibliotheks- und Studienräume des Instituts aufnimmt. Die Gewölbekorrekturen Zuccaris sollten seiner großen Schülerschar als Vorbild und Ansporn dienen und seine theoretischen Anschauungen über den Beruf des Künstlers in lehrhaft allegorischer Form vermitteln. In der Gestalt eines Gottvater ähnlichen Greises suchte der Maler der zentralen Idee seiner kunsttheoretischen

Spekulationen, dem Begriff des disegno (der Zeichnung) bildliche Gestalt zu verleihen. Im künstlerischen Bereich bedeutete sie für ihn etwas Ähnliches wie die platonische „Idea“. Eine Merkwürdigkeit stellen das Tor und das Fenster der ehemaligen Gartenmauer dar, deren Rahmungen der Künstler zu fratzenhaften Gesichtsmasken umbildete, wodurch die Öffnungen als riesenhafte Mäuler erscheinen. Diese Ungeheuer beschützen heute einen Büchersaal. Der Palast diente zeitweise als Aufenthalt der Königin Casimira von Polen, deren Wappen und Namenszüge noch heute mehrfach erhalten sind. Im 18. Jahrhundert haben Winckelmann, der Maler Reinhart, der Historiker Ludwig Fernow in ihm gewohnt. Goethe ist im Palazzo Zuccari aus- und eingegangen, um den Rat Reiffenstein zu besuchen, der im Jahre 1786 die Räume des Erdgeschosses bewohnte. Im Jahre 1817 ließ der preußische Konsul J. S. Bartholdi von den Malern Veit, Overbeck, Cornelius und Schadow einen Raum mit den Fresken der Josephsgeschichte schmücken, die 1887 in die Berliner Nationalgalerie überführt wurden. Das ziemlich verwahrloste Gebäude wurde von Henriette Hertz und ihrer Freundin Frieda Mond um 1900 erworben und wiederhergestellt.

Beide gehörten zu jener geistigen jüdischen Aristokratie, die für das kulturelle Leben Deutschlands im 19. Jahrhundert eine so große Bedeutung gewonnen hat. Henriette Hertz besonders bemühte sich darum, dem geistigen Leben eine möglichst weite Ausstrahlungskraft in die Gesellschaft und über die einzelne Nation hinaus zu verschaffen. In diesem Zeichen standen ihre Abendempfänge im Palazzo Zuccari in den ersten Jahren dieses Jahrhunderts.

In der Schule in Köln hatte die für ihr späteres Leben entscheidende Begegnung mit Frieda Löwenthal stattgefunden, die im jugendlichen Alter von 13 Jahren bereits mit ihrem Vetter, dem Chemiker Ludwig Mond aus Kassel, verlobt war. Dieser baute, seit 1862 in England lebend, von 1873 an zusammen mit J. T. Brunner die Ammoniak-Soda-Industrie nach dem Solvay-Verfahren auf. Dank der genialen Erfindergabe Ludwig Monds und seiner glücklichen Hand nahm das Unternehmen riesige Ausmaße an und begründete ein gewaltiges Vermögen. Henriette Hertz, die ihr Vermögen in die Unternehmungen Monds investiert hatte und auf diese Weise an ihrem stetigen Aufstieg teilnahm, begleitete seit 1888 die Familie Mond regelmäßig nach Italien, zunächst nach Florenz. Während dieser Aufenthalte in der Toskana entstand unter der Beratung von J. P. Richter eine hervorragende Kunstsammlung, die Ludwig Mond später der National Gallery in London vermachte. Zugleich legte Henriette Hertz den Grund zu ihrer eigenen Sammlung und Bibliothek.

Es ist dem Weitblick Adolf von Harnacks und Theodor Lewalds zu verdanken, wenn das Bestreben von Henriette Hertz, in Rom eine bleibende Stätte für die kunsthistorische Forschung zu schaffen, in Deutschland ein Echo fand und sich die Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft zur Förderung der Wissenschaften entschloß, die Bibliothek in den Kreis ihrer Institute aufzunehmen. Die Bibliotheca Hertziana ist noch heute das einzige Auslands- und das einzige geisteswissenschaftliche Institut unter den medizinisch-naturwissenschaftlichen Instituten der Max-Planck-Gesellschaft. Gemäß den Bestimmungen der Stifterin war die Bibliothek von Anfang an den Lehrenden und Lernenden der Kunstgeschichte aus allen Nationen geöffnet. Sie teilte diesen internationalen Charakter mit dem Deutschen Archäologischen Institut und unterscheidet sich damit von den anderen wissenschaftlichen Instituten in Rom, die mehr oder weniger ausschließlich auf eigene Länder abge-



Der Palazzo Zuccari in Rom (Bibliotheca Hertziana) -



*Die weltbekannte „Spanische Treppe“ in Rom mit der Kirche Trinità dei Monti.
Im spitzen Winkel die Bibliotheca Hertziana*

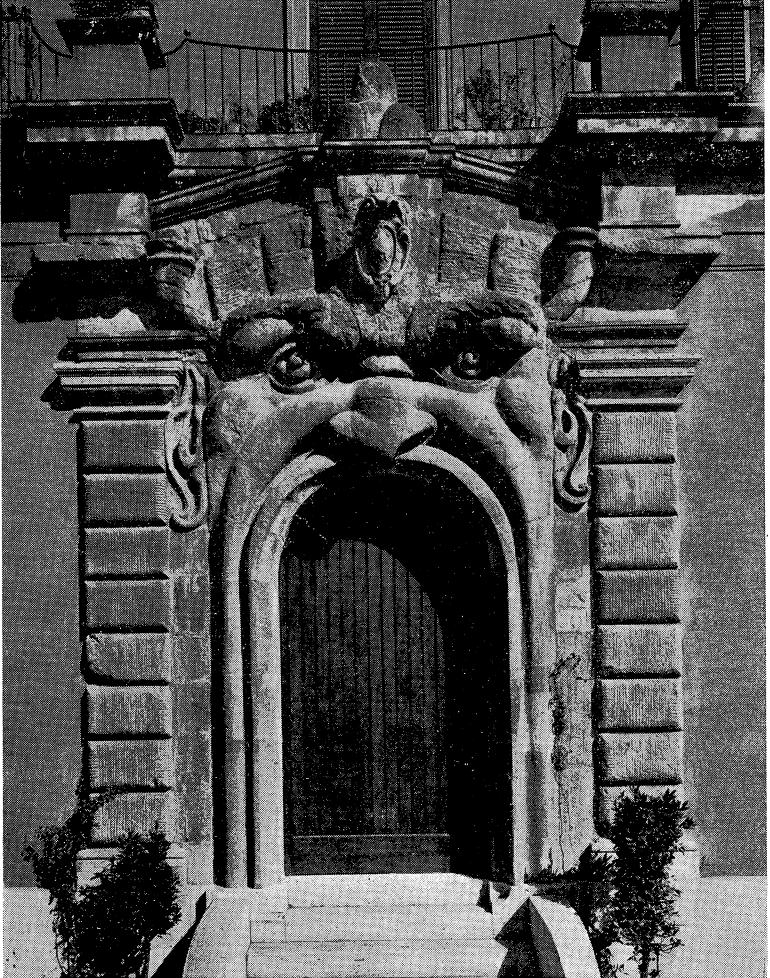
stellt waren. Die Stifterin starb schon wenige Monate nach der Gründung des Instituts im Jahre 1913.

Nach der Rückgabe des im ersten Weltkrieg beschlagnahmten Instituts im Jahre 1920 war es dem ersten Direktor Ernst Steinmann vergönnt, das Werk in fünfzehnjähriger steter Tätigkeit fortzuführen. Er wurde dabei unterstützt von Ludwig Schudt, der als Kunsthistoriker und Bibliothekar die Bibliothek zu einem unvergleichlichen wissenschaftlichen Apparat ausgebaut hat, der selbst in der ewigen Stadt, die an wissenschaftlichen Einrichtungen so reich ist, seinesgleichen sucht. Ludwig Schudt hat als Lebenswerk im Jahre 1959 den monumentalen Band „Italienreisen im 17. und 18. Jahrhundert“ vorgelegt, der sich zum großen Teil auf die von der Hertziana gesammelten Rom-, Italienführer und Reisebeschreibungen dieser Jahrhunderte stützt. Der Ordinarius für Kunstgeschichte an der Universität Leipzig, Leo Bruhns, trat die Nachfolge Steinmanns in der gleichen Stunde am 23. November 1934 an, in der dieser in Basel verstarb. In Nissi, unweit von Reval in Estland, ebenfalls als Sohn eines Pastors geboren, schwang sich der Bogen seines Lebens von dem Gymnasium der deutschen St.-Annen-Schule in Petersburg, aus dem hohen kimmerischen Norden, bis an seinen südlichen römischen Wirkungskreis. Er war der erste Gelehrte, der sich an die „Kunst der Stadt Rom“ heranwagte und sie in einem monumentalen dreibändigen Werk zusammenfaßte. Das Studiengebiet des Instituts dehnte er räumlich auf Latium, Kampanien, Unteritalien, Sizilien aus. Demgemäß wurde auch die Zeitschrift „Römische Forschungen“, die bis dahin ausschließlich Untersuchungen zur römischen Kunst enthielt, in das „Römische Jahrbuch für Kunstgeschichte“, das einen allgemeinen Charakter trägt, umgewandelt. Als neues großes Forschungsgebiet wurde die mittelalterliche Kunst Italiens hinzugenommen.

Die durch die Stilllegung des Instituts in der letzten Kriegs- und Nachkriegszeit geschlagenen Lücken konnten nach der Rückgabe im Juni 1953 dank der reichlich fließenden Mittel rascher geschlossen werden als erwartet worden war. Breites Vertrauen in den italienischen und internationalen wissenschaftlichen Kreisen Roms erwarb der neue Direktor Franz Graf Wolff Metternich, der frühere Provinzialkonservator der Rheinprovinz, Honorarprofessor an der Universität Bonn. 1959/60 wurde er zum Präsidenten der „Unione Internazionale degli Istituti di Archeologia, Storia e Storia dell'Arte in Roma“ gewählt. Die Stellung der Hertziana erhielt auch dadurch eine internationale Anerkennung, daß sich die Unione entschloß, ihre Fotothek über alle nachantiken römischen Kunstdenkmäler im Palazzo Zuccari aufzustellen. Die Arbeiten des Instituts wurden auf einzelne Künstler wie Cavallini, Bauten wie S. Angelis in Formis bei Capua, die Hohenstaufenburgen in Unteritalien, die Entwicklung der romanischen Baukunst in Latium, die Peterskirche im 16. und 17. Jahrhundert, die suburbanen Villen Roms, die Ovalekirchen der Spätrenaissance ausgedehnt. Die Besucher verteilen sich in den letzten Jahren auf 19 Nationen, davon waren vierzig Prozent des Instituts Italiener und fünfunddreißig Prozent Deutsche. Mit dem fünfzigjährigen Bestehen der Hertziana fällt wiederum ein Wechsel zusammen. An die Stelle des scheidenden Direktors Professor Dr. Franz Wolff Metternich tritt der neue Direktor Professor Dr. Wolfgang Lotz aus New York. Das Juwel des Palazzo Zuccari, der „tempietto“, die tempelförmige Eingangsloggia, konnte aus diesem Anlaß erneuert werden.

★

An dem Festakt zum 50jährigen Bestehen der Hertziana am Sonnabend, 25. Mai, hatten zahlreiche Persönlichkeiten des wissenschaftlichen, kirchlichen und öffentlichen Lebens aus Deutschland und Italien teilgenommen, unter ihnen der deutsche Nobelpreisträger Otto Hahn. (Vgl. F.A.Z.-Feuilleton vom 27. Mai.) Sein Sohn Hanno, der das Referat für Süditalienforschung an diesem römischen Institut innehatte, war einem tödlichen Unfall erlegen, genau so wie der Inhaber des gleichen Amtes Heinrich M. Schwarz, der auf einer Autofahrt nach Sizilien, seinem Hauptforschungsgebiet, ums Leben gekommen war. Wenn von den Menschen der Hertziana und ihrem Wirken innerhalb von fünfzig Jahren gesprochen sei, so sollte auch dieser Wissenschaftler aus der jüngeren Generation ehrend gedacht werden.

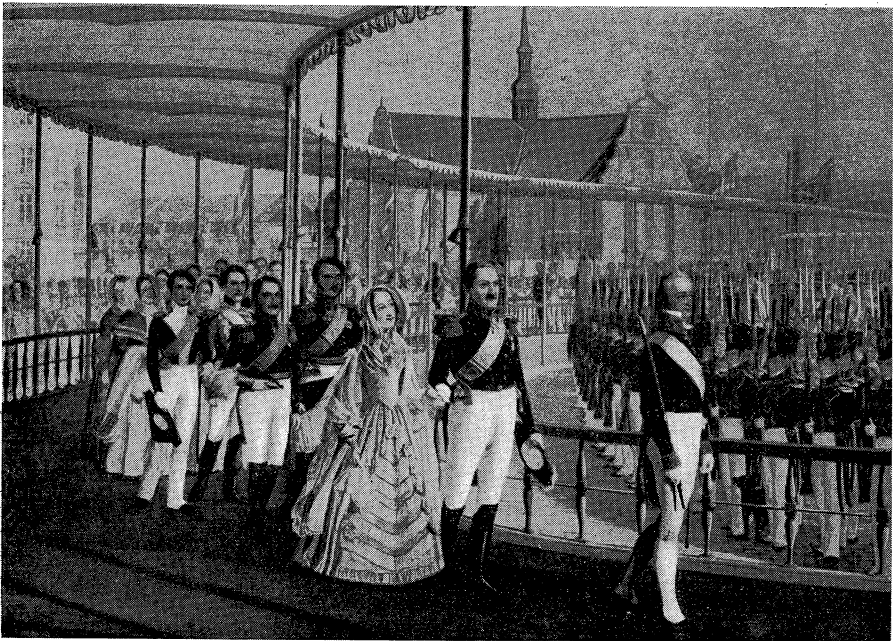


Das Tor des Palazzo Zuccari in der Via Gregoriana
(von dem bekannten manieristischen Maler Federico Zuccari geschaffen)

Schicksalhafte Hochzeit im Neustrelitzer Schloß, 10. 6. 1841

Von Lisa Haenisch geb. Rieck

Als ich zusammen mit meinem Bruder Walther und seiner Frau Dänemark bereiste, besuchten wir in Kopenhagen auch Schloß Rosenborg, jahrhundertlang das Wohnschloß der königlichen Familie, seit 1858 aber in ein sogenanntes Familienmuseum umgewandelt. Man findet hier Möbel und Gebrauchsgegenstände der einstigen königlichen Familie, Gemälde, Porzellan, die Kronjuwelen und sonstige Kostbarkeiten, und kann sich das alles ohne Führung in Ruhe ansehen. Auf unserem Rundgang entdeckte ich ein Porträt: Konprinzessin Marianne von Dänemark, geb. Prinzessin von Mecklenburg-Strelitz. Ich sagte: „Nanu, wer ist denn das? Tining Barth hat uns in der Heimatkunde doch nie von ihr erzählt!“ — Als wir dann im gleichen Raum zwei große Wandgemälde fanden, auf denen der Einzug des Kronprinzen Frederik mit seiner jungen Gemahlin Marianne in Kopenhagen dargestellt ist, rief Walther: „Dazu habe ich doch zu Hause ein Bild von den Hochzeitsfeierlichkeiten in Neustrelitz!“ Nun fing die Sache an, mir brennend interessant zu werden. Warum wußten wir von dieser dänischen Fürstin, die doch eine Strelitzer Prinzessin war, nichts? — Als wir bald darauf den Dom in Roskilde besuchten, wo seit über 1000 Jahren die dänischen Könige mit ihren Frauen ihre letzte Ruhestätte finden, sahen wir zwar



Feierlicher Einzug von Kronprinz Frederik und Prinzessin Caroline Charlotte Marianne in Kopenhagen

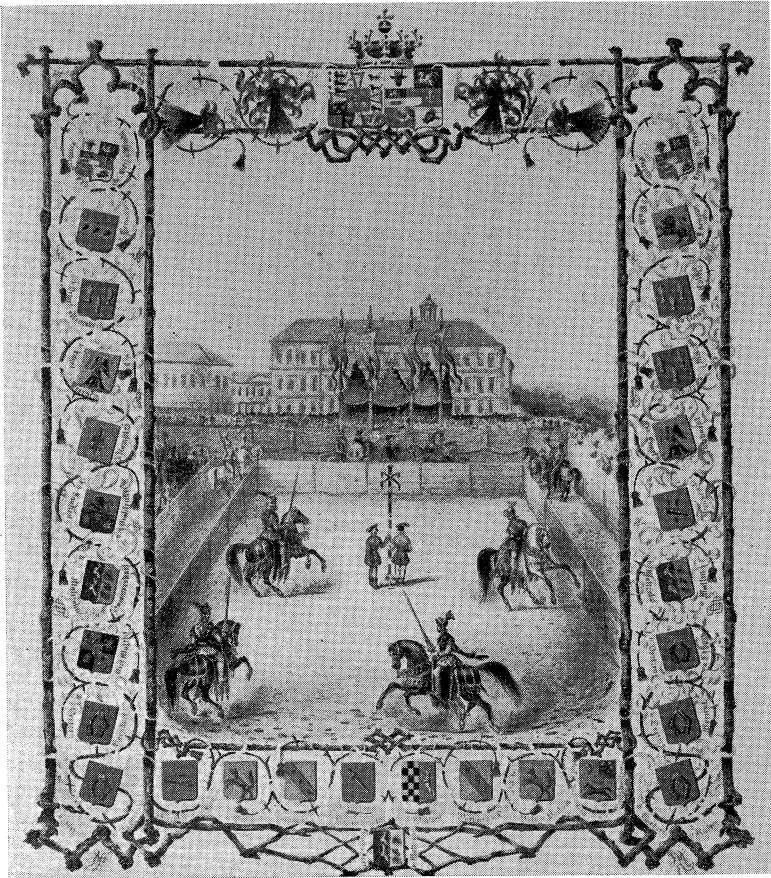
den Sarkophag König Frederiks VII., aber die Ruhestätte einer Königin fanden wir nicht bei ihm. Dies Rätsel mußte ich lösen.

Nach Berlin heimgekehrt, forschte ich selbst in der Gedenkbibliothek und ergänzte das übrige durch freundliche Mitarbeit zweier kundiger Carolinerinnen aus Neustrelitz, denen hiermit herzlicher Dank für ihre Hilfe gesagt sei. Daraus ergab sich nun folgendes Bild:

Frederik, geb. 1808, Kronprinz von Dänemark und Herzog von Schleswig-Holstein und Lauenburg, hatte 1828 seine dänische Cousine Wilhelmine geheiratet, sich aber 1834 wegen Kinderlosigkeit von ihr scheiden lassen. Am 10. 6. 1841 heiratete er Prinzessin Caroline Charlotte Marianne von Mecklenburg-Strelitz, ließ sich aber 1846 auch von ihr wegen Kinderlosigkeit scheiden. 1850 heiratete er, der inzwischen König geworden war, morganatisch eine Bürgerliche, Christiane Luise Rassmussen, und erhob sie zur Gräfin von Danner. Daß auch diese Ehe kinderlos geblieben sein muß, ergibt sich daraus, daß Gräfin von Danner, die nach dem Tode des Königs im Ausland lebte und 1874 in Genua starb, das ihr vom König vermachte Vermögen testamentarisch zur Errichtung einer Erziehungsanstalt für junge Mädchen bestimmte.

Nun zurück zur Hochzeit in Neustrelitz am 10. 6. 1841. Sie wurde mit allem Prunk und Hofzeremoniell der Zeit gefeiert. Bei einem Festakt trug der Direktor des Gymnasiums Carolinum, Professor Dr. phil. Friedrich Ludwig Eggert, eine selbstgedichtete lateinische Ode vor, der Direktor der mecklenburg-strelitzschen Domschule zu Ratzeburg, Prof. U. J. Becker, eine deutsche. Im Hoftheater wurde die Oper „Belisar“ von Donizetti aufgeführt (wobei unter den Darstellern ein Kraepelin genannt wird, vielleicht der spätere Reuter-Rezitator). Am 14. 6. ritten auf dem alten Paradeplatz vor dem Schloß Vater und Bruder der Braut mit adeligen mecklenburgischen Herren in Turnierkostümen ein sogenanntes Caroussel. Auf dem Bilde sind ringsherum ihre Namen und Wappen verzeichnet. — Am 24. 6. fand der feierliche Einzug in Kopenhagen statt, Wohnsitz wurde Schloß Rosenborg. Ob die Ehe glücklich gewesen ist, entzieht sich meiner Kenntnis, darüber sagen Geschichtswerke nichts aus. Die Ehe wurde aus Staatsinteresse geschieden. Der Staat mußte von seinem künftigen Herrscherpaar Nachwuchs verlangen, weil der Kronprinz Frederik der letzte seines Stammes war, so daß schwierige Erbfragen heraufkamen. Was ist nun aus diesen beiden geschiedenen Ehepartnern geworden?

Kronprinzessin Marianne kehrte in die Heimat zurück und wurde dort wieder Herzogin Caroline genannt, mit dem Namen, den sie zu Hause von Kinderzeiten an geführt hatte (siehe Bild der dreijährigen Prinzessin Caroline im Carolinerheft 38, Seite 100). Sie war die Tochter des Großherzogs Georg, dessen Standbild bis vor kurzem auf dem Neustrelitzer Markt stand, und der kunstliebenden Großherzogin Marie. Ihr Bruder war der ab 1860 regierende Großherzog Friedrich Wilhelm, den wir als alten blinden Herrscher gekannt haben. Sie lebte still und zurückgezogen in dem vermutlich für sie erbauten Carolinenpalais, Ecke Schloßstraße und Neuer Paradeplatz, das in meiner Kinderzeit Erbgroßherzogpalais war. Sie widmete sich wohlthätigen Zwecken, doch nicht im Sinne von Wohltuerei,



Caroussel vor dem Neustrelitzer Schloß am 10. 6. 1841

sondern sie überlegte mit ihren Ratgebern, wie sie ihre Zeit und Kraft und ihr Vermögen für notleidende Menschen wirklich nutzbar machen könnte. Darum kaufte sie 1854 das Haus Fischerstraße 2 (spätere Georgstraße) und ließ es zu einem kleinen Krankenhaus ausbauen. Sie fing ganz bescheiden an, das Haus wurde zunächst nur für zehn Betten eingerichtet. 1855 wurde es eine Tochteranstalt des Diakonissenhauses Bethlehem in Ludwigslust, bekam also von dort seine Krankenschwestern, die uns allen in ihrer schwarzen Tracht und den weißen Hauben später sehr vertraut waren. Leitender Arzt war bis 1899 Dr. Rudolphi, der in der Hofapotheke am Markt im ersten Stock wohnte. Schon 1858 erwies sich das Krankenhaus als viel zu klein. Herzogin Caroline kaufte zwei Nachbargrundstücke hinzu, ließ das Hauptgebäude zweistöckig ausbauen, daneben später ein Siechenhaus errichten, und so wurde das Ganze am 28. 11. 1860 als



Herzogin Caroline

„Carolinenstift“ eingeweiht. Bis zum Tode der Stifterin stand über dem Eingang ihr Leitwort: „Ich will klein anfangen, am Kleinen lernt man Größeres.“ Sie unterstützte ihre Stiftung laufend mit größeren Geldsummen und vermachte ihr testamentarisch 40 000 Taler. Sie starb 1876, nur 55 Jahre alt. 1908 stiftete ihre Schwägerin, Großherzogin Auguste Caroline, einen weiteren Anbau, in dem vor allem ein moderner Operationssaal Platz fand. In neuester Zeit ist auch das Carolinenpalais dem Krankenhaus angegliedert und zwar als Innere Station. Das Ganze führt nun nicht mehr den Namen „Carolinenstift“, sondern ist in den allgemeinverständlichen Ausdruck „Städtisches Krankenhaus“ umbenannt worden, aber das Werk der Stifterin besteht fort, blüht, wächst und gedeiht.

Wie sah es derweil in Dänemark aus? Als Frederik 1848 beim Tode seines Vaters, Christians VIII., zur Regierung kam, fand er sich recht schwierigen Verhältnissen gegenüber. Die durch Personalunion mit Dänemark seit dem 14. Jahrhundert verbundenen Herzogtümer Schleswig und Holstein waren zwar immer zusammen regiert worden, jedoch neigte die Bevölkerung von Nordschleswig in Sprache und politischem Denken mehr zu Dänemark, während Südschleswig sich dem deutschstämmigen Holstein eng verbunden fühlte. Schon 1837 (nach der ersten Scheidung Frederiks), hatte der Herzog Friedrich von Augustenburg, ein entfernter Vetter des dänischen Königs, Erbansprüche auf beide Herzogtümer angemeldet, im Falle die männliche Linie des dänischen Königshauses ausstürbe. Christian VIII. aber hatte 1846 in einem „offenen Brief“ den Anspruch des

Augustenburgers verworfen und Fortbestand der Personalunion Dänemark-Schleswig-Holstein auch in Zukunft bestimmt. Dies war deutscherseits wegen früherer Erbverträge als Rechtsbruch angesehen worden. Frederik VII. versuchte nun bei seiner Thronbesteigung (Januar 1848), den dänisch-deutschen Gesamtstaat weiterhin aufrecht zu erhalten, mit gewissen Sonderrechten für die Herzogtümer, kam aber in Schwierigkeiten durch seine eigenen Untertanen. Das aufstrebende dänische Bürgertum hatte unter der Leitung von Orla Lehmann einen tatkräftigen nationalen Liberalismus entwickelt, hatte in Norwegen und Schweden Interesse für einen Skandinavischen Bund geweckt, ursprünglich mit dem Wunsch der Anlehnung an den Deutschen Bund und Ausweitung zu einem großgermanischen Zusammenschluß. Hierfür traten in Norwegen Peter Andreas Munch, in Schleswig Uwe Jens Lornsen, in Deutschland Ernst Moritz Arndt und Jakob Grimm ein. Als aber unter dem Eindruck der deutschen Märzrevolution 1848 die Schleswig-Holsteiner Aufnahme Schlesiens in den Deutschen Bund und ein vereinigtes Schleswig-Holstein forderten, schlug die skandinavistische Bewegung in Deutscheindlichkeit um. Der politische Gesichtspunkt, Dänemark könne ohne Schleswig nicht bestehen, überwog den völkischen und den Rechtsstandpunkt. Die „Eiderdänen“ wollten nun zwar Holstein und Lauenburg an Deutschland geben, dafür aber ganz Schleswig unlösbar mit Dänemark verbinden. Die dagegen erwachsende schleswig-holsteinische Erhebung löste den ersten dänisch-deutschen Krieg aus (1848—1850).

Nach anfänglichen Siegen der Deutschen gelang es den Dänen, von Schweden so wirksame diplomatische und militärische Hilfsstellung zu erreichen, daß sie während eines siebenmonatigen Waffenstillstandes neu aufrüsteten und dann Schleswig zurückeroberten konnten. Nun zeigte sich, daß diese ganze Frage keine allein dänisch-deutsche war, sondern daß sie die Einheit Deutschlands bedrohte und darum das Eingreifen fremder Mächte zur Folge hatte, die daraus Nutzen ziehen wollten. Auf Wunsch der Großmächte, insbesondere Rußlands, wurde im Vertrag von Olmütz festgesetzt, daß die deutschen Ansprüche auf Schleswig-Holstein gestrichen und der dänisch-schleswig-holsteinische Gesamtstaat unter Frederik wiederhergestellt würde. — Das Wirtschaftsleben in Dänemark nahm nun Aufschwung, das Ansehen des Königs, der sich weiterhin um Frieden und Eintracht in seinen Landen bemühte, wuchs dauernd, aber die Schwierigkeiten der Politik blieben. Als Frederik am 15. 11. 1863 starb, traten die alten Nöte von neuem zu Tage. Die „Vossische Zeitung“ schrieb damals: „Der verstorbene König hat keine persönliche Politik geführt, mit seinem Tode aber nimmt der Streit zwischen Dänemark und Deutschland noch in ganz anderer Weise als bisher einen europäischen Charakter an.“ So kam es 1864 zum 2. dänisch-deutschen Krieg, an dem alle europäischen Großmächte scharf interessiert waren. Wie oft noch wird deutsches Land Zankapfel der Großmächte sein?

Das dänische Volk setzte Frederik VII., der friedliebend und vermittelnd gewirkt hatte, ein eindrucksvolles Reiterstandbild, das noch heute vor dem Regierungsschloß Christiansborg in Kopenhagen zu sehen ist. Wir alten Neustrelitzer aber wünschen dem segensreichen Werk der Herzogin Caroline ein dankbares „Vivat, crescat, floreat“!

Begegnungen zwischen Olympia und Tokio

Von K. H. G.

Wenn die Sonne am 20. August 1964 über Griechenland im Zenith steht, dann wird vor dem Zeustempel in Olympia mit Hilfe eines Brennspiegels die Flamme entzündet, die während der Olympischen Spiele vom 10. bis 24. Oktober in Tokio brennen wird. Griechische Läufer tragen das Feuer nach Athen. Von dort wird es mit dem Flugzeug über Istanbul, Beirut, Teheran, Lahore, Neu Delhi, Rangun, Bangkok, Kuala Lumpur, Manila, Hongkong und Taipeh nach Okinawa gebracht. Auf vier verschiedenen Wegen einer Sternstaffel wandert die olympische Fackel dann durch die Hände von mehr als 150 000 jungen Japanern quer durchs „Land der aufgehenden Sonne“ ins Stadion am Meji-Park. Ganz Japan soll das olympische Feuer sehen! Es will der Jugend der Welt ein olympisches Fest geben, das selbst die Spiele 1960 in Rom noch übertrifft.

Olympische Spiele gestern und heute, zwischen Olympia und Tokio: Verschiedene Welten, verwandte Welten? Begegnungen mit beiden Stätten vermittelten neue Eindrücke und Erkenntnisse, öffneten tiefreichende Zusammenhänge und Zusammenklänge.

Die tausendjährige Stille der Ruinen von Olympia, das Geheimnis des Heiligen Hains, die gedankenvollen Umriss der Hügelzüge sprechen eine so große Sprache, daß das menschliche Wort in ihrer Gegenwart überaus hinfällig erscheint. Über alles, was man erblickt, fließt ein beglückendes Licht, welches das Auge anderswo nie aufgenommen hat. Dieses Licht läßt alles Sichtbare in strenger Genauigkeit erscheinen, und dennoch bleibt es immer zart. Es verleiht jeder Einzelheit ihre volle Bedeutung und gleichzeitig allem edle Distanz.

„In Olympia, an dieser Gedenkstätte der Menschheit“, sagte Professor Dr. Carl J. Burckhardt bei der Übergabe des freigelegten antiken Stadions an die Griechische Altertumsverwaltung am 22. Juni 1961 in Olympia, „ist eine der großen Liturgien entstanden, durch deren Mittel die Sterblichen mit den Göttern und gleichzeitig von Mensch zu Mensch in gegenseitiger Achtung, im Zeichen des Friedens in Verbindung standen. Alles, was für uns Heutige abstrakte Idee geworden ist, war für die Alten göttliche Gegenwart. In diesem unvergleichlichen Licht entstand ihre geniale Schau im Zeichen des Maßes, im Rhythmus der echten Proportionen, in einem symphonischen Sinn, dem das Geschenk der Harmonie zuteil wurde.“

Wer heute nach Olympia kommt, dem bietet sich neben dem ausgegrabenen — auch in seiner Zerstörung immer noch etwas unsagbar Starkes ausstrahlenden — Trümmerfeld in der Altis*), um das der Genius der Landschaft schon wieder seinen dunklen Mantel hoher Kiefern geschlagen hat, das antike Stadion in alter, oft besungener Schönheit dar. Es bestimmt nun den Gesamteindruck der alten Weihstätte entscheidend mit. Die Geschichte der antiken Spiele ist durch die jetzt aufgedeckte Schichtung des bis 1957 nur durch die Startschwellen be-

*) Der heilige Hain des Zeus bei Olympia.

kannten Stadions und durch die Entdeckung zweier früherer Laufbahnen bereichert worden. Vor unseren Augen liegt Olympia jetzt, wie es durch seine Geschichte geformt und umgeformt worden ist, mit dem engen Bezug des Kampfplatzes zum religiösen Bereich. Das erste — bis ins 18. Jahrhundert zurückreichende — Stadion endete offenbar am Zeus-Altar. Die zweite Anlage wurde 50 m nach Osten versetzt, die dritte ganz aus der Altis herausgerückt und nur noch durch einen Tunnel mit dem heiligen Bezirk verbunden.

Die Freilegung des Stadions brachte mit der Entdeckung des Demeter-Altars und der Öffnung von 44 Brunnen im Nordwall noch eine reiche archäologische Ernte. Es war vor allen Dingen eine Fundgrube kostbarer Weihgeschenke und archaischer Bronzen. Statuetten aus der Zeit bis zum 5. Jahrhundert v. Chr., Waffen, Schilde, Beinschienen, figürlicher Schmuck von Prunksesseln mit mythologischen Darstellungen, die einen sehr starken assyrischen Einfluß auf die frühgriechische Kunst offenbar machten, erschlossen ganz neue kunsthistorische Erkenntnisse. Zu den sensationellen Funden gehört ein vollständig erhaltener, nicht einmal von Patina bedeckter Helm, den die Athener — wie der Inschrift zu entnehmen — in der Schlacht von Marathon erbeuteten und den Göttern von Olympia als Weihgeschenk darbrachten. Dieser Helm ist das einzige Beutestück aus den Perserkriegen, das der Nachwelt überkam, und das Prunkstück des Museums von Olympia, das wohl die größte griechische Waffensammlung der Welt beherbergt.

Nach Abschluß der Freilegung des Stadions kann nun auch die am Eingang zur Altis stehende Stele mit dem Herzen Baron Pierre de Coubertins, des Schöpfers der modernen Olympischen Spiele, im Stadion zwischen dem Wall am Tunnel und den Startschwellen aufgestellt werden; dort, wo früher der Altar des Halbgottes Endymion stand, dem Zeus die ewige Jugend verliehen hatte. Ein recht beziehungsvoller Standort. Innerhalb unseres jetzigen, an letzte Gefahren rührenden Zustandes, soll dieses Stadion in seiner schlichten Verhaltenheit der heutigen Jugend dazu helfen, den Gedanken Coubertins ganz zu erfassen. Dieser Gedanke enthält die Aufforderung zum Verzicht, zu weiser Beschränkung, zum Einhalten gerechter Regeln im Zeichen des Respekts der Menschen voreinander und vor einem uns übergeordneten leitenden Prinzip.

Das Stadion in Olympia wird keine modernen Spiele je wieder erleben, aber es soll auch nicht nur museales Interesse haben, sondern fruchtbar weiterleben. Zu den Besuchern aus aller Welt gehören mehr und mehr sportliche Jugendgruppen, die an dieser Stätte in die antike Verbindung von Geistes- und Körperkultur, in den tieferen Gehalt des olympischen Gedankens und in den Sinn der modernen Spiele eingeführt werden. Für eine solche Durchdringung wurde noch von Carl Diem die „Olympische Akademie“ geschaffen, die in Form eines einfachen Zeltlagers Stätte der Unterweisung junger Menschen ist und im Juni 1964 als Memorial für Carl Diem — jenem Mann, dem die olympische Weltbewegung so unendlich viel zu verdanken hat und ohne dessen beharrliches Drängen das antike Stadion wohl noch unter einer hohen Geröll- und Erdschicht schlummern würde — schon ihre vierte Wiederholung erlebt.

In Olympia wird mit Unterbrechungen seit 1874 von den Deutschen gegraben. Aus dem Kreis verdienter Männer sind besonders Ernst Curtius (1814—1896),

der mit seiner berühmten Werberede am 10. Februar 1852 in der Berliner Singakademie den entscheidenden Anstoß zur Ausgrabung Olympias gab, Georg Treu und Wilhelm Dörpfeld (1853—1940) zu nennen. Ihr geistiges Erbe setzt heute Prof. Dr. Emil Kunze fort. Die bis in die letzten Schichten vordringende, von Heinrich Schliemann bereits bei einem Besuch 1885 angeregte und von Dörpfeld aufgegriffene Tiefenforschung hat nun mit dem 192 m langen und 30 m breiten, auf den Wällen bereits bepflanzten Stadion eine direkte Verbindung zu den antiken Spielen geschaffen. Dabei erkannte die archäologische Wissenschaft unzählige Spuren, die von verschwundenen Gesittungen hinterlassen wurden. Zu den allerjüngsten Funden im derzeitigen Grabungsbereich der Echohalle gehört auch ein Artemis-Altar; aus einem Brunnen wurde erstmalig auch ein griechischer Helm mit vollständig erhaltenen Silberbeschlägen ans Licht gehoben. Alle diese Entdeckungen verstärken die Verehrung und lichten das Geheimnis der Unvergänglichkeit Olympias.

In der Harmonie des freien Spiels haben hier alle Kräfte des Körpers und Geistes zusammengewirkt. Hier in Olympia haben die Vorsokratiker gelehrt. Cheilon²⁾ und Thales sind hier gestorben. Hier entstand der Hymnos des Archilochos zur Verherrlichung des Herakles. Pindar und Euripides sprachen hier ihre Epinikien³⁾, Herodot las aus seinem großen Bericht, und Thukydides sann hier seinem Werk nach. Künstler wie Myron, Polyklet oder Praxiteles bildeten in diesem Tal ihre Gestalten. Hier wurde Miltiades nach dem Sieg von Marathon gefeiert; der Helm, den er als Weihgeschenk gestiftet hat, wurde im Stadion gefunden. Themistokles hat man an dieser Stelle als Sieger von Salamis begrüßt . . . Die Namenlisten der Olympiasieger wurden an diesem Ort von Hippias und Aristoteles zusammengestellt, während im Prythaneion die ewige olympische Flamme brannte.

„Was die Olympischen Spiele anbetrifft“, so lesen wir bei Pausanias, „so geht ihr Ursprung weit hinter die Anfänge des Menschengeschlechts zurück, denn wir wissen, daß Kronos und Zeus sich in dieser Arena gemessen haben und daß die Kureten hier ihren ersten Wettlauf durchführten.“ So greift der Mythos stets voraus; wie oft ist er der Veranlasser historischer Begebenheiten. Spät, im letzten Abglanz des antiken Lebens wird der Byzantiner Stephanos schreiben: „Der Mythos ist, was sich niemals begeben hat, was aber immerwährende Begebenheit bleibt . . .“ Fast 300 000 DM kostete das Werk, mit dem der deutsche Sport der Welt eines seiner denkwürdigsten historischen Dokumente zurückgab und der olympischen Bewegung den Quell der Idee Pierre de Coubertins wieder vorweist. Inzwischen sind die Stadionwälle bepflanzt; damit ist auch die Gefahr gebannt, daß die Sturzbäche der Frühjahrs- und Herbstgewitter die Laufbahn erneut zuschwemmen.

Im Dorf Olympia gehen währenddessen die Bauarbeiten an der noch von Bundespräsident Theodor Heuss übergebenen Krankenstation zu Ende. An allen

²⁾ Wie Thales einer der sieben Weisen Griechenlands. In Untertertia (mit 12 Jahren!) lernten wir sein Wort γνῶθι σαυτον (Erkenne dich selbst). Die Schr.

³⁾ Siegeslieder

Ecken schießen neue Pensionen und Hotels aus dem Boden. Der Tourismus ist auf dem besten Wege, auch hier die Macht zu ergreifen und die idyllische Ruhe aus dem Heiligen Hain zu verscheuchen. Wie lange summen noch die Zikaden über den gefällten riesigen Säulentrommeln, aus deren Zapflöchern weißer Klee blüht? Diese Frage beleuchtet die andere Seite des deutschen Geschenks . . .

Die Stätten Olympischer Spieler unserer Tage sehen anders aus. Sie sind gewaltig und schnelllebig, wie es in einem Zeitalter der Elektronen und Raketen nicht anders sein kann. Tokio 1964 ist das beste Beispiel dafür. Nur langsam findet sich der Ankömmling aus der alten Welt mit den neuen „Gezeiten“ ab und zurecht in dieser auf den ersten Blick als häßliches, amorphes Gebilde empfundenen, nach einiger Zeit aber doch als faszinierend-bezauberndes Bild begriffenen Metropolis: Steile Wolkenkratzer neben kleinen Holzhütten, Stahltürme neben Tempeln, Fabrikriesen neben Reisfeldern, schreiende Boulevards neben stillen Gärten. Mit 10,1 Millionen Einwohnern auf 2021 qkm Fläche ist Tokio die größte Stadt der Welt und zugleich der Kopf der japanischen Nation, Hirn und Herz eines der modernsten Industriestaaten.

Auf Schritt und Tritt wird dem Fremden bewußt, daß Japan ein übervölker-tes Land ist; nirgendwo sonst in der Welt lebt man so zusammengedrängt wie in Tokio. Nur 16 v. H. der 351 000 qkm großen Bodenfläche Japans sind kultivierbar; alles andere sind Berge, Felsen, Ödland, mit denen nichts anzufangen ist. Der verbleibende Boden wird bis zum letzten Flecken ausgenutzt. Die Einwohnerzahl, die heute über 93 Millionen beträgt, wächst jährlich um fast eine Million. Um alle einigermaßen zu ernähren, muß jährlich eine Million neuer Arbeitsplätze beschafft und das Sozialprodukt um 7 v. H. gesteigert werden. Das ist das unerbittliche Diktat, das über diesem Industriestaat steht und das Japan zu einem weltweiten Konkurrenzkampf auf Gedeih und Verderb zwingt. So entstand das japanische Wirtschaftswunder — unter Druck.

Das Weltbild des Japaners wurde von der strengen Tradition des mythisch-verklärten alten Japan geprägt. Es hat sich unter dem amerikanischen Reformdruck vielleicht äußerlich etwas gewandelt, wenn sich auch das Gleichgewicht von Tradition und Moderne noch nicht wieder ganz eingependelt hat. Dem äußeren Wandel begegnet man in den Hotels europäischen Stils oder auf der Ginza, der „Straße der Silberschmiede“, dem Broadway Tokios, mit seinen exklusiven Läden für Perlen und Seide, seinen mächtigen Kaufhäusern Mitsubushi oder Mitsukoshi oder den 1400 Nightclubs. Das wirkliche Japan beginnt aber erst hinter dieser vom Abendland ausgeborgten üppigen Fassade, es beginnt weit hinter dem Widerschein des Flutlichts der Leuchtreklame, das milde Licht auch auf die dahinterliegenden Schatten wirft.

Der Japaner des Tages zeichnet sich durch Leistungen der neuesten Technik aus, er konstruiert die vollkommensten Maschinen und arbeitet in den fortschrittlichsten Laboratorien. Kommt aber der Abend, so kehrt er zu den Gewändern und Gewohnheiten seiner Vorfahren zurück. Er trägt den Haori über dem Kimono und an den Füßen die Tabies, die Socken mit separater großer Zehe, schwarz für Männer, weiß für Frauen, mit denen es allein erlaubt ist, die Tatami,

die dicken geflochtenen Bodenmatten der Innenräume zu betreten. Nach der Zahl dieser rechteckigen Tatami wird die Größe der Einzelhäuser bemessen, in denen die meisten Japaner hinter mit Papier bespannten Fenstern leben. Tatami ist das Symbol für die Sitten der Nation. Von einem Fremden, der die japanischen Sitten annimmt, sagt man, er sei „tatamisiert“. Und von der japanischen Gastfreundschaft weiß man, daß sie erst am Rande des Tatami beginnt.

Die amerikanischen Reformen haben die japanische Gesellschaftsform nur kurz ins Wanken gebracht. An die Stelle der Ratlosigkeit der Jahre bis 1955 ist die Rastlosigkeit unserer Tage getreten. Schon pilgern Scharen von Japanern wieder zu den unzähligen Schinto-Schreinen (über 80 000!) des Landes. Schulkinder besuchen von neuem, diszipliniert und mit leuchtenden Augen, die Jungen in schwarzer Uniform, die Mädchen in blauen Matrosenblusen (auch diese Tracht hatten die Amerikaner einmal verboten!), die Gräber der 47 Ronins, deren Geschichte das japanische Hohelied der Treue ist. Noch immer wird im Schatten der Zedernbäume oder unter bunten Sonnenschirmen die Tee-Zeremonie abgehalten, noch immer wetteifern japanische Kinder untereinander im Drachenfliiegen, noch immer ist Sumo vor Baseball, Rudern, Turnen, Schwimmen und Golf (180 Plätze!) der beliebteste Volkssport.

Das Selbstbewußtsein der japanischen Nation steht wieder fester, fest auf den Beinen seiner jungen Generation, jedoch in den Grenzen, die sich aus den Erfahrungen von 1945 und aus den Lehren des Atomzeitalters ergeben. Der Stärkung dieses Nationalbewußtseins dienen auch die Olympischen Spiele; was sich die Japaner die gewaltige Summe von 11,3 Milliarden Yen (140 Millionen DM) — ohne den Straßenbau — kosten lassen, wie im Etat des Organisationskomitees nachzulesen. Von sportlichen Erfolgen erhofft man sich hier eine weitere Festigung des alten völkischen Bewußtseins auf neuen Wegen. Mißt man das Alter des japanischen Sports an Stockfechten (Kendo), Ringen (Sumo) oder Bogenschießen (Kyudo), so ist Japan ein uraltes Sportland. Sonst ist es aber doch eine der jüngsten der modernen Sportnationen, wenn auch nicht so jung, wie gemeinhin angenommen wird: Baseball wurde 1873, Fußball 1874, Tennis 1878, Turnen 1880 und Rudern 1884 eingeführt. 1883 veranstaltete man die ersten athletischen Wettspiele, 1879 bereits das erste Schwimmfest.

Bei den Olympischen Spielen trat Japan 1912 in Stockholm zum ersten Male mit zwei Leichtathleten auf, nach Berlin reiste es 1936 dann aber schon mit einem Team von 154 Athleten an! Vom ganzen olympischen Programm 1964 kommt allerdings nur eine einzige Sportart aus Japan, nämlich Judo. Aber auch das moderne Judo ist ohne westliche Auffassungen nicht denkbar . . . Der Japaner ist auch nicht für alle Sportarten geschaffen; aus den großen Geräten erwachsen den kleinen Leuten oft viele Nachteile. Doch mit ungeheurer Energie und Entschlossenheit stellen sie sich den starkarmigen, langbeinigen und oft drei Köpfe größeren Gegnern und holten sich dabei (ob an Reck oder Hantel) schon so manchen Erfolg.

Heute wird in Japan mehr Sport getrieben als je zuvor; schon zu früher Stunde eilen Gruppen im Lauf durch die Parks oder absolvieren auf dem Platz

vor dem Kaiserpalast ihre Gymnastik. Man sollte dies nicht nur mit der Abschaffung der allgemeinen Wehrpflicht zu begründen suchen. Für den Japaner ist der Sport ein Exerzitium des Körpers und des Geistes, für ihn ist „Leibeserziehung untrennbarer Bestandteil der Gesamterziehung“ (wie es in der Empfehlung der Kultusminister zum Schulsport bei uns leider nur deklamatorisch heißt). Im Sport demonstriert Japan weltweit für seine nationale Wiedergeburt. Dementsprechend wird auch geübt — unermüdlich, fast barbarisch hart, viel härter als irgendwo anders in der Welt.

Und doch muß man sich vor einem Irrtum hüten: Während wir beim Wort „Üben“ — der exzellente Japan-Kenner Prof. Dr. Karlfried Graf von Dürckheim meditiert darüber — sogleich an ein Können denken, das durch die Übung erworben werden muß, und wenn bei uns das erlangte Können dazu führt, daß man daraufhin etwas anderes übt, so interessiert den Japaner eine Übung besonders erst dann, wenn er sie kann. Die einfache Wiederholbarkeit einer vollkommen beherrschten Übung gewinnt für den Japaner außerordentliche Bedeutung. „Die japanische Übung, auch wenn sie eine äußerliche Leistung zum Ziel hat“, so sagte mir der Germanist Prof. Dr. Takayuki Fukuoka von der Hosei-Universität in Tokio, „gilt in erster Linie dem Reifen. Es ist das Ziel hinter dem Ziel. Hinter dem sichtbaren Ziel liegt immer ein höheres Ziel. Dieses höhere Ziel muß man suchen; je mehr man das sichtbare Ziel im Auge hat, umso mehr verschwindet das höhere Ziel.“ Bei einer anderen Gelegenheit wird er — nach dem für ihn schönstem Kunstwerk gefragt — antworten: „Das sind unsere reifen, alten Menschen.“

„Zen“ im Stadion — gibt es hier nicht einen Zusammenklang mit Olympia, ein „Ziel hinter dem Ziel“? Zwei Begegnungen und eine Frage, die einen nicht mehr losläßt und die man vielleicht am besten beantwortet, wenn man versucht, dem Inhalt der Frage nachzuleben.

In der Tat, im Leben und Wirken Mozarts klingt eine wunderbare Harmonie und schwingt ein wundersamer Rhythmus, der seine Kraft aus der Natur und aus dem Universum bezieht. Das Glück, das uns überkommt, sobald uns dieser Rhythmus trifft, sobald wir diese Harmonie fühlen, ist in dem Bewußtsein unserer Einheit mit dem Universum begründet. Nur selten erscheint ein Mensch, der Mittler zwischen dem Universum, d. h. der Gottheit, und uns wird. Mozart war einer von ihnen.

(Paul Nettl)

Die Tat

Die blauen Blumen
reifen auf dem Felde,
des Mohnes Glut
schäumt in dem heißen Wind.
Worauf nur wartest du?
In Bälde
wirst du verglühn,
der eben noch ein Kind.

Du bist des stummen Herzens
stillter Hirte.
Vielleicht trägt deine Tat
schon morgen Frucht,
und
— wenn die bange Seele irrte —
kehrt das verlorn'e Schiff
in späte Bucht.

G. H.

Zum Gedächtnis unseres Abiturienten Hans Jürgen Graf Blumenthal

geboren am 23. Februar 1907 in Potsdam; den Tod erlitten
am 13. Oktober 1944 in Plötzensee.

Berlin-Plötzensee, den 13. Oktober 1944

Wenn diese Zeilen in Deine lieben, guten Hände kommen, bin ich nicht mehr auf dieser Welt. Ich bin zum Tode verurteilt, rauche jetzt eine letzte Zigarette und werde in kurzem hinübergehen in die Ewigkeit, in der wir uns wiederfinden werden, um niemals mehr getrennt zu werden. Ich nehme mit mir die Dankbarkeit für alles, was Du mir in den vergangenen Jahren gewesen und gegeben hast. Sei überzeugt, daß ich unser Glück nicht leichtfertig aufs Spiel gesetzt habe. Gott hat es so gefügt und wir müssen es tragen. Tröste Moi, so gut es geht. Gestern träumte ich, daß Vati in der Tür stände, in Hut und Mantel und sagte: „Komm, mein Junge, es ist Zeit!“

Grüße unsere Kinder. Es ist auch für sie ein schweres Schicksal. Verstehen werden sie alles erst sehr viel später.

In Gedanken schließe ich Dich noch einmal fest in die Arme. Bald wird das, was an mir unsterblich ist, immer um Dich und unsere Kinder sein, bis auch Ihr eingeht in das ewige Leben und Du dann aufs neue untrennbar mit mir verbunden bist.

Aus „Du hast mich heimgesucht bei Nacht“. Abschiedsbriefe und Aufzeichnungen des Widerstandes 1933—1945.

Über Ursprünge und Ziele im neueren Kirchenbau

von Roderich Schröder

Es sind nach dem zweiten Weltkrieg in Deutschland mehr Kirchen gebaut worden, als vorher seit der Reformation bis zum Beginn des Krieges.

Dafür gibt es mehrere Gründe. Durch den Krieg waren, besonders in den Städten und Großstädten, zahlreiche Kirchen zerstört worden, so daß die ersten Bemühungen der beiden Konfessionen sich zunächst auf eine Wiederherstellung der in den alten Wohngebieten liegenden Kirchenruinen erstreckten, soweit in diesen Stadtteilen der Wiederaufbau der Wohnungen voranschritt. Häufig aber war durch Brand- und Sprengbomben von dem Gefüge der Kirchen so wenig stehen geblieben, daß bei der allgemeinen Armut und dem Mangel an Baumaterialien an den Wiederaufbau der früheren baugeschichtlich und künstlerisch oft wertvollen Räume zunächst nicht gedacht werden konnte.

Es zeigte sich aber nach diesem größten Verlust an baulicher und religiöser Substanz, die der Krieg und bereits zuvor die Jahre der Gewaltherrschaft gebracht hatten, daß für die räumlich und seelisch unbehausten Gemeinden sofort Räume beschafft werden mußten, wenn die Religionsgemeinschaften nicht das Gebot der Zeit überhören und damit ihren Auftrag verkennen wollten.

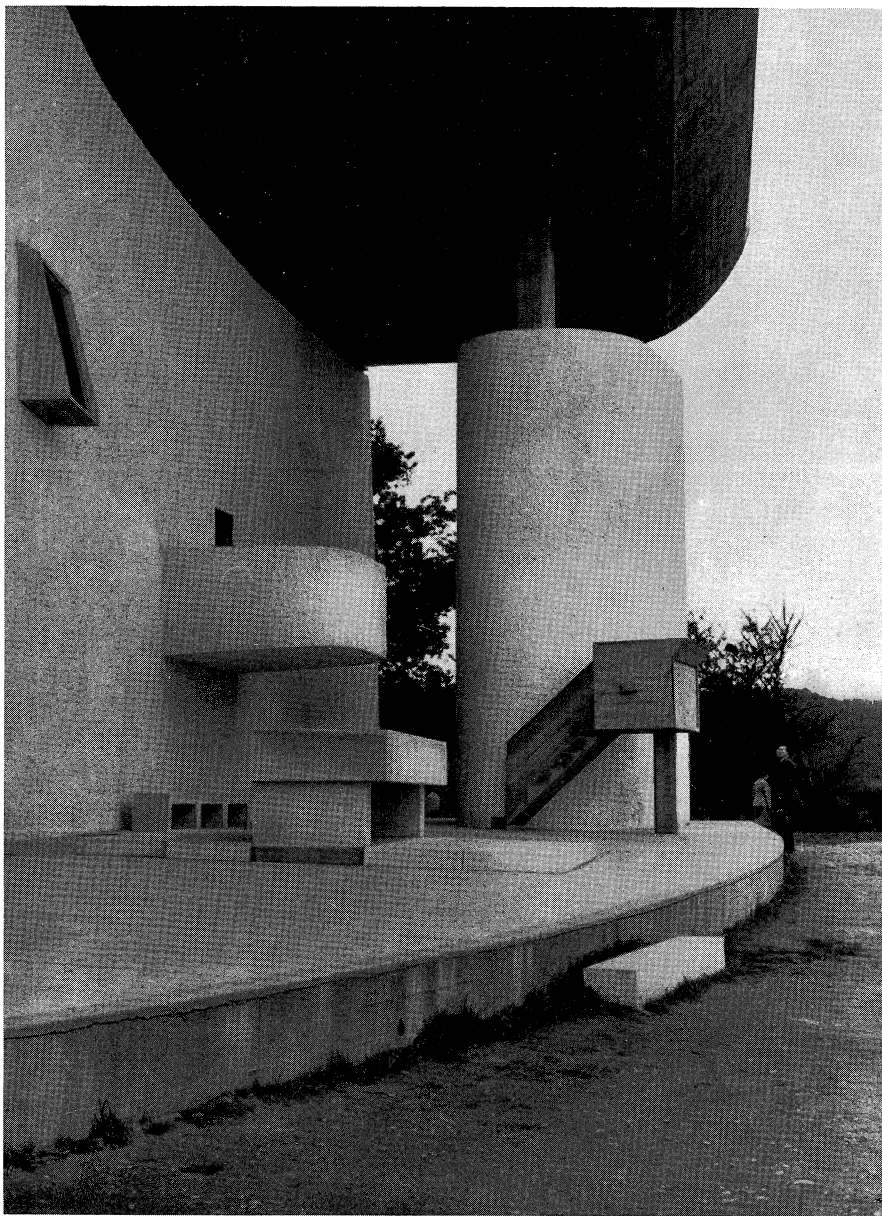
Damals schuf Otto Bartning mit der materiellen Hilfe Schwedens die aus vorgefertigten Holzbindern erstellten Notkirchen, die in vielen Großstädten stehen und als ein Zeichen des ersten Wiederaufbauwillens in ihrer würdigen und schlichten Art erhalten werden.

Als nach 1950 der immer mehr wachsenden Nachfrage nach zeitgemäßen Wohnungen entsprechend, im Umkreis der Städte neue Wohngebiete erschlossen wurden, kam es zu den ersten Neuplanungen kirchlicher Räume. Diese Neuplanungen zeigten sehr bald im Vergleich zu dem früheren Kirchenbau ein sehr verändertes Bild. Es genügte nicht allein, eine in ihrer sozialen und geistigen Zusammensetzung völlig veränderte neue Gemeinde in der sonntäglichen Predigt und mit der Austeilung der Sakramente versorgen zu wollen, es mußten auch für zahlreiche Aufgaben der Gemeinde, für die Betreuung der Jugend, die Versorgung der Alten und für die Gemeinschaften der Arbeitskreise Räume geschaffen werden, die mit der neuen geistigen und religiösen Ansprache an die Gemeinden auch in ihrer baulichen Gestaltung zeitnah und zweckmäßig sein sollten.

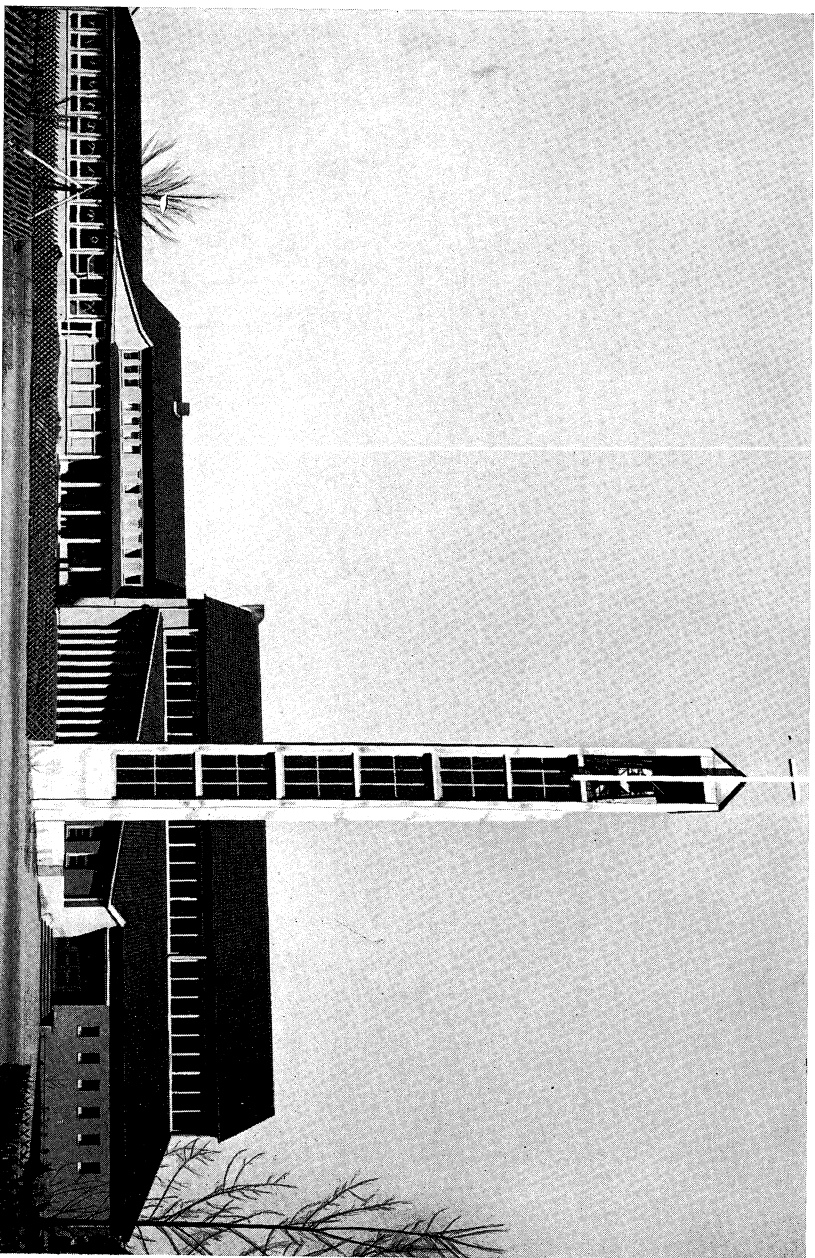
Diesem Auftrag konnte nur eine Reihe verschiedenartiger Räume genügen, deren Zusammenfassung mit der im Mittelpunkt stehenden Kirche heute als kirchliches Gemeindezentrum bezeichnet wird.

Weiter kam hinzu, daß für eine fruchtbringende Arbeit die Gemeinden bei weitem nicht mehr den Umfang der alten Großstadtgemeinden haben durften und den im Städtebau angestrebten überschaubaren Wohngemeinschaften angepaßt werden mußten.

Auf diesem neu beschrittenen Wege sind in den letzten Jahren besonders in den Randgebieten der Städte im Zusammenhang mit neuen Wohnsiedlungen



Teilansicht der berühmten Wallfahrtskapelle von Le Corbusier in Ronchamp in den Vogesen. Sie zeigt den Außenchor mit Altar, Kanzel und der Nische mit der Marienstatue, von dem aus großen Pilgerscharen Ansprache und Segen zuteil wird.



Christuskirche in Bad Godesberg 1953. Architekten Otto Bartning und D. Dörzbach

Aus: „Kunst und Kirche“, 1958, 21. Jg., Heft 1

zahlreiche Gemeindezentren mit Kirche, Gemeindehaus, Jugendräumen, Kindergärten, Tagesstätten und Wohnungen für die Amtsträger entstanden oder geplant.

Inzwischen war auch der Wiederaufbau der baugeschichtlich wertvollen alten Kirchen möglich geworden. Im Zusammenhang hiermit standen eine Reihe von neuen baulichen und planerischen Fragen. Der Wiederaufbau dieser Kirchen in ihrer alten Größe erforderte unverhältnismäßig hohe Mittel. Außerdem fehlte in den historischen alten Stadtzentren häufig ausreichender Platz für die Errichtung der benötigten Gemeinderäume. Die Kirche selbst war für die nun kleinere Gemeinde oft zu groß geworden, zumal da die alten Wohngebiete im Zuge der den neuen Verhältnissen angepaßten Stadtplanung Geschäfts- und Verwaltungsgebäuden gewichen waren. Bei diesen Wiederaufbauten sind viele überzeugende Lösungen entstanden, die eine liebevolle Behandlung des historischen Bestandes und eine den veränderten Raumbedürfnissen entsprechende zeitnahe Gestaltung mit heutigen Bauweisen zeigen.

Unter den Architekten, die sich dieser mühevollen Aufgabe widmeten, hat es einzelne gegeben, die dann für die folgende Neuplanung richtungweisend waren. In der evangelischen Kirche war dies wiederum Otto Bartning, der schon in den zwanziger Jahren mit dem Bau der leider zerstörten Stahlkirche auf der Pressa in Köln und der noch früheren Ideal-Planung der Sternkirche neue Wege beschritten hatte.

In der katholischen Kirche waren es Dominikus Böhm und Rudolf Schwarz, die vorwiegend im Rheinland, bereits vor dem Krieg zu neuen Formen im Kirchenbau übergegangen waren, die aus den veränderten Bauweisen und neuen Materialien erwachsen. Man kann die Arbeit dieser Baumeister nicht verstehen, wenn man sich nicht erinnert, daß sie auf den Erkenntnissen anderer bedeutender Architekten fußten. Im Jahre 1923 war in Frankreich, dem Entwicklungsland des Stahlbetonbaus, die Kirche Notre Dame de Raincy von Auguste Perret in Stahlbeton gebaut worden. 1927 entstand in Basel von Karl Moser die St.-Antonius-Kirche, gleichfalls in Stahlbeton.

Diese grundlegenden Neuschöpfungen waren damals, ebenso wie die Stahlkirche von Bartning, aufsehenerregend, weil es den Erbauern gelang, einen großartigen Raum in einer Konstruktion zu schaffen, die bislang ausschließlich für wirtschaftlich bedingte, technische Bauten entwickelt war. Man muß es hoch einschätzen, daß es damals gelang, zunächst materiell und wirtschaftlich gebundene Konstruktionsweisen in so überzeugender Weise sakralen Zwecken dienstbar zu machen.

Nun zeigte sich, daß ein gestalterisches Prinzip der damaligen Zeit, welches man mit dem Schlagwort „Neue Sachlichkeit“ bezeichnete, weit mehr sein konnte, als in diesem eng begrenzten Begriff lag. So war aus der Voraussetzung einer ehrlichen Baugesinnung, die aus der Verwendung neuer Materialien und durch sie bedingter neuer Formen entstanden war, der Weg zu neuem geistigen Gehalt geebnet. Zugleich konnte aus ihm nun rückwirkend die Form reicher blühen. So sind in der Nachfolge dieser Lehrer bis heute zahlreiche Sakralbauten geschaffen

worden, die von puritanischer Schlichtheit bis zu phantasievollstem Konstruktivismus die ganze Skala bis an die Grenze des konstruktiv Möglichen aufweisen.

Eine andere Entwicklungslinie, für die nicht der technische Fortschritt maßgebend war, sondern deren Ursprünge viel weiter zurückliegen, kam von der Vorstellung her, zwar nicht neuartige, aber doch im vorigen Jahrhundert vergessene Räume zu neuem Leben zu erwecken. Ohne Zweifel liegt auch in dieser Vorstellung nicht der Wunsch, baugeschichtlich bedeutende Räume zu kopieren, wie es der Eklektizismus mit seinen neuromanischen und neugotischen Kirchen versucht hatte, dem es über der Kopie des Details nie gelungen ist, die großartige Raumwirkung der Vorbilder zu erreichen, sondern man ging zurück auf einfache geometrische, häufig zentral angelegte Grundrisse und Raumformen, wie sie der Theoretiker Leonhard Sturm (1711) entwickelt hatte. In den zwanziger Jahren unseres Jahrhunderts sind diese Ideen durch Theodor Fischer und Bestelmeyer wieder aufgenommen worden, und Bartning verband den Zentralraum in dem Idealentwurf der Sternkirche mit den Konstruktionsmöglichkeiten des Stahlbaus. So ist in der neuesten Zeit die Vorstellung wieder lebendig geworden, einfache geometrische Räume zu vollendeter Raumwirkung zu steigern.

Wenn wir uns erinnern, mit welchen konstruktiven Schwierigkeiten Brunelleschi beim Florentiner Dom und Michelangelo bei St. Peter gerungen haben, um ihre Vorstellung geometrisch klarer, aber weitgespannter Räume zu verwirklichen (Michelangelo stellte nach seinen eigenen Worten das Pantheon auf die Maxentius Basilika), wie sehr mußte es neuere Baumeister reizen, mit den viel größeren Möglichkeiten moderner Konstruktionen in Stahl und Beton solche kubischen Räume auf geometrischen und zentralen Grundrissen zu versuchen.

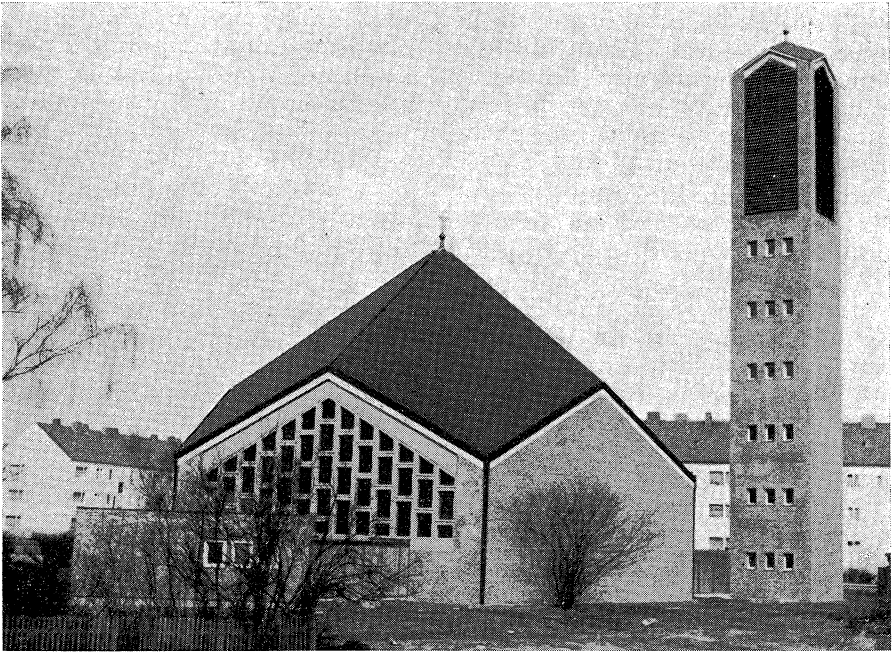
Diesem Wunsch kam in der evangelischen Kirche von der Liturgie her die Forderung entgegen, das dreifache Geschehen im gottesdienstlichen Raum, die Predigt von der Kanzel, die Austeilung des Sakramentes am Altar und die Taufhandlung am Taufstein, gleichbedeutend in die gottesdienstliche Handlung zu stellen und die Gemeinde um dieses Geschehen zu versammeln und darin einzubeziehen.

Es bot sich — man möchte fast sagen in idealer Weise — der zentrale oder annähernd zentrale Raum auf geometrischem Grundriß an. So sind von Bartning zentrale Räume geschaffen worden, in denen die Taufe in der Mitte, dahinter auf gleicher Achse erhöht die Kanzel und nochmals erhöht der Altar steht. Die Gemeinde schließt bis auf einen kleinen als Sakristei dienenden Sektor den Ring um die Stätten des Sakramentes fast vollständig.

Auch der Altar ist in die Mitte eines solchen Raumes, etwa eines Oktogons, gestellt worden.

Die reformierte Kirche hat in neuester Zeit im Rheinland eine Reihe von zentralen oder annähernd zentralen Räumen geschaffen, in denen der Altar von drei Seiten umschlossen wird, und sie erinnern hierin an katholische Kirchen, in denen häufig der Hochaltar mit Sicht von drei Seiten auch räumlich in der Mitte der Sakramentshandlung steht.

Die den neueren Kirchenbau leitenden Gestaltungsvorstellungen sind wesentlich von der liturgischen Seite bestimmt. Für den Laien, der diese Vorstellungen



Die von R. Schröder erbaute Corvinus-Kirche in Hannover-Stöcken. Außenansicht

zunächst nicht kennt, aber sie doch unbewußt empfindet, fallen mehr die äußeren Merkmale modernen kirchlichen Bauens ins Auge. So sind für bekannte und weniger bekannte Kirchenneubauten oft treffende und meist kritische Namen gefunden worden. Man soll darin keine Herabsetzung sehen, wohl aber ein Zeichen dafür, daß in vielen Fällen eine gültige Form des kirchlichen Raumes nicht gefunden ist. Aus der Menge und Art dieser spöttischen Namen kann man darauf schließen, wie sehr viele Bauten im Experiment stecken geblieben sind. Es konnte bei der Fülle der Aufgaben wohl nicht anders sein.

Man darf nicht vergessen, daß weniger große Begabungen unter den Kirchenbauern die Fülle der Aufgaben nicht bewältigen konnten.

So entstand zuerst in der katholischen Kirche der Wunsch, auch Architekten und Künstler heranzuziehen, die sich zuvor mit sakralen Aufgaben nicht befaßt hatten, von denen aber aufgrund ihrer anerkannten großartigen Leistungen allerbeste Arbeiten im Sinne heute gültigen Schaffens erwartet werden konnten. Der bekannteste dieser Kirchenbauten ist die Wallfahrtskapelle von Le Corbusier in Ronchamp in den Vogesen geworden. Der große Nachhall, den dieses Werk nicht nur in der Architekturkritik sondern in allen Kreisen der Kirche und ihren Gemeinden in aller Welt gefunden hat, bezeugt, wie richtig dieser Weg war.

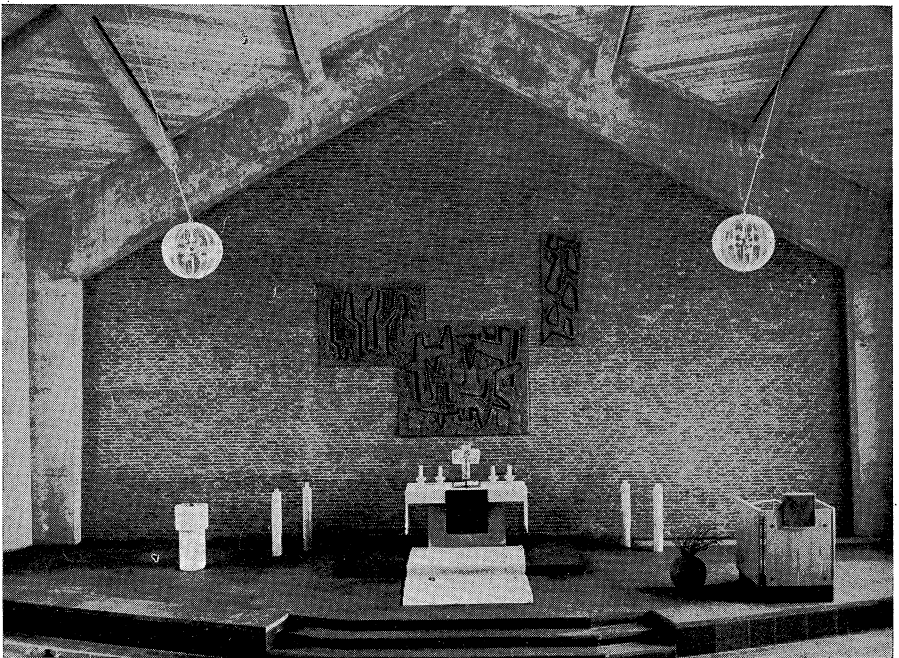
Jeder, der diese Kapelle in der Landschaft und den Raum sieht, wird in ganz unerwarteter Weise angesprochen, weil das Werk eine einheitliche großartige Schöpfung des Baumeisters und Künstlers zugleich ist. So wenig wie die Ka-

pelle eine Dokumentation des von Le Corbusier virtuos gehandhabten Betonbaues ist, so sehr ist sie eine Stätte der Andacht und des Glaubens. Die Konstruktion wird nicht mehr sichtbar, über sie ist der Mantel einer künstlerisch empfundenen Form gebreitet, die Le Corbusier für die Gestaltwerdung des Raumes und die Verwirklichung des an ihn ergangenen Auftrages wichtiger war, als alle Konstruktionsprinzipien.

Diese Art des Kirchenbaus kann nicht durch ihre eigenwillige Form, sondern nur durch die Erfüllung der Aufgabe richtungweisend sein. Aber gerade darin sollte das Ziel unseres Bemühens beim Bau unserer Kirchen liegen.

Neben diesem außerordentlichen Werk Le Corbusiers in Frankreich ist gerade in Deutschland eine große Zahl allerbesten Arbeiten im Kirchenbau mit dieser Zielsetzung entstanden. Unsere besten Baumeister, die in den dreißiger Jahren Deutschland verlassen mußten, wie Gropius und Mies van der Rohe, haben durch das Beispiel ihrer im Ausland entstandenen Arbeiten eine große Rückwirkung auf unser Bauschaffen allgemein ausgelöst. Hinzu kam bei uns der Wunsch, die künstlerischen und geistigen Fesseln der vergangenen Zeit abzustreifen und die großen Leistungen im Ausland nachzuholen.

Sicher aber ist ein noch stärkerer Antrieb zu großen Leistungen gegeben, wenn im Sakralbau die Aufgabe von allen materiellen Forderungen des allgemeinen Bauens befreit ist, und aus dem Wunsch lebt, unsere Arbeiten mit christlich-humanistischen Ideen zu erfüllen und gutzumachen, was zuvor versäumt war.



Innenaufnahme der Corvinus-Kirche in Hannover-Stöcken

Schliemanns Schwester Dütz



Dütz im 90. Lebensjahr

In einem Brief, den Heinrich Schliemann am 22. 8. 1868 nach Röbel schrieb, bat er seinen Schwager, der ihm von der Krankheit seiner Frau geschrieben hatte, ihr Leiden recht ernst zu nehmen, denn es handele sich um das Leben seiner Frau, „meiner Lieblingsschwester“. Er konnte sich nicht genug tun, Ratschläge zu geben und Vorschläge zu machen, und war selbstverständlich bereit, einen Teil der Kosten zu tragen!

Diese Lieblingsschwester Doris, die er gelegentlich Dütz, und wenn er plattdeutsch sprach, Dürten nannte, wurde am 1. 4. 1818 als 2. Tochter des Pastors Ernst Schliemann in Neubuckow geboren. Da dem Vater 4 Jahre später die ein-

träglichere Stelle in Ankershagen verliehen wurde, fuhr er mit seiner Familie und seiner Habe im Planwagen dahin und nahm dabei seinen Weg über Sternberg. Hier war sein 1821 verstorbener Schwiegervater J. Bürger, obwohl Theologe, 18 Jahre Bürgermeister gewesen, und hier tagte damals der meckl. Ständelandtag. Er wollte nicht nur mit seiner Familie ausruhen, sondern auch dem Großherzog Friedrich Franz seinen Dank für den Gnadenbeweis aussprechen.

Auf Rosen gebettet war der Pastor Schliemann in Ankershagen gerade nicht, denn seine Einkünfte bezog er größtenteils aus der Landwirtschaft, die damals sehr im argen lag. Zwar hatte er ein kleines Vermögen, und seine Frau hatte ihm auch etwas in die Ehe mitgebracht, aber für die Familie war das große Haus und das Leben auf dem Dorfe angenehmer als in der Kleinstadt, und an Verkehr mangelte es nicht. Auch war man damals genügsamer, so daß Buchweizengrütze und Milch noch später Heinrich Schliemann als ein begehrenwertes Gericht erschien, ebenso wie Kirschenkompott ohne Zucker und Bäckerstuten. Das ungezuckerte Kirschenkompott aß er bei seinem Besuch in Ankershagen, ohne mit der Wimper zu zucken, die Bäckerstuten lehnte er bei seinem Besuch in Röbel energisch ab. Er hielt sich dann mehr an die Spickgänse und die Mettwurst, in Fliesen gestopft, die ihm seine Schwester später häufig schicken mußte.

Für die beiden ältesten Töchter begann früh der Unterricht, an dem auch die Kinder der Bekannten teilnahmen. Eine Erzieherin wurde ins Haus genommen, und ein Stundenplan, den die Hauslehrerin Nanny von Rhein im Juni 1825 in kunstvollen, reich verzierten Buchstaben schrieb, gibt noch Auskunft darüber, was im Hause Schliemann unterrichtet wurde. 5 Stunden am Tag waren ausgefüllt mit den üblichen Fächern, dazu wurde als Fremdsprache Französisch gelehrt. Früh mußten die beiden Ältesten sich um die kleinen Geschwister kümmern, aber es blieb ihnen doch so viel Zeit, mit der Dorfjugend zusammenzukommen, um so nicht nur Erkenntnisse über die Lebensgewohnheiten der

Tagelöhner zu sammeln, sondern auch sich die plattdeutsche Sprache anzueignen. Plattdeutsch sprachen sie außerhalb des Unterrichts, und die Liebe zum Plattdeutschen blieb ihnen wie ihrem Bruder Heinrich. Bald kam aber zur Aufsicht über die Geschwister dann die Hilfe in der Wirtschaft, und als die Mutter kränkelte und die Älteste in Vipperow bei ihrem Oheim Wachenhusen, der die Schwester der Mutter zur Frau hatte, weilte, mußte die zwölfjährige Doris die Wirtschaftsführung in die Hand nehmen. Mit kindlichen Spielen war es vorbei, und als der Vermögensverfall Einschränkung im Hause erforderte, war sie für alles verantwortlich. Im Gedächtnis behielt sie, was sie in Ankershagen erlebte, treuer als ihr Bruder Heinrich. So lehnte sie die Darstellung ihres Bruders ab, daß Minna Meincke es gewesen sei, die er als Frau sich ausersehen habe, es sei vielmehr ihre Schwester gewesen; doch ihr Bruder gab es nie zu.

Den beiden Brüdern Heinrich und Ludwig blieb die hausmütterliche Tätigkeit und Tüchtigkeit ihrer Schwester gut in Erinnerung. Da das mütterliche Erbteil der Schwester nicht groß war — 2000 Thaler für jede — blieb ihnen nichts anderes übrig als eine passende Stellung zu suchen. Beziehungen auf dem Lande hatten sie, aber es kam doch vor, daß sie bei dem Oheim in Vipperow Zuflucht suchten. Als Doris dort nach der Reise zu ihrem Vater in Ostpreußen 1847 weilte, schrieb Ludwig aus Amsterdam: „Ich wünsche, daß Du Dich einer recht dauerhaften Gesundheit und angenehmer Gegenwart erfreuen mögest, sowie bald zu einer guten Stellung gelangst, wozu Deine wirtschaftlichen Fähigkeiten und ausgebreiteten Bekanntschaften in dortiger Gegend Dir wohl eine sichere Stütze werden“. Und Heinrich fügte seinem Brief von 1854, in dem er von seinem Vorhaben spricht, ein Landgut in Mecklenburg zu kaufen, an „Wenn ich ein Landgut habe, dann kommt Doris zu mir als Oberinspektorin der Wirtschaft.“ Doch nicht nur die wirtschaftlichen Fähigkeiten sind es, deren er sich erinnerte, auch die mütterlich sorgende Seite ihres Wirkens blieb ihm im Gedächtnis. Er besprach mit seinen Schwestern gerne seine Pläne und nahm ihren Rat zur Kenntnis. Als er aus Californien zurückgekehrt war, traf er mit seinen Schwestern zusammen, um die Frage zu erörtern, ob er wieder nach Petersburg zurückgehen sollte. Wollte er seinen ursprünglichen Plan ausführen, dann blieb ihm nichts anderes übrig, als eine Frau zu heiraten, „deren Charakter und Eigenschaften ich ja wiederholt beschrieb.“ Es scheint fast, als ob die Reise nach Californien auch eine Flucht vor der Entscheidung gewesen wäre. Die Schwestern, die in Schliemannscher Hilfsbereitschaft ihr kleines Vermögen dem Bruder bei der Geschäftsgründung zur Verfügung gestellt hatten, waren verschiedener Meinung. Doris riet ab, sie wollte ihren Bruder nicht an der Seite einer ungeliebten Frau sehen. Heinrich entschied sich allerdings für die Rückkehr, vielleicht weil er sich durch die Gelder, die ihm seine Freunde in Petersburg gegeben hatten, gebunden fühlte, vielleicht auch weil ihm ein Leben als Landmann in seinen Jahren — er war damals 30 Jahre alt — nicht genügt hätte. Er kam allerdings nach seiner Verheiratung wieder auf den Gedanken sich anzukaufen zurück, weil er hoffte, durch die Entfernung aus Petersburg würde sich seine Ehe retten lassen. Eine Zeitlang schien sich dann das Verhältnis des Ehepaares Schliemann gebessert zu haben. Als dann die Gegensätze zu groß wurden, riet ihm Doris, die Ehe scheiden zu lassen. Diesen „wohlgemeinten Rat“ befolgte er aber nicht, bis dann der Bruch erfolgte, weil man sich nicht einigen konnte, wo die Kinder erzogen werden sollten. Heinrich hatte sich für Dresden entschieden. Er ließ sich dann in Amerika scheiden, wie seine Schwester ihm geraten hatte. Seine große Meinung von Doris sprach er in der Fortsetzung dieses Briefes vom 2. 9. 1869 vor seiner Abreise nach Amerika aus: „Sobald ich geschieden bin, heirate ich eine

Griechin oder eine Mecklenburgerin; letzteres ist ebenso wahrscheinlich wie ersteres, wenn ich eine kriegen kann wie Dütz.“ Wenn man dazu die Schilderung liest, die er in seinem Brief aus Indianapolis von seiner zukünftigen Frau gab, „die Quintessenz von Sanftmut, Edelmut, Liebenswürdigkeit, Liebebedürfnis und Klugheit“, so war sie ebenso zutreffend für seine Lieblingsschwester. Bei aller Sanftmut war sie aber doch fest in ihren Ansichten und gab nicht nach, wenn sie sich im Recht fühlte. So hatte sie den Vater in Ostpreußen 1847 besucht, aber vorher verlangt, daß sie mit seiner 2. Frau nicht zusammenkäme. Der Vater fügte sich, und Ludwig Schliemann, der Bruder, schrieb ihr, als sie zu Hause war: „Sofie (die 2. Frau) hat sich nach Deiner Abreise wieder eingefunden.“ Auch Heinrich Schliemann fügte sich, wenn sie anderer Meinung waren; er wollte gern belehren und nahm leicht übel, aber seiner Schwester Doris gegenüber gelang es nicht, selbst nicht, wenn er später seine Frau ins Feld führte. Doris war tiefreligiös, nicht eifernd, doch ihr Handeln, ihre Haltung waren fromm. Sie kannte ihre Pflicht und führte sie bis in ihr hohes Alter durch. Nie hörte man ein böses Wort. Kam sie mit Kindern zusammen, so leuchteten deren Augen auf; sie umfaßte mit ihrer großen Liebe alle, die mit ihr zusammenkamen.

1857 starb der Oheim in Vipperow, und die Schwestern siedelten nach Röbel über, wo sie in der Altstadt wohnten. Die beiden jüngeren heirateten, die beiden älteren blieben zurück. Die Briefe wurden fortan nur noch an Dütz gerichtet. In Röbel heiratete Dütz 1860 den verwitweten Amtssekretär J. Fr. Petrowsky, den Schliemann in seinem Glückwunschbrief aus St. Petersburg sehr herzlich begrüßte, dem er stets mit großer Hochachtung entgegenkam, und den er in seinem Buch „Ilios“ als den würdigen Amtssekretär Petrowsky nennt. Neben seiner Tätigkeit im Domanialamt (damals am Mitteltor) übte er auch das Amt des Kirchenökonomus bei St. Nicolai aus. Er war strebsam und ruhig, dem Neuen zugänglich und sehr belesen. Schliemann dankte ihm immer wieder für seine interessanten Briefe, die ihm über alles Aufschluß gaben, was Mecklenburg betraf. Auch fragte er ihn oft um Rat, solange er noch mit Gedanken umging, ein Gut in Mecklenburg zu kaufen.

Für Doris war es ein nicht leichter Schritt, den sie tat, als sie heiratete, aber sie tat es im Vertrauen darauf, daß sie die Aufgabe bewältigen konnte. Schliemanns erste Frau Catharina Petrowna schrieb ihr damals einen langen liebenswürdigen Brief aus Ostende (abgestempelt 11. 8. 1860) und wünschte ihr „alles Gute, was sie verdiene, die Liebe der armen Waisen und des Mannes wird Ihnen erleichtern, die schwere Pflicht zu erfüllen“. Sie hat ihre Pflicht erfüllt, sie hat mehr getan, sich die Liebe der Kinder und Kindeskiner und all derer, die mit dem Hause Petrowsky verwandt waren, zu erwerben. („Sie war glücklich, in Euch so treue Kinder gefunden zu haben“, schrieb Schliemanns 2. Frau Sofie bei Doris' Tode). Sie verstand es, sich in das Wesen ihres Mannes, der seine erste Frau, mit der, er 10 Jahre verlobt war, nach zehnjähriger Ehe verloren hatte, einzufühlen und gelassen Launen und Ärger zu ertragen, die Wirtschaft mit allem Drum und Dran damaliger Zeit in Ordnung zu halten, den Kindern eine liebevolle Mutter zu sein, so daß niemand spürte, daß es nicht die eigenen waren. Sie hat sie behütet und versorgt, bis sie das Haus verließen, und als ihr Mann 1879 starb und die Kinder selbständig waren, traten die Enkelkinder an ihre Stelle.

Wenn die Kinder bei ihr saßen und sie erzählte, dann hörten alle gespannt zu. Ein langes Leben tat sich vor ihnen auf, und die größeren wußten schon, was sich alles in dieser Zeitspanne ereignet hatte. Sie erzählte auch von Heinrich Schliemann, und noch einmal erlebten sie die Schicksale dieses Mannes und mit

ihnen die Sage von Troja. Oder sie erzählte von ihren Reisen zur Zeit des Postwagens, wie sie mit ihm zu ihrem Vater nach Lyk gefahren war, oder von den Fahrten nach Karlsbad und zur Weltausstellung nach Paris 1867, zunächst noch mit dem Postwagen, dann mit der Eisenbahn, beschwerlich und umständlich. Andenken von überall her unterstrichen dann die Erzählungen. Am meisten gefiel aber die Sommerreise nach Warnemünde. Da ging es gemütlich mit dem Wagen, der mit Garderobe und Betten bepackt war, nach Güstrow. Dort wurde übernachtet, und am nächsten Tag weiter mit der Bahn über Bützow nach Rostock. Wieder stieg man in den Wagen und fuhr zum Hafen, um mit einem kleinen Dampfer nach Warnemünde zu fahren. Hier trafen sich dann die Verwandten von überall her. In Warnemünde ist sie 1898 zum letzten Mal gewesen. Durch ihre Reisen war sie aus den kleinstädtischen Ansichten herausgehoben, und sie konnte sich angenehm mit ihren Bekannten und den vielen, die sie aufsuchten, als der Name Schliemann in aller Munde war, unterhalten.

Besuch war viel im Hause, vor allem in den großen Ferien, wenn die Kinder und die Enkel kamen, für die es selbstverständlich war, daß sie einen Teil der Ferien in Röbel verbrachten. In den 70er und 80er Jahren war Schliemann häufig da, für die Schüler der Zimmerschen Privatschule ein Ereignis. Sie vergaßen zum Mittagessen zu gehen und standen vor dem Hause, „Schliemann, kumm herut, wi will'n di seihn!“ Aber Schliemann ging nicht durch die Stadt, denn dann folgten ihm die Schüler auf Schritt und Tritt. Er kam selten angemeldet, aber man erfuhr ja aus der Rostocker Zeitung, wenn er in Deutschland war, und die Zimmer waren stets gerichtet. Nur einmal kam er plötzlich und fand seine Bücher nicht im Bücherschrank stehen. Er hat in Zukunft keine mehr geschickt, aber Gänsebrüste und Mettwürste schmeckten ihm auch dann noch. Ihr Briefwechsel mit ihrem Bruder war rege, und sehr kümmerte er sich um ihren Gesundheitszustand. Der ließ im Winter allmählich zu wünschen übrig. Aber erst im 80. Lebensjahr überließ sie die Wirtschaftsführung ihrer Tochter Auguste. Sie ging dann nur noch selten auf die Straße. Leben und Treiben der Kleinstadt sah sie von ihrem Fenster (das Haus lag am Hohen Tor) aus, und um frische Luft zu schöpfen, war hinter dem Wirtschaftshof ein großer Blumengarten, in dem auch köstliche Apfelbäume standen. Am Morgen trank sie in ihrem Zimmer Kaffee, aber um 10 Uhr erschien sie pünktlich auf der Treppe oben und stieg die etwas steile Stiege hinunter, um im kleinen Eßzimmer ihr Frühstück einzunehmen, ein weiches Ei und ein Glas Rotwein. Gewöhnlich blieb sie dann bis zum Kaffee unten und legte sich, im Sommer etwas später, ins Bett. Sie lebte zuletzt ganz ihren Kindern und Enkeln, und in der Zeit des anfangenden 20. Jahrhunderts, wo die Schatten des Krieges über Deutschland lagen, war sie sehr besorgt und wünschte, daß sie einen Krieg nicht mehr erlebe. Zwar freute sie sich sehr, als ihr ältester Enkel als Einjährig-Freiwilliger zu ihr kam und als einige Jahre später ein anderer als Leutnant bei ihr in Quartier lag, aber die Sorge, Krieg, hätte sie wohl nicht ertragen. Sie hatte nämlich eine besondere Gabe. War irgendwie Krankheit oder ähnliches in der Familie, hörte sie vor ihrem Fenster einen kleinen Vogel singen, und sie wußte auch, wohin ihre Tochter schreiben und anfragen mußte. Sie hat immer recht behalten, obwohl wir es uns gar nicht erklären konnten. Mit 90 Jahren überließ sie ihrer Tochter auch die Geldangelegenheiten, sie konnte sich der neuen Zeit nicht anpassen, aber sie blieb geistig frisch, nur ihre Augen ließen nach. Im Januar 1912 erkältete sie sich und ist dann nicht wieder aufgestanden. Kurz vor Vollendung ihres 94. Lebensjahres, am 16. Januar, starb sie, als letzte ihrer Geschwister. Sie hat ihren Mann um 33 Jahre überlebt.

K. A. P.

Der Wildpark, Serrahn und das Schweizerhaus (I)

landschaftlich und geschichtlich bis zum Jahre 1945

dargestellt von
Walter Karbe *)

Ergänzt und neu bearbeitet von Annalise Wagner

Einführung

Von Neustrelitz führten verschiedene Wege in den Wildpark und zum Schweizerhaus. Wer Auto fuhr, folgte meistens der Chaussee bis zum Thurower Heckenhaus und erreichte von da auf hinreichend festem Waldwege in 10 Minuten die Försterei. Wer einen Fußmarsch von etwa anderthalb Stunden nicht scheute, konnte den Autobus bis zur Endstation Alexanderplatz benutzen, ging die Fürstenberger Straße entlang am „Grünen Baum“ vorbei und weiter geradeaus zum Domjüch-See. Dann den Talgrund entlang bis zur Brücke kurz vor dem Jägerpohl. Hier rechts ab über dieselbe und zur zweiten Brücke. Hier wurde der die Schäferei Pöhle mit dem Jägerpohl verbindende Graben überschritten und es ging weiter immer geradeaus über die Goldenbaumer Landstraße am Heckenhaus 4 und dem Mückengrund vorbei zur Försterei. — Nur eine Stunde zu gehen hatte man von der Station Thurow. Zuerst erreichte man den gleichnamigen See, der wegen seines klaren Wassers und schönen Sandstrandes zum Baden sehr beliebt ist. Man erreichte dann die Chaussee und trat bei Heckenhaus 5 in den Wildpark ein. Am Kibitzmoor vorbei zum Forsthaus. Den kürzesten Weg, nämlich 40 Minuten, hatte man von der Station Carpin durch das Dorf. Gleich dahinter von der Chaussee aus schöner Blick auf den Schleser See. Im Vordergrund rechts das Wahrzeichen der Gegend: der wilde Birnbaum auf dem Wulfskuhlenberg. Kurz vor Dianenhof links in den Wildpark. Zwischen den Schanzen und dem Schweinegartensee hindurch zur Försterei.

Der
Wildpark

Was sich hinsichtlich dieses Gebietes im großen und ganzen sagen läßt, ist hier in folgenden Seiten aufgezeichnet. Hinsichtlich der Bodengestaltung und -beschaffenheit ist einiges den Erläuterungen zu Blatt Thurow der Geologischen Karte von Preußen und benachbarten deutschen Ländern von H. Udluft entnommen worden. Die meisten Angaben jedoch beruhen auf eigenen Beobachtungen und Erkundigungen.

Jagdliche Fakten sind von der Bearbeiterin hinzugefügt, Revierförster Sonenberg leistete dabei Hilfe. Das vorletzte Kapitel wurde neu hinzugefügt, das letzte gänzlich umgearbeitet und erweitert.

Dort, wo der sogenannte Strelitzer Bogen, welcher zur nördlichen der beiden baltischen Hauptmoränen gehört, seine größte Breite erreicht und am weitesten nach Süden vorstößt, liegt der Wildpark. Daher kommt es, daß dies Waldrevier als ein Schulbeispiel für die Ausbildung und das Aussehen von Endmoränen dienen kann. Die Vielgestaltigkeit, starke Kupierung und Steilheit der Rücken und Kuppen, verbunden mit einer sehr starken Steinbestreuung, heben den Moränenzug deutlich und klar aus dem Umland heraus.

Geologie

*) (geschrieben 1944, ergänzt 1963. W. Karbe ist 1956 gestorben.)

Wie jeder Endmoränenzug, so wird auch der unsrige an einer ganzen Reihe von Stellen unterbrochen und zwar sind das diejenigen Stellen, an denen sich einst das Schmelzwasser durch Gletschertore hindurch in das Vorland ergoß. Unter der Eisdecke schmolz immer etwas Eis ab. Die Schmelzwässer sammelten sich in unter dem Eis liegenden Rinnen, die in die hinter der Endmoräne liegende Grundmoräne eingeschnitten und mit Sand ausgefüllt werden konnten, und flossen durch Gletschertore hindurch nach außen ab.

Im Wildpark selbst findet sich das schöne Beispiel eines solchen Tores, das einen Durchbruch durch den Strelitzer Bogen darstellt, am Süden des Schweingarten Sees bei der Goldenbaumer Mühle, ein zweites in unmittelbarer Nähe seines Ostrand bei der Steinmühle. Nimmt man hierzu noch die verschiedenen Gewässer, die der Wildpark umfaßt, sowie die vielen, zwischen dem Rücken und Kuppen eingebetteten kleinen alluvialen Senken, in denen entweder Wasser, Abschlämmschichten oder humose Bildungen enthalten sind, so wird der landschaftliche Reiz dieser Gegend ohne weiteres klar.

Wasser-
scheide

Von den Gewässern innerhalb des Wildparks sind der Serrahn- und Schweingarten-See die bedeutendsten. Trotzdem sie nur etwa 1 km von einander getrennt sind, gehören sie doch verschiedenen Meeresgebieten an, denn der Serrahn entwässert zur Tollense und damit in die Ostsee, der Schweingarten aber durch die Havel in die Nordsee. Die im allgemeinen mit der Endmoräne zusammenfallende Wasserscheide verläuft also durch den Wildpark.

Seit dem Straßenbau nach Woldegk, wodurch der Wasserspiegel des Serrahn erheblich gesenkt wurde, besteht der Große Serrahn jetzt aus zwei getrennten Wasserflächen, während der Kleine schon fast ganz zugewachsen ist. Erhebliche Verlandungen haben sich gebildet, die meist Schwingrasen bilden und mit ihrem teilweise abgestorbenen Bestand von Moorkiefern einen eigentümlichen Anblick bieten.

Flora

Über die hier sich findende interessante Pflanzengemeinschaft hat der Neustrelitzer Botaniker Carl Kraepelin im Jahre 1871 folgendes veröffentlicht: „Sind die ausgedehnten Sumpfwiesen an der Lieps im allgemeinen noch gut passierbar, so kann man von den Morästen der Serrahnschen Seen nicht dasselbe behaupten, vielmehr sind die Mäher genötigt, durch lange nebeneinandergelegte Stangen sich Zugang zu dem üppigen Graswuchs dieser weiten Moorflächen zu verschaffen. Hier nun ist es, wo sich die Sumpfflora in ihrer ganzen Pracht entfaltet, wo in manchen Jahren alles übersät ist von blühenden Meesien, wo *Sphagnum subsecundum* und *sparrosom* sowie *Hypnum trifarium* in üppigster Weise fructificiren. Vor allen Dingen jedoch sind es die hier vorkommenden Gefäßpflanzen, welche unser Interesse erwecken. Am Rande der Seen wetteifern *Lycopodium inundatum*, *Vaccinium Oxycoccus*, alle *Drosera* und 3 *Utricularia*arten, *Cladium*, *Rhynchospora alba*, *Eriophorum alpinum* und *Malaxis*, welche abwechselnd den Vorrang behaupten.“

Hinsichtlich der botanischen Namen sei bemerkt, daß Meesien Sumpfmoose sind, *Sphagnum* Torfmoos und *Hypnum* Schlafmoos. Von den Bärlapparten (*Lycopodium*) hat sich *annotinum* seit Kraepelins Zeit namentlich auf der sogenannten Schwaneninsel wohl kaum vermindert, *Selago* jedoch ist sehr selten geworden und *inundatum* gar nicht mehr zu finden. *Vaccinium Oxycoccus* ist die Moosbeere. Ihre großen roten Früchte liegen im Spätsommer so bequem und frei auf den Moospolstern, daß man sie nur aufzunehmen braucht und sie bilden in eingemachtem Zustande ein mindestens ebenso angenehmes Kompott wie die geschätzte Krons- oder Preiselbeere. Zu den insektenfangenden Pflanzen des



Schweingartensee

Moore (Drosera = Sonnentau) und des Wassers (Utricularia = Wasserschlauch), gesellt sich hier auch noch das Fettkraut (Pinguicula), so daß man den ganzen Bestand beisammen hat. Das stattliche Cladium (auf Deutsch „Schneide“) mit dem Papyrus verwandt, steht in dichten Reihen ziemlich weit hinaus, so daß man bis zu ihm gerade noch gefahrlos vordringen kann, nachher wird die Sache bedenklich. Rhynchospora ist eine zierliche Segge, Eriophorum aber ist das bekannte Wollgras, das im Frühjahr mit seinen weißen Köpfen einem jeden Moor zur Zierde gereicht, doch scheint alpinum hier von den gewöhnlichen Arten Vaginatum und angustifolium verdrängt zu werden. Malaxis endlich, eine kleine Orchidee, auf Deutsch Weichkraut genannt, läßt sich nicht mehr sehen. Von Sträuchern wäre noch der Sumpfporst zu nennen, der früher als Abwehrmittel gegen Motten beliebt war und der obwohl im Rückgang begriffen, hier noch vorkommt, während das niedrige Gestrüpp der Kriechweide sich überall breit macht.

Wenn man es wagen will, aus diesen Verhältnissen einen Schluß zu ziehen, so könnte man vielleicht behaupten: das augenscheinliche Zurückgehen oder Verschwinden der beiden Bärlapparten, des Alpenwollgrases, des Sumpfporstes, alles der nahezeitlichen Relictenflora zugehörig, das üppige Gedeihen der Schneide, die, wie man annimmt, in unserer Gegend der vorgeschichtlichen Wärme- oder Litorinazeit ihr Dasein verdankt, alles dies läßt auf eine Klimaverbesserung schließen, deren Eintreten ja höchst erfreulich wäre, aber freilich sind solche vereinzelt Beobachtungen leider noch nicht maßgebend.

Der Schweingartensee ist ausgezeichnet durch seine buchtenreiche Gestaltung, beruhend auf einer Anzahl von Halbinseln, deren drei hauptsächlichste Buch-, Lind- und Steinwerder genannt werden. Der letztere,

Seen,
Gewässer
und
Halbinseln

langgestreckt und schmal, stellt mit seinen sehr steinigen Buckeln einen untergetauchten Drumlinzug dar. Drumlin ist ein nordisches Wort und bezeichnet einen länglichen bis oval-schildförmigen Rückenberg, der ungefähr senkrecht zur Endmoräne steht und im Querschnitt meist einen Sand- oder Kieskern unter einer Decke von Geschiebemergel zeigt. Der Steinwerder trägt seinen Namen mit Recht, denn auf ihm, namentlich an seiner höchsten Stelle, sind die Steine noch zahlreich, denn hier sind dieselben von den Steinschlägern, die anderwärts im Wildpark böse gehaust haben, durch ihre Lage gesichert, verschont geblieben. Ein besonders großer Block steckt allerdings gerade gegenüber in der Uferwand und auch der Lindenwerder hat eine Anzahl Steine noch behalten, aber sonst ist von dem Geschiebereichtum des Reviers im Vergleich zu früher nicht mehr viel zu spüren und von so manchem stattlichen Findling zeugt nur noch ein Loch im Boden nebst herumliegenden Abfallstücken.

Von Süden erstreckt sich der Hinnen-See, eine Bucht des Großen Fürstenseer-Sees, in den Wildpark hinein, indem er durch den sogenannten Schwimmzaun gewissermaßen nach außen abgeriegelt ist. Dicht neben ihm liegt der Güster-Pohl, so benannt nach den Fischen, die im Volksmund „Breed“ (Breite) heißen und nicht sehr geschätzt werden, aber wohl überall vorkommen. Ein anderes kleines Gewässer ist der Schwarze See östlich vom Schweingarten, romantisch, abgelegen und still, mit starker Verlandung und grotesken Uferbäumen, ein Motiv für Maler und Fotofreunde. Zwischen dem Großen Serahn und dem Thurower Heckenhaus liegt der Scharmünzel-See, kaum noch sichtbar, aber vermittels eines gewaltigen Durchstichs mit dem Kibitzmoor verbunden. Bei diesem letzteren hat die Verlandung von der Mitte aus begonnen und das Wasser bildet einen Ring um die so entstandene Insel. Kibitze lassen sich hier jedoch nicht sehen, sie lieben solche eingeschlossenen Waldmoore nicht. Von diesen wäre noch zu nennen das Buhlblagen-Bruch, dessen eigenartiger Name von einer auch Drunkelbeere genannten Vacciniumart herkommt, deren Früchte aber als menschliche Nahrung nicht verwendet werden. Dicht dabei liegt der Große Rieg und die Duwichts Wiese. Duwisch (Duwock) ist der Schachtelhalm oder Kattenstert, der als lästiges Unkraut auf Wiesen und Äckern zu finden ist. Auch ein Teufelsbruch gibt es hier in der Nähe (ein anderes in der Nordecke des Wildparkes beim Priestersee) und dieses wiederum reicht dicht an das Kotzenbruch*) heran. Letzteres steht mit einem Bächlein in Verbindung, Kotzengraben genannt, der das Wasser der Bergfelder Feldmark in das Bruch und von da in den Schweingarten führt. Dieses Bächlein enthält zwar meistens nicht viel Wasser, sein Bett ist aber ziemlich tief eingeschnitten und zum Glück noch nicht „korrigiert“, so daß es sich in mannigfaltigen Windungen durch den Buchenwald zieht.

Die für den Wildpark so charakteristischen tiefen Senken, von denen schon die Rede war, sind ursprünglich mit Eisblöcken ausgefüllt gewesen, die, von dem eigentlichen Gletscher getrennt, als Toteis sowohl an der Oberfläche lagen, als auch eingeschlossen und von Sand, Lehm und Geschieben überdeckt gewesen sind. Diese Eismassen sind nur langsam ausgeschmolzen und haben dabei natürlich auch die Oberflächenform der Endmoräne verändert. Eines der bemerkenswertesten dieser Löcher, die vom Eis ausgefüllt gewesen sein können, ist der Mückengrund westlich von Serrahn, der mit seiner Tiefe und Steilheit

*) Kotzen = Kossaten

ein beachtenswertes Bild bietet. Früher hielt man diese Senken für Strudellöcher (Evorsionen), verursacht durch herabstürzende Schmelzwässer, doch davon ist jetzt nicht mehr die Rede, obschon gerade der Mückengrund wohl doch ein soches ist.

Steigen wir aus den Gründen auf die Höhen, so können wir es gleich südlich vom Forsthaus auf 121,4 m bringen und früher ging es noch gut 20 m höher, denn hier stand einstmals ein Turm, von dem man eine erstaunliche Umschau hatte. Der „Mittagsbaum“ auf dem Zierker Felde, weit hinter Neustrelitz war deutlich zu erkennen. Über hundert Meter erheben sich ferner noch der Steiner-, Luchs-, Zell- und Wurzel-Berg.

Höhen

Nachdem nunmehr die Voraussetzung für das Weitere gegeben ist, wollen wir sehen, was für Ereignisse sich auf dem beschriebenen Grund und Boden abgespielt haben. Die ersten Spuren menschlicher Tätigkeit dürften bis in die mittlere Steinzeit zurückreichen. Aber sie sind äußerst schwach und finden sich in Gestalt von Feuersteinabfällen und Bruchstücken kleiner Schaber gleich hinter dem Einsprung nach dem Carpiner Felde zu (Eiskellerecke). Diese hat ihren Namen davon, daß oftmals im Winter der Nordost wie aus einem Eiskeller über das freie Feld in den Wald hineinbläst. Erst hinter dem Bahnhof, am Seeufer, verdichten sich die Funde so, daß man von einer Werkstätte sprechen kann, wie es deren namentlich im südlicheren Sandgebiet so viele gibt. Aber von der Bedeutung einer solchen soll hier wegen Nichtzuständigkeit weiter keine Rede sein.

Ur- und
Früh-
geschichte

Mit der Bronzezeit sieht es schon anders aus. Von den Rollbergen, bei Koldenhof zu, finden sich, dem Zuge der Endmoräne folgend, viele Hügel, von denen so mancher zweifellos ein Grab der mittleren Bronzezeit ist. Südlich von Goldenbaum werden solche Hügel auf der Karte Hünengräber genannt und auch der Hünberg findet sich dort verzeichnet. So ist wohl anzunehmen, daß die Kette noch weiter bis in den Wildpark reicht, denn ganz ähnliche Hügel finden sich dort gleichfalls. Aber es ist oft schwer, natürliche Moränenkuppen von Grabhügeln zu unterscheiden, auch ist mancher Hügel, obwohl sicher von Menschenhand geformt, doch völlig fundleer. In den Rollbergen und bei Goldenbaum sind aber Hügel untersucht, oder durch Wegebau zerstört worden, die Urnen mit Leichenbrand und Beigaben enthielten und solche wird es im Wildpark auch geben, obwohl bis jetzt in dieser Beziehung noch nichts festgestellt ist.

Allerdings hat der frühere Neustrelitzer Archivar Dr. von Buchwald (1883—1913) einmal im Wildpark nach Urnen gegraben und zwar in den „Hasseln“ hinter dem Entenbruch am Weg zur Steinmühle. Außer Scherben und Knochenresten fand er dabei einen eisernen Gürtelhaken, wie er für die ältere Eisenzeit typisch ist, also aus einer Periode, wo es mit den Hügelgräbern schon vorbei und die einfache Urnenbestattung Sitte war. Herdstellen aus dieser Zeit kommen wahrscheinlich in der Eiskellerecke und sicher gleich hinter dem Bahnhof Carpin am Wege nach Groß-Schönfeld vor.

Die auf die Germanen in einigem Abstand folgenden Wenden machen sich gleichfalls bemerkbar. Wendische Topfscherben finden sich wiederum in der Eiskellerecke. Teilweise noch erhaltene Herdstellen wurden auf dem Dianenhöfer Försteracker am Abhang des Schlesersees untersucht. Auch gibt es solche auf dem Steinwerder, wo Spuren unbefugter Grabung noch sichtbar sind, und endlich fanden sich Scherben, zunächst auf Maulwurfshäufen, gelegentlich der Suche nach der Dorfstätte am jetzt verlandeten Süden des Großen Serrahn im Bereich der neuen Försterkoppel.

Das alte Dorf „Saran“ wird entdeckt
(1939 auf der 3 Morgen großen Försterkoppel)

Saran
wird
entdeckt

Es wurde bisher angenommen, daß Saran und Brughowe in den Kämpfen zwischen Mecklenburgern und Märkern um das Jahr 1440 untergegangen seien, während Thurowe bekanntlich noch vorhanden ist. Von Brughowe ist bisher irgendwelche Spur noch nicht gefunden worden, Saran aber mußte nach dem Scherbenbefund am ehemaligen Westufer des südlichen Seezipfels gelegen haben und an einer Stelle, die etwas zu versprechen schien, wurde der Spaten angesetzt. Nach und nach wurde eine Steinpackung freigelegt, die in einer zum Teil stark gebrannten Lehmbettung lag, während sich über das Ganze das Wurzelwerk einer etwa 170jährigen Kiefer erstreckte, von der sonst nur der Stumpf noch vorhanden war. Nachdem alles sorgfältig heraus präpariert war, konnte ein Zweifel darüber nicht mehr bestehen, daß man hier auf das einzige, sozusagen „monumentale“ Bauwerk des Ortes, nämlich den Backofen gestoßen war. Denn eine Kirche oder Burg hatte das alte Saran nicht gehabt, die Häuser aber waren fundamentlose Lehmkaten, die nichts Dauerhaftes darstellten; zum Bau des Backofens, der ja in früheren Zeiten eine bedeutende Rolle spielte, waren jedoch ansehnliche Feldsteine verwendet worden, die durch den zusammengestürzten Lehmoberbau besonders fest verbunden waren. Von den Einzelheiten der „Architektur“, dem Ofenloch etc. war freilich nichts mehr zu erkennen, es war alles ein Klumpen, seine einstige Bedeutung aber war klar.

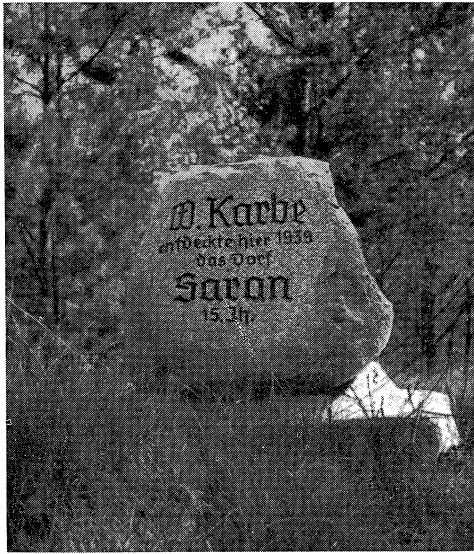
Backofen

Indessen hatte der gefällige Maulwurf nicht nur wendische Scherben herausgebracht, sondern auch jüngere vom sogenannten Kolonialtyp, wie man sie auf den Kreise Stargard auch sonst vorkommenden Dorfstätten findet. Im Waldgelände unter Laub und Moos lassen sich solche schwer feststellen, jetzt aber hatten Kahlschlag und Maulwurf die nötigen Voraussetzungen gegeben und die Entdeckung war gemacht. Es wurde also, wie gesagt, der Backofen ringsherum freigelegt und der Abraum sorgfältig durchsucht. Der an sich helle Sand des ansteigenden Geländes war mannigfaltig verfärbt. Eine schwarze Schicht zeigte nur geringe Ausdehnung, wie auch verkohltes Holz selten war, rings herum jedoch war der Sand durch Asche grau gefärbt, etwas weiter unten neigte er auch zur Ortsteinbildung und war demgemäß rostfarben. Der Lehm zeigte teils seine natürliche Farbe, teils war er rotgebrannt.

In dem Sande nun, bis zu $\frac{3}{4}$ m Tiefe, wo er ganz hell war, lagen Scherben, zwar meist vereinzelt, aber sorgfältiges Graben und späteres Durchsuchen des Abraums brachte doch eine erhebliche Menge zusammen. Wendische Scherben gab es nur wenige, desto mehr aber von dem unglasierten Geschirr des endenden Mittelalters. Soweit entsprach der Befund dem auch sonst von Dorfstätten her bekannten, hier aber kamen auch noch glasierte Scherben und Reste von Glasflaschen oder Gläsern hinzu, die naturgemäß meist zuoberst lagen. Sonst gab es noch Hüttenlehm; von Metall nur einen ganz verrosteten Eisenhacken, sowie ein Knöpfchen.

Herdstelle

Nach dem Backofen ging es an eine neue Aufgabe. Zwei größere nebeneinander liegende Steine schienen etwas anzudeuten. Hier wurde der Spaten angesetzt und alsbald mit Genugtuung festgestellt, daß sich weitere Steine in regelmäßiger Folge den beiden ersten anschlossen. So entstand allmählich ein Oval von mehreren Metern Durchmesser, das ringsum freizulegen keine geringe Arbeit kostete. Denn es lag am Fuß einer sanften Erhöhung und an der von dieser abgekehrten Seite waren die Steine in dreifacher Lage übereinander geschichtet.



Walter-Karbe-Gedenkstein

Das Innere des Ovals bildete eine teilweise im Feuer erhärtete Lehmschicht mit einzelnen Steinen dazwischen, die jedoch wie die anderen Steine auch, Anzeichen von Feuerwirkung nicht aufwiesen. Den Steinkranz als das Fundament einer ovalen Wohnhütte anzusprechen, will auch nicht in den Sinn, dazu sind die Raumverhältnisse denn doch zu beschränkt.

Ein von hier weiter geführter Suchgraben gab Veranlassung zu einer riesigen Arbeit, nämlich der Freilegung eines wahren Steinlabyrinths von so seltsamer Beschaffenheit, daß ich mir eine etwas ungewöhnliche Erklärung dafür zurechtlegte, womit ich aber nicht durchkam, wie man später noch sehen wird. Andere Suchgräben gingen, immer der Bodenverfärbung folgend, auf die alte Strandlinie des Serrahn zu, denn dieser war noch in den 1860er Jahren anlässlich des Chausseebaues erheblich gesenkt worden. Auch in der entgegengesetzten Richtung wurden Gräben vorgetrieben, immer bis ich auf reinen Sand stieß und aufhörte. Abgesehen von diesem großen Grabungskomplex wurden hier und da, wo Steine etwas anzudeuten schienen, Erdbewegungen vorgenommen und noch mehrere Steinkreise freigelegt, von denen aber keiner sich mit dem großen Oval am Fuß der Anhöhe messen konnte.

Stein-
kreise

Alle diese Arbeit wurde aufs sorgfältigste durchgeführt und sozusagen jede Handvoll Erde gemustert. Dabei fand sich natürlich mancherlei, von dem nun zu reden sein wird, obwohl es etwas schwierig ist, System in die Funde zu bringen, denn obwohl eine Einteilung derselben in solche der Wenden-, Kolonial- und Neueren Zeit ohne weiteres sich rechtfertigen läßt, so war es mit der Stratigraphie*) doch übel bestellt und alles ging mehr oder weniger durcheinander.

Funde

Zwar die Neuzeit, kenntlich gemacht durch glasierte Scherben und Glasreste, lag im Allgemeinen zu oberst, aber Kolonial- und Wendenzeit gab in bezug auf

*) Lehre von der Schichtung der Gesteine

Höhe oder Tiefe keine reinliche Scheidung, höchstens eine meterweise Absonderung. Den Anfang der Siedlung aber bildet die Wendenzeit, alles Ältere war unbedeutend und zufällig. Einige Feuersteine, die wie bearbeitet aussahen, waren entweder Naturspiele oder sie waren zwecks Funkenerzeugung mit dem Feuerstahl bearbeitet worden. Dann war da das Bruchstück eines Tüllenbeils der Bronzezeit. Ein Spinnwirtel aus Sandstein, scheibenförmig mit Augenmuster, aus der germanischen Eisenzeit, sowie ein runder Handstein zum Getreidemahlen ebendaher. Das waren alles Streufunde ohne siedlungskundliche Bedeutung, ganz anders aber trat die Wendenzeit in Erscheinung.

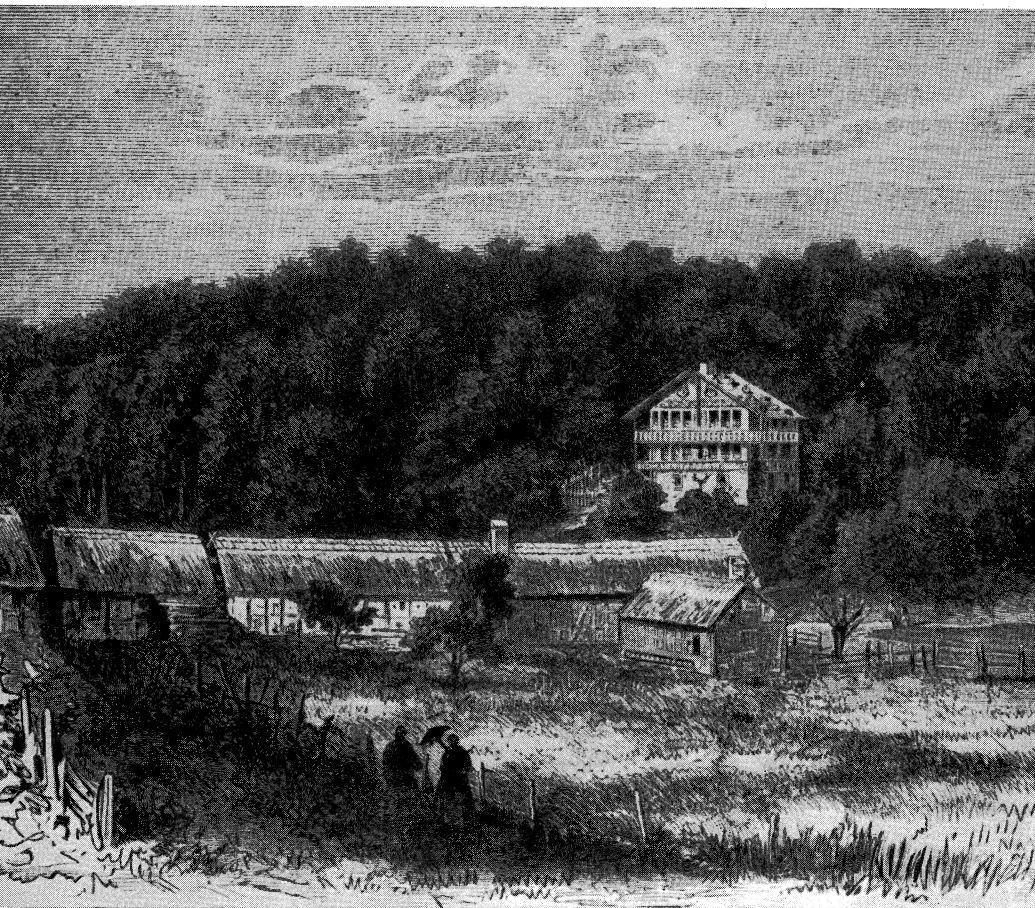
In allen Kulturschichten fanden sich Scherben, sie häuften sich in Abfallgruben und um Herdstellen. Es waren die Überbleibsel von zertrümmertem Küchengeschirr, daher gab es nur selten Stücke von Handgröße oder mehr. Aber hinsichtlich Verzierung oder Form kamen fast alle bekannten Möglichkeiten vor, da war mittelslavisch und jungslavisch gemischt, da bemerkte man höchst interessante Übergänge vom wendischen zum Kolonialtyp. Wellenlinie, Gurtmuster, Punkt und Strich in den mannigfaltigsten Kombinationen waren vertreten. Namentlich bemerkenswert war eine sogenannte Bodenmarke, die, aus Stern und Hammerkreuz zusammengesetzt, ein bisher noch nicht beobachtetes Motiv gab.

Gegen die ungeheure Masse der Scherben traten alle anderen Funde weit zurück, ließen sich auch nicht so gut wie diese mit Bestimmtheit auf die Wendenzeit festlegen. Dazu gehörten die ziemlich zahlreichen Spinnwirtel, nicht scheibenförmig, sondern rundlich, aus gebranntem Ton. Ferner kleine Wetzsteine aus Quarzit, meist vierkantig und mehr oder weniger abgenutzt. Einer aus Glimmerschiefer: flach, mit Durchlochung, um ihn am Gürtel tragen zu können. Zeitlos ist der Hüttenlehm, formlose Klumpen, mit Stroh durchknetet und schwach gebrannt. Die Wenden kannten ihn so gut wie die Katenleute des 19. Jahrhunderts.

Auch die Tierknochen trugen nichts zur Zeitbestimmung bei. Knochen vom Schwein bildeten die Mehrzahl. Eine stattliche Rothirschstange, nur zum Teil erhalten, fand sich, sowie ein Unterkiefer, der vom Wolf herrühren konnte, vielleicht aber auch nur von einem Hunde war.

Die Scherben des schwarzgrauen, klingend gebrannten Geschirrs der Kolonial- und Folgezeit übertrafen die wendischen fast noch an Masse, nicht aber an Verzierung, denn diese pflegt sehr einfach zu sein. Hier lief fast alles auf das Gurtmuster hinaus, die sonst häufig vorkommende Kerbung war auffallend selten. Zahlreich dagegen waren die Füße von Grapen und Tiegeln und ebenso die Henkel von Krügen, alles charakteristisch für die nachwendische Zeit. In diese gehören auch die Bruchstücke von Netzsensenkern oder Wadensteinen, wie die Fischer sie nennen, in der ältesten fast linsenförmigen Gestalt. Daß sich die Wenden die Mühe gemacht haben sollten, dergleichen aus Ton zu brennen, ist nicht anzunehmen, sie benutzten wohl Feuersteine mit natürlichen Löchern, wenn sie ihre Netze beschweren wollten.

Unter den Metallfunden war natürlich das Eisen vorherrschend und Messerklingen nehmen die erste Stelle ein. Die von den Wendenfriedhöfen schon bekannte kleine Form kommt vor, manches ist wegen starker Zersetzung durch Rost nicht mehr zu erkennen und kann zeitlich nicht festgelegt werden. Kleine Stücke Bronzeblech waren wohl Reste von Messerscheiden oder Gürtelbeschlagn, auch ein kupferner Grapenfuß kam vor. Der bemerkenswerteste Fund war eine Heftel oder Spange aus vergoldeter Bronze, wie sie vor Einführung der eigentlichen Knöpfe in Gebrauch waren.



Das Schweizerhaus des Großherzogs Georg von Meckl.-Strelitz, des Freundes von Goethe (vgl. Carolinum Nr. 39, S. 25)

Nach einem Holzschnitt um 1840



Weimar: Goethes Gartenhaus

Nach einem zeitgenössischen Stich von Roux nach einer Zeichnung von Henrici.

Aus: Gedenktage des mitteldeutschen Raumes. Ein deutsches Kalendarium für 1964.
Verlag Wolfgang Weidlich, Frankfurt am Main.

Durch eine immer stärker werdende Glasierung nebst buntem Muster, sowie durch rötliche Färbung der Tonmasse künden die Scherben die letzte Zeit der Siedelung an. Auch Glasbruch tritt nun auf, meist von den dunklen „Pottsbuddeln“ herrührend, jedoch auch Weißglas kommt vereinzelt vor, sogar mit eingravierten Darstellungen. Dagegen ist von Kalk oder Mörtel immer noch nichts zu spüren. Unbestimmte Andeutungen von Mauersteinen, sowie einige Reste von Dachziegeln sind vielleicht zufällig hierher gelangt. Von Eisenzeug sei nur ein Stück Truhenbeschlag sowie ein kleiner Schlüssel erwähnt, die möglicherweise zusammengehört haben.

Somit ist nun auch hinsichtlich der Einzelobjekte das Wichtigste gesagt worden und ich werde jetzt versuchen, auf Grund des Gesamtbefundes die Geschichte und Kultur des alten Serrahn anschaulich zu machen.

Daß die einwandernden Wenden hier keine germanische Ortschaft vorfanden und besetzten, ist sicher. Vielmehr entstand dicht am Seeufer, sagen wir um das Jahr Tausend, eine Siedlung aus „wilder Wurzel“, die sich die Gründer ganz nach Bedarf und Geschmack ausgestalten konnten. Von Rundling oder Straßendorf war keine Rede, hier und da standen die Hütten, wie der Zufall es bot. Die Bevölkerung bildeten Jäger und Fischer. Der Ackerbau hat in den „Serrahner Bergen“ nie eine große Rolle gespielt, damals erst recht nicht. Die nächsten Nachbarn wohnten wohl im Dorf Brughowe, in Urkunden genannt, aber noch nicht entdeckt, sowie in Thurow. Die nächstzuständige Behörde, wenn man so sagen darf, der Zupan, saß wohl auf der Sumpfburg Strelitz.

Slaw.
Siedlung

Unter solchen Verhältnissen teilten die Serrahner die Schicksale des Redariervolkes, die namentlich nach dem Aufstand von 1066 sich traurig gestalteten. Zwar mag das Dorf wegen seiner Abgelegenheit von den Verwüstungszügen der Sachsen nicht berührt worden sein, doch hat sich der Untergang des nicht weit entfernten Rethra natürlich auch hier ausgewirkt. Nach Auflösung des Liutizenbundes kam das Redarierland zunächst an die pommerschen Fürsten vom Greifengeschlecht, die damals zumeist in Demmin sich aufhielten, doch sahen sich diese genötigt, das Land 1236 an die märkischen Askanier abzutreten. Dies Ereignis war auch für Serrahn von Bedeutung, denn es wurde damit deutsch und zwar sicher ohne Gewalt und ohne Ausrottung der Bewohner. Mit Annahme des Christentums sowie der plattdeutschen Sprache ergab sich alles Übrige von selbst. Die Fundergebnisse zeigen deutlich genug, daß keine Unterbrechung der bisherigen Lebensweise, kein Bevölkerungswechsel stattfand. Auch diese abgesonderte Waldgegend nahm an den Vorteilen der deutschen Kultur in der ihr angemessenen Weise teil.

Dies wird besonders der Fall gewesen sein, nachdem gegen Ende des 13. Jahrhunderts der letzte Askanierfürst, der über das Land Stargard herrschte, das Zisterzienserkloster Wanzka gegründet hatte, in dessen Besitz die Dörfer Serrahn, Brughowe und Thurow alsbald kamen. Die Zisterzienser verstanden sich bekanntlich nicht nur auf Beten und Messesingen, sondern sie waren auf allen wirtschaftlichen Gebieten begabt, fleißig und echte Kolonisatoren, sie erkannten, daß sie Vorteile aus der Waldsiedlung Serrahn ziehen könnten, aus dem Wald, der damals in seiner natürlichen Entwicklung noch ein erheblich anderes Aussehen als jetzt hatte. Es war ein Mischwald, in welchem die Eiche eine große Rolle spielte, an geeigneten Stellen von geschlossenen Buchenbeständen durchsetzt. Die einförmige Kiefernkultur nach Schema F, das langjährige Ideal moderner Forstwirtschaft, kannte man damals noch nicht, von Fichten, Lärchen und sonstigen nicht zuständigen Fremdhölzern war der heimische

Kloster-
zeit

Wald noch frei. In den Serrahner Bergen durch Rodung Ackerland zu gewinnen, davon sah das Kloster Wanzka klüglicher Weise ab. Hier galt es, Nutzen aus den Waldprodukten zu ziehen. Da war vor allem die Eichel- und Buchelmast, die dazu dienen mußte, die großen Schweineherden des Klosters im Herbst satt zu machen und die Betreuung derselben lag den Serrahnern ob. Auch die den Wenden von jeher vertraute Bienenzucht mochte wohl eine Rolle spielen, denn an Honig war damals, als es noch keinen Rohr- oder Rübenzucker gab, ein großer Bedarf und der katholische Kultus brauchte große Mengen von Wachs für die Kirchenlichter und für die den Klosterurkunden angehängten Siegel. Heutzutage würden die Bienen allerdings hier im Waldgebiet nicht viel Nahrung finden, jedoch man darf annehmen, daß damals im Mischwalde die Linde noch eine erhebliche Rolle spielte, der Neue Lindwerder im Schweingarten weist noch darauf hin, während anderwärts die sandigen Hügel mit Heide- und Habichtskraut bedeckt waren, so daß auch die Bienen zu ihrem Recht kommen konnten. Ferner bezog Wanzka seinen Bedarf an Brenn- und Bauholz aus diesem Walde, auch Kohlen für die Klosterschmiede wurden wohl schon gebrannt und natürlich war der von jeher betriebene Fischfang in Anbetracht nunmehr geltender Fastenvorschriften von erhöhter Bedeutung. Mit solcher, den Bewohnern wendischen Stammes besonders liegenden Tätigkeit verlebten die Serrahner die Klosterzeit. Wenn sie mit Hacke und Spaten arbeiteten, so handelte es sich in der Hauptsache wohl um den Bau und die Instandhaltung der Schanzen, welche sich vom Schweingarten- zum Schlesersee hinzogen. Sie sollten die jeweils aus der Mark oder Pommern drohenden Raubzüge hemmen und sind teilweise noch heute recht gut erhalten. Den Ackerbau in geeigneten Gebieten weiter nördlich überließ man gern den dortigen Landsleuten, oder auch den zugewanderten sächsischen und märkischen Kolonisten. Was an Getreide, Flachs oder Wolle gebraucht wurde, konnte leicht gegen Waldprodukte eingetauscht werden.

Säkulari-
sation

Nun aber kam die Reformation, von der auch das Kloster Wanzka betroffen wurde. Seine Umwandlung in ein fürstliches Domänenamt geschah ums Jahr 1550. Letzteres fand die bisherigen Wirtschaftsmethoden nicht mehr zeitgemäß und führte alsbald Umsiedlungen durch, wovon Ortschaften betroffen wurden, deren Lage nunmehr als unrentabel galt. Dies Schicksal hatten auch Serrahn und Brughowe. Die Bewohner zogen ab, wurden in anderer Gegend als Domaniabauern angesetzt, der Wald überzog ihre ehemaligen Wohnsitze und die Stätten gerieten in Vergessenheit, bis ich wenigstens die eine etwa 350 Jahre später wieder entdeckte.

Das ist die Geschichte des Dorfes Serrahn, wie ich sie mir nach den Ausgrabungsergebnissen gedeutet habe. Ob die Schilderung seines Endes richtig ist, läßt sich vielleicht aus unerschlossenen Archivalien des Schweriner Landeshaupt-Archivs feststellen.

Im Landes-Museum zu Neustrelitz konnte den Interessenten ein ganzer Schrank mit Einzelobjekten gezeigt werden, leider ist fast alles dem totalen Schloßbrand 1945 zum Opfer gefallen, und nur die den Fundberichten beigegebenen flüchtigen Skizzen, sowie einige Fotografien geben noch einen Begriff von dem einst Vorhandenen.

Auch die Wissenschaft wurde aufmerksam. Aus Schwerin erschienen Museumsvertreter, aus Berlin die Autorität auf dem Gebiete der Siedlungskunde, Professor Unverzagt. Dieser staunte nicht nur über die rein physische Leistung eines einzelnen, welche sich durch die aufgehäuften Erdmassen kundtat, sondern auch über die freigelegten Steinsetzungen. In Anbetracht ihrer Eigenart war ihm

die Bedeutung derselben für die Siedelungskunde ohne weiteres klar. Auf seine Veranlassung wurde das Grabungsgebiet sofort unter Denkmalschutz gestellt. Auch fand eine Vermessung des Geländes statt und ein genauer Plan in größtem Maßstab (1:500) wurde angefertigt. Die Grabung wurde bis 1945 fortgesetzt und nach kurzer Unterbrechung bis 1956 fortgeführt.

Nachwort:

Auf diesem Gelände wurde W. Karbe von der Nachlaßverwalterin mit Unterstützung eines Neustrelitzer Steinsetzmeisters und des Revierförsters Weber ein Gedenkstein errichtet (s. Foto). Der Stein steht heute inmitten einer jungen Kiefern- und Lärchenschonung auf der alten Dorfstelle. Die Koppel ist wieder zugewachsen und das durchklüftete Grabungsgelände ist mit Grasbüten bewachsen, und es ist nur noch schwer festzustellen, was der Heimatforscher W. Karbe hier in 17jähriger schwerer körperlicher und forschender Arbeit nebenberuflich geleistet hat. Aber der Findling mit seinem Namen wird überdauern und an die alte Slawensiedlung erinnern.

Aus der frühdeutschen Geschichte Umgebung von Saran

Im Jahre 1343 verkaufte Fürst Albrecht von Mecklenburg unter Zustimmung seines Bruders Johann dem Kloster Wanzka alle fürstlichen Rechte in den Dörfern Thurowe, Saran und Brughowe. In Urkunden aus den Jahren 1408 und 1427 heißt das 2. dieser Wörter „to deme Sarne, tome Sarane, to deme Tzarane“. Dies Wort, auch in der Form zeran, seran u. ä. kommt in niederdeutschen Urkunden zuweilen vor und soll die durchlöcherete Kiste bedeuten, in welcher Aale aufbewahrt werden. In einer lateinischen Urkunde des Mittelalters heißt es: „gurgustium theutonice zerran“, muß hier aber den Sinn von Aalwehr oder Aalfang haben. Cicero jedoch versteht unter gurgustium nur ganz allgemein eine Bude, und so geht es denn hier wie so oft mit Namensklärungen: man weiß nichts Rechtes damit anzufangen, zumal in unserm Serrahn der Aalfang wohl kaum irgendwelche Bedeutung gehabt hat.

In wirtschaftlicher Beziehung spielte für diese Gegend der Rittersitz R ö d l i n eine große Rolle, nach welchem der nördliche Teil des Wildparkes noch jetzt „die Rödliner Berge“ genannt wird. Ursprünglich gehörte das Gut den Stallbohlen, um 1380 haben es die Herren von Behr. Aus dieser Ritter- oder Fehdezeit stammen die S c h a n z e n , die den Durchgang zwischen Schweingarten- und Schleser-See sperren. Erhalten sind im Walde 3 Schanzen von 60, 160 und 320 m Länge, von 2 kleinen Sümpfen unterbrochen. Sie bestehen größtenteils aus 4 Wällen mit beiderseitigen Gräben, welche am Hange übereinander liegen, nur ein kleines Stück des längsten Teils ist auf 2 flachliegende Wälle zusammengezogen. Der gerade Verlauf der Wälle ist immer in Abständen von etwa 50 m durch ein kurzes, nach rechts zurückspringendes Doppelknie unterbrochen, so daß eine Zickzackform entsteht. Solche Schanzensysteme fallen auch zuweilen mit der Landes- oder Gaugrenze zusammen, wie z. B. bei der berühmten Iserpurt zwischen Hohenzieritz und Penzlin, aber sie wurden auch innerhalb des Landes aufgeworfen, wie hier, da sie in der Hauptsache als Hemmen gegen die Raubzüge jener fehdelustigen Zeit dienen sollten. Damals legte man weniger Wert auf Kampf, als auf Plünderung und Beutemachen. Nach einem geglückten Raubzug gab es jedoch wegen der schwerbeladenen Wagen und der Viehherden

Rödliner
Berge

Schanzen

bei den Hemmen jedesmal Aufenthalt, inzwischen konnten sich die Beraubten sammeln und hatten Aussicht, bei den Hemmen ihre Feinde einzuholen und ihnen von der Beute wieder etwas abzujagen. Die Schanzen im Wildpark haben zwar einige Unbilden in neuerer Zeit erlitten, sind aber im allgemeinen noch gut im Stande und verdienen in Anbetracht der Erinnerungen, welche sie hervorrufen, durchaus geschont zu werden. Sie enden an der Chaussee, gingen aber ursprünglich bis zum Schleser-See, aber diesen Teil hat der Ackerbau und die Straße vernichtet.

Rödliner
Grenz-
wall

Ein anderes Erdwerk, das vielleicht in diese Zeit zurückreicht, ist der Rödliner Grenzwall. Er ist sehr niedrig und nicht mit den städtischen „Landwehren“ zu vergleichen, aber als „Scheide“ erfüllte er seinen Zweck und ist streckenweise noch gut zu erkennen, am besten zwischen Schweingarten- und Schwarzer-See, weiter zum Teufelsbruch und Großen Rieg bis zur Chaussee Carpin-Goldenbaum. Kurz vor derselben verbreitert er sich zu einer merkwürdigen Plattform von 12 Schritt im Quadrat, die wegen ihrer auch durch die Natur etwas erhöhten Lage auffällt. Ein Hügelgrab, wie manche vermuten, ist es nicht, vielleicht der Unterbau für ein Wachthäuschen.

Rödlin

Die von Behr haben ein Dorf gegründet und Behrwolde genannt, es ist aber schon vor dem 30jährigen Krieg wüst geworden. Der Prowoldsberg, wie er im Volksmunde heißt, südlich von Georgenhof, erinnert noch daran. Dieses selbst entstand 1831 aus der Rödliner Glashütte. Rödlin kam 1581 an die von Jasmund, denen es Herzog Carl im Jahr 1803 nebst Groß-Schönfeld und Carpin abkaufte. Es heißt, er habe den zugehörigen Wald so billig bekommen, daß ihn der Stamm nur einen Groschen gekostet hätte. Jedenfalls kamen jetzt die Waldreviere der Rödliner und Seerahnschen Berge in eine Hand und die Voraussetzungen für Schaffung des künftigen Wildparks waren gegeben.

Das 18. und 19. Jahrhundert

Zerrahnsche
Berge

Doch soweit ist es noch nicht. Nach dem Verschwinden des alten Saran muß hier etwa 1 1/2 Jahrhunderte lang eine große Einsamkeit geherrscht haben, denn die um 1780 entstandene Schmettausche Karte verzeichnet nur Wald in dieser Gegend, von Häusern findet man keine Spur. Jedoch bald darauf regte sich neues Leben, denn aus dem Staatskalender von 1786 geht hervor, daß „im Zerrahnschen Bergen“ der Holzwärter Hobe wohnt. 1801 und 1802 heißt sein Wohnsitz „Zerrahnsche Berge, ehemem Vogelsang“. 1803 ist Cordt Dieterich Hobe pensioniert und sein Sohn Fr. G. Theodor sein Adjunctus. 1807 ist er gestorben, 1815 findet sich C. Fr. Janson und 1816 bis auf weiteres August Rassow. Ein alter Kollege nimmt an, daß A. Rassow der erste Förster ist, der seinen Namen in die „Försterbuche“ in den Heiligen Hallen eingeschnitzt hat, er wurde stets als der älteste Einschnitt festgestellt.

Am 9. April 1806 steht im Offiziellen Anzeiger: „Daß dem zwischen Rödlin und Carpin ohnweit des Teerofens neu erbauten herzoglichen Forstgehöfte der Name Dianenhof beigelegt worden, solches wird jedermanns Nachricht hierdurch öffentlich bekannt gemacht.“

Goldens-
baumer
Mühle

Einige Zeit später wird auch wohl die Willerts Mühle entstanden sein. Eine alte Nachricht darüber besagt: „Dies war eine Lohmühle“ und es wurde hier Eichenrinde gemahlen, doch wurden auch Bretter geschnitten; der Müller hieß Willert und war jüdischer Herkunft, doch gab es bereits 1822 hier den Mühlenbesitzer P. C. Cohn aus Strelitz. Hiermit verhält es sich nun so, daß Cohn sich

taufen ließ und fortan sich Willert nannte, während ein Bruder von ihm den jüdischen Namen beibehielt. Hinsichtlich der Mühle wurde am 27. Juli 1831 folgendes im Offiziellen Anzeiger bekannt gegeben: „S. K. H. der Großherzog haben, auf alleruntertänigstes Ansuchen des Fabrikanten Philipp Carl Willert in Strelitz, Landesherrlich genehmigt, und gnädigst verordnet, daß die, dem Ersteren gehörige, in den sogenannten Serrahnschen Bergen im Domanialamte Strelitz gelegene Wassermühle, welche bisher bald „die Mühle in den Serrahnschen Bergen“, bald „Cohns Mühle“, ja sogar in letzter Zeit vorzugsweise die „Judenmühle“ willkürlich vom Publikum benannt worden, zur gänzlichen Erfernung aller und jeder, aus einer solchen verschiedenen Benennung notwendig entstehenden unangenehmen Mißverständnisse künftighin den alleinigen Namen *Willerts Mühle* führen und behalten, auch von allen und jeden Behörden sowol, als sonst von jedermann nur nach diesem Namen für die Zukunft bezeichnet werden soll.“ Die Wasserkraft lieferte der Abfluß des Schweingartens und dieser soll bisweilen so stark gewesen sein, daß das Wasser brausend über das Wehr schoß. Jetzt ist meist sehr wenig Wasser im Mühlgraben, der Betrieb längst eingestellt und die noch vorhandenen Gebäude werden von Forstarbeitern und LPG-Angehörigen benutzt. Das eigentliche Müllerhaus brannte 1838 ab. Auf dem Acker ist die Stelle am Mauerschutt noch zu erkennen. Auch glasierte Scherben u. dergl. finden sich dort. Die Wiesen unterhalb der Mühle, ehemals Teiche, heißen „Pian“, ein Wort, dessen Bedeutung noch nicht klargestellt ist. Jedenfalls aber führt das Dorf an der Südgrenze des Kreises Stargard bei Himmelport denselben Namen. Leichter läßt sich die schon erwähnte Bezeichnung Kotzenbruch deuten; es hatten nämlich die Carpiner Kossäten das Recht, dort Heu zu werben und daraus ist das Wort entstanden. Mit den „Hausstellenbrüchern“ rechts am Wege vom Forsthaus nach Carpin mag es sich wohl ähnlich verhalten. Beziehungen zum alten Dorf Serrahn sind aber wenig wahrscheinlich.

Eine andere verschollene Waldindustrie, nämlich ein Teerofen, muß im *Kien-Ries*, gerade auf der Grenze des Wildparks bei Herzwolde gelegen haben und zwar am Ufer des jetzt stark verlandeten kleinen Schmars-Sees. Man findet hier große Klumpen teerdurchtränkten Sandes, auch dicke Scherben von „Teerpötten“. Teerofen und Glashüttenstellen sowie Spuren von Kohlemeilern legen nicht selten Zeugnis ab von den Bemühungen, den durch die Entvölkerung des 30jährigen Krieges übermächtig gewordenen Waldbestand bestmöglich zu verwerten.

Teerofen

Sagen um Serrahn

Ehe wir nun an die „neue Aera“, die für Serrahn mit dem Entstehen des Schweizerhauses beginnt, herangehen, dürfte es sich empfehlen, noch einen Blick auf das Sagengut dieser Gegend zu werfen, das meist auf die alten Zeiten zurückgeht. Da wollen wir zunächst hören, was Professor Wossidlo, der Altmeister mecklenburgischer Sagenforschung, darüber zu berichten weiß: „In'n Swiengoren sünd Bleifisch in wäst. De Düwel hett se ümmer Nachts as Swien na'n Schleeser See hendraben. Een Mann beegent em eens und frag't, wat de Farken kosten. As he eenen dorvon mit de Been anstött' is't 'n Blei“. — Wichtig sind die Plätze, auf denen früher die Volksfeste, vor allem am 2. Pfingsttage, abgehalten wurden. Dies muß eine germanische Sitte sein, denn in Schweden sind solche Zusammenkünfte, trotz geistlicher Gegenwirkung, bis in die neueste Zeit üblich gewesen. Die Wenden hätten sie dann übernommen. Die Rödliner zogen nach dem Swiengorensee. Hier Reste von Schanzwällen; auf

Sagen.

dem Lindwerder, wo nach der Sage ein „Schloß“ verwünscht ist, sind wendische Scherben gefunden worden. Der Name Swiengoren (Swina-Gora)-See ist sicher mythisch zu deuten.

Schwein-
garten

Wir sind geneigt, den Namen Schweingarten mit dem Wildpark als einem Tiergarten, in dem Wildschweine gehalten werden, in Verbindung zu bringen, obwohl dies ganz gut zu passen scheint, hat es doch nichts miteinander zu tun. Denn der Name ist viel älter und war schon gebräuchlich, als man noch nicht an einen Wildpark dachte und Wildschweine überall vorkamen. Swina-Gora bedeutet „heiliger Berg“, und dieser müßte mit dem See in engster Verbindung gestanden haben.

Lind-
werder

Es ist nicht unwahrscheinlich, daß der Lindwerderhügel, auf dem der Rest einer uralten Linde noch steht, gemeint ist. Er läßt sich zwar an Umfang und Höhe in keiner Weise mit anderen heiligen Bergen des Landes, wie dem Keulenberg im Zechow oder dem Wahrsberg bei Grünow vergleichen, aber der durch Überlieferung bis in die neueste Zeit als Kultstätte bekannte „Tanzberg“ bei Jüterborg sieht fast ebenso aus wie der Lindwerderhügel und ist keineswegs umfangreicher. Jedenfalls macht der Platz einen eigenartigen Eindruck, und es ist wohl möglich, daß er zu den vorchristlichen Kultstätten unseres Landes gehörte. Dort mögen Reihentänze zu Ehren der Frühlingsgottheit veranstaltet worden sein. Es ist auch überliefert, daß die Rödliner in früheren Zeiten zu Pfingsten nach dem Schweingarten zogen, ihr Ziel war vermutlich der Lindwerder.

Stein-
werder

Der Steinwerder besteht aus einem langen schmalen Rücken, der anfangs aus zwei Diluvialkernen bestand, die durch Verlandung eins geworden sind. Auf dem vorderen hat eine wendische Siedlung gelegen, deren Spuren schon im Boden bemerkt wurden, aber nicht genauer untersucht wurden. Das Südende des Steinwerders bildet ein steinumkränzt Kap, das eine natürliche Bildung der Endmoräne, aber kein Burgwall ist, wie einzelne Phantasten meinten. Erdgeschichtlich ist dies Überbleibsel aus der Gletscherzeit von nicht zu unterschätzender Bedeutung.

Borgwald

Im übrigen hat sich noch folgendes ermitteln lassen. Auf dem Lindwerder, dort wo der Kreuzdorn steht, ist ein Schatz oder eine goldene Wiege vergraben. Doch ist auch auf dem Buchwerder Schatzgräberei betrieben worden. Der hohe Endteil des Steinwerders heißt Schloßberg. „Im Schloßberg war eine Höhle in den Berg als Ansatz für die Jäger gegraben, von wo sie in alter Zeit auf Seeadler schossen, wenn diese im Winter bei zugefrorenem See das auf dem Eis ausgelegte Fallwild oder sonstige Kirmittel vor Hunger zu kröpfen versuchten. In damaliger Zeit galt der Adler als jagdschädlich und als Raubvogel. Der damalige Förster Brandt erlegte Ende des 19. Jahrhunderts auf diese Weise dort 2 Adler. Das Jagddepartment zahlte für jeden erlegten Adler einen Taler. Heute stehen die Seeadler als Greifvögel unter Naturschutz, da sie nicht nur das Fallwild zu ihrer Ernährung kröpfen, sondern auch lebensschwaches und krankes Nutzwild, das nicht zur Arterhaltung taugt, beseitigen.“ (Mündlich erzählt von Franz Sonnenberg.)

Vom Schloßberg führt ein Steindamm durch den See zur gegenüberliegenden Höhe, dem Borgwald. Auf diesem, dem Stein- und Lindwerder, haben Raubritter gehaust, die aber zusammenhielten. Der gemeinsame Kirchhof war auf dem ebenen Teil des Steinwerders. Eine Siedlung, dicht bei der Fischerhütte, ist, wie erwähnt, festgestellt. Vielleicht findet sich dabei auch ein Wendenfriedhof. Der Borgwald ist ein natürlicher Bergrücken, ohne Spur von Umwallung. Eine viel-

leicht durch Menschenhand entstandene flache Stelle trennt den äußersten niedrigen Teil ab, doch kann es sich dabei nicht um eine Anlage zu Verteidigungszwecken handeln. Mit dem Steindamm wird es wohl seine Richtigkeit haben, nur daß er nicht künstlich entstanden ist, sondern auf natürlichem Wege durch Moränenablagerung.

Auch in bezug auf den letzten von Jasmund und den Verkauf seiner Begüterung wird Sagenhaftes erzählt. Eine hohe Strafe, die er zu zahlen hatte, soll die Veranlassung dazu gewesen sein. Es handelte sich um folgendes: Die Carpiner gehörten zu den Untertanen des von Jasmund auf Rödlin und so auch der Bauer Röhring. Bei diesem war gerade sein Bruder, der in einem preußischen Regiment diente, auf Urlaub, als der Rödliner dem Bauern sagen läßt, er solle sich wegen eines Auftrags bei ihm melden. Röhring sagt zu seinem Bruder: Ich hieww grad nog anners to dohn, lop du man hen un lat di Besched seggen! Jawoll. Als sich aber der Soldat in Rödlin meldet, fährt Jasmund ihn an: Kirl, treck dinen L u s k i t t e l ut, wenn du to mi kümmsst! Von dieser Beschimpfung der preußischen Uniform machte Röhring sofort beim Regiment Meldung. Der König erfuhr es, und es wurde eine große Sache daraus. Jasmund wurde verurteilt, das ganze Regiment ein Jahr lang auf seine Kosten zu unterhalten. Die Folge war, daß er die Begüterung verkaufen mußte.

von Jasmund auf Rödlin

In der 1856 erschienenen Sammlung meckl. Volkssagen von Niederhöffer findet sich die Geschichte von dem spukenden Grenzgänger zwischen Rödlin und Thurow. Hier ist die Sache folgendermaßen dargestellt: „In alten Zeiten war einmal zwischen dem Besitzer von Rödlin und den Bewohnern des fürstlichen Dorfes Thurow Streitigkeit wegen der Feldscheide entstanden, da man kein anderes Auskunftsmittel wußte, so wurde beschlossen, zum alten Grenzbegehen seine Zuflucht zu nehmen. Ein Bauer aus Thurow mit grauem Haupte, dem man als dem ältesten Mann beider Ortschaften, auch wohl die beste Kenntnis und Wissenschaft der richtigen Grenze zutrauen konnte, und der vor der Welt als gottesfürchtig und ehrlich galt, war zu diesem Ehrenamte ausersehen worden. Derselbe begann denn auch zur bestimmten Zeit unter den üblichen Feierlichkeiten, wie es damals Sitte war, im Beisein der streitenden Teile den wichtigen Gang. Anfangs hielt er zwar die alte Scheide inne, aber bald wendete er sich von ihr ab, immer weiter und weiter hinaus auf Rödliner Gebiet, das alle Rechtenden empört über eine solche Frechheit und Schändlichkeit laut murrten, während die habstüchtigen Thurower im innersten Herzen aufjubelten. Sah nun auch wohl der Herr von Rödlin, wie sehr er betrogen wurde, so mußte er sich doch fügen; denn der alte Bauer schwur, als er zu Ende war, daß er nur auf Thurowschem Grund und Boden gewandert habe. Gegen einen solchen Eid war aber nach den alten Grenzgesetzen nichts zu machen, und die von dem Bauern bezeichnete Scheide war und blieb von jetzt an gesetzlich die allein gültige. Da rief denn der Edelmann nach angehörtem Meineide des Alten – wodurch er eine ganze Fläche seines Ackers nebst einem bedeutenden Ort Tannen unrechtmäßig verlor – in gerechtem Unwillen die Worte aus: „Wenn der Fürst Seelen zu vergeben hat, so kann ich auch Acker vergeben“ und ritt davon. Nicht aber der damalige Herzog von Mecklenburg, sondern ein Beamter desselben, hatte aus persönlicher Feindschaft gegen den Herrn von Rödlin und ohne Wissen und Willen seines fürstlichen Gebieters den alten Bauern bestochen und ihn durch große Geldgeschenke zu dieser Schändlichkeit zu verleiten gewußt. Zuerst wollte der Alte hierauf nicht eingehen, indem sich sein Innerstes vor dem zu leistenden Meineid sträubte, der Beamte aber wußte sein Gewissen zu beschwichtigen, als

Sage vom Grenzgänger

er ihm den Rat gab: Erde von Thurow in seine Schuh zu tun und darin die Scheide zu begehen, da er dann ja nachher ruhig schwören könne, nur auf Thurowschem Grund und Boden gewandert zu sein. Dies hatte denn nun auch der alte betörte und durch das Geld geblendete Bauer getan und also Gott und Seligkeit geschworen. Aber bald schon erwachte des Meineidigen Gewissen; es ließ ihm keine Ruhe Tag und Nacht und hetzte ihn solange umher, bis er leblos zusammenbrach. Doch auch nach seinem Tode fand er keinen Frieden, sein Geist war dazu verdammt, zu gewissen Zeiten die alte richtige Grenze zwischen Thurow und Rödlin zu wandeln. Oft sahen ihn dann die Leute dort in später Abendstunde unablässig auf und nieder schreiten und hörten ihn mit heiserer Stimme rufen: „Hier kamt her, hier geht de Scheid!“ Vor einigen Jahren soll eine barmherzige fromme Seele dem armen Grenzgänger Ruhe verschafft haben. Seit dieser Zeit ist's nun wieder richtig auf der alten ehemaligen Feldscheidung zwischen Thurow und Rödlin. Keine schauerliche Geisterstimme erschreckt mehr die Menschen.“

Ein Teil dieser Geschichte, nämlich der Grenzgang mit Erde vom eigenen Grund und Boden in den Schuhen, wird nun in gerade umgekehrtem Verhältnis von dem Rödliner Herrn erzählt, der diesen Trick angewendet haben soll, als anlässlich des Verkaufs seiner Begüterung die Grenze begangen wurde. Indessen ist anzunehmen, daß die Niederhöffersche Fassung der Sage die ursprüngliche gewesen ist.

Schön Eek

Eine besonders schlank und hoch gewachsene Eiche stand an der Landstraße unweit des Güster-Pohls. Dies war die Warmuths-Eiche. Warmuth war vor vielen Jahren Kutscher bei einem Oberförster. Als Extrabelohnung für langjährige treue Dienste bat er um Erlaubnis, sich diese Eiche schlagen zu dürfen, aber der Oberförster erwiderte ihm, dieses könne nicht sein, doch solle die Eiche fortan seinen Namen führen. Sie wurde später aber „Schön Eek“ genannt.

In ihrer Nähe an der Landstraße standen mehrere gute Eichen, die aber der „Schöneek“ nicht gleich kamen. Heute ist sie nicht mehr da, sie wurde nach dem ersten Weltkrieg ein Opfer der Axt.

Totschlag

Von hier etwas weiter nach Goldenbaum zu findet sich der Totschlag, d. h. eine Mordstelle, an der Vorübergehende einen Baumzweig niederlegen, so daß ein Reisighaufen entsteht, der anwächst, abgetragen und wieder erneuert wird. Diese Sitte findet sich fast überall in der Welt und geht bis in uralte Zeiten zurück. Wo keine Zweige zur Verfügung stehen, tun es auch Steine. Nur zu Erinnerungszwecken kann es nicht gut geschehen, es hängt wohl mit dem Seelenglauben und mit Wiedergängern zusammen, die gebannt werden sollen. Früher gab es zahlreiche Totschläge im Land Stargard, viele sind in Vergessenheit geraten, der im Wildpark war lange Zeit der einzige, der sozusagen noch „in Betrieb“ war, jetzt ist auch der zwischen Wesenberg und Kakeldütt wieder in Aufnahme gekommen. Was eigentlich bei solchen Totschlägen geschehen ist, läßt sich selten feststellen. Ein Handwerksbursche, ein Viehhändler sei erschlagen worden, heißt es meistens. Von dem hier in Frage stehenden wird noch gesagt, ein Fuhrmann aus Strelitz habe dort seinen eigenen Jungen aus Versehen totgefahren, doch hat dies Ereignis mit dem viel älteren Totschlag nichts zu tun, sondern hat sich nur in dieser Nähe abgespielt. Nach des Revierförsters Sonnenberg Aussage ist hier unter dem Hügel ein Heckenwärter Benzin vom Heckenhaus an der Landstraße nach Bergfeld am Bergfelder Acker beim Holzeinschlag von einem abgebrochenen Zweig erschlagen worden. Sein Wunsch war, im Walde begraben zu werden. Er wurde ihm erfüllt, indem er dort seine Ruhestätte fand.

Allein

Es führen über die Erde
Straßen und Wege viel,
Aber alle haben
Dasselbe Ziel.

Du kannst reiten und fahren
Zu zwein und zu drein,
Den letzten Schritt mußt Du
Gehen allein.

Drum ist kein Wissen
Noch Können so gut,
Als daß man alles Schwere
Alleine tut.

Hermann Hesse



Hermann Hesse auf dem Totenbett

Ein Gruß zum 30. Jahrgang des „Carolinum“

„Der unmittelbare, rückhaltlose Dialog wird immer schwerer und seltener, immer unbarmherziger drohen die Abgründe zwischen Mensch und Mensch unüberbrückbar zu werden. Dies ist die eigentliche Schicksalsfrage der Menschheit.“ Mit diesen Worten hat der im Jahre 1953 mit dem Friedenspreis des deutschen Buchhandels ausgezeichnete jüdische Religionsphilosoph Martin Buber anlässlich einer Rede in New York im Jahre 1952 einen Prozeß gekennzeichnet, in dem wir uns seit Jahren befinden und dessen wesentlicher Inhalt die zunehmende Erschwerung des echten Gesprächs zwischen Menschen verschiedener Art und Gesinnung ist. Wir hoffen, und diese Hoffnung ist etwas Gutes, Nützliches und vor allem Notwendiges, daß es uns gelingen möge, die „dialogische Unmittelbarkeit zwischen den Menschen“ zu erneuern. „Denn wo Leben ist, da ist Hoffnung“, heißt es in der Predigt Salomons, und erst am Eingang zur Hölle beginnt die Hoffnung zu schwinden.

Wenn also unser Leben und damit die Zukunft des Menschen als Mensch von einer Wiedergeburt des Dialogs, wie Martin Buber es hofft, abhängt, dann werden wir auch die dämonische Macht, die unsere aufgespaltene Welt regiert, überwinden. So wollen wir als Hoffende das Gute gut und das Schöne schön nennen und in diesen Tagen unseren Blick auf das Jahr 1935 zurücklenken, in dem unsere Caroliner-Zeitung das Licht der Welt erblickte. Seit ihrem Erscheinen vor nunmehr 30 Jahren ist sie für uns Caroliner eine Brücke zur Heimat und damit zu unserer alten, liebgewonnenen Schule in Neustrelitz, die im Jahre 1956 ihr 150jähriges Jubiläum seit dem Einzug in das erste große Schulgebäude feiern konnte, geworden. Entstanden auf dem Boden des Humanismus, ist die Caroliner-Zeitung, die als Halbjahresschrift heute den Untertitel „Blätter für Kultur und Heimat“ trägt, zu einem Wert und Bestand verkörpernden Teil unseres Lebens, zu einem echten Gesprächsforum für einen Kreis von Personen geworden, der in allen Bereichen unseres Daseins den Geist des Carolinum lebt und verbreitet. Der Herausgeber unserer Zeitschrift hat anlässlich des 25jährigen Jubiläums im Jahre 1959 einen historischen Abriß dieser Publikation gegeben und dabei aufgezeigt, daß das Carolinum allen Wirrnissen unserer Zeit zum Trotz seinem Ziel treu geblieben ist: die große Familie der Carolinerschaft zusammenzuführen, zusammenzuhalten und die drohenden Abgründe zwischen uns zu überbrücken. Immer wieder führt uns unsere Zeitschrift zu Gesprächen zusammen. Aus allen Teilen der Welt kommen Caroliner zu Wort und vermitteln uns ihre Gedanken. Über die unsichtbare Brücke der Herzen sind wir eine große Gemeinschaft geworden. Wir hoffen, getreu unserer Tradition, weiterhin als Carolinerschaft den Geist unserer ehrwürdigen Schule in alle Lande hinauszutragen.

„Unser Schicksal steht wie die Zukunft unserer Heimat und unseres Carolinum mitten in den großen weltbeherrschenden Spannungen. Wir fanden im Innern Sicherheit und Halt in der Offenbarung unseres Gewissens und erlebten, daß es auch da, wo es von menschlichen Irren beeinflusst schien, doch einer gnadenvollen Lenkung unterworfen war. Wir wollen geduldig auf diese Gnade

unseres Lenkers trauen.“ Erhard Lungfiel hat diese Worte vor einigen Jahren geschrieben. Der Glaube an Gott, so möchte ich sie ergänzen, ist der Grund echter Hoffnung. Und unsere Zukunft, der unser Hoffen gilt, ist die eigentliche Dimension Gottes.

Am Tage des Erscheinens des 40. Heftes unserer Caroliner-Zeitschrift wollen wir noch einmal kurz unseren Blick auf die Vergangenheit richten. Gleichzeitig wollen wir aber auch vorwärts schauen und dem Carolinum unsere besten Wünsche mit auf den weiteren Weg geben. Möge diese Zeitschrift auch in der Zukunft Mittler und Wegbereiter für den großen Kreis der Caroliner und ihrer Freunde und für das Gespräch zwischen ihnen Bote guter Nachrichten sein. In seiner vielfältigen Gestaltung möge uns das Blatt, so wie es immer wieder in den zahlreichen Leserzuschriften zum Ausdruck kommt, stets Freude bereiten. Wenn uns das Carolinum mit jeder Ausgabe neue Erinnerungen an unsere Schulzeit und an unsere mecklenburgische Heimat schenkt und so ein guter Freund von uns allen ist, so wollen wir an dieser Stelle nicht vergessen, dem Herausgeber und Schriftleiter, unserem hochverehrten Oberstudiendirektor a. D. Gustav H. Pehler, für seine verdienstvolle Arbeit von ganzem Herzen zu danken. Seine Liebe, seine Mühewaltung, seine Aufopferung im Dienste einer guten Sache verdienen Lob und Anerkennung. Ihn noch für viele Jahre an dieser Stelle zu wissen, ist unser aller Wunsch und Herzensbedürfnis, damit wir hoffentlich noch für lange Zeit Freude an unserem Carolinum und damit an der Wiedergeburt des unmittelbaren, rückhaltlosen Dialogs haben können.

Heinz Lohmeyer

Die Rose

Wir sind wiederholt nach der Bedeutung der auf unserem Titelblatt abgebildeten Rose gefragt worden. Wenn wir auch meinen, daß ein Symbol in seiner Tiefe nicht ausgeschöpft werden kann und soll, so wollen wir doch hinweisen auf die Schönheit, Reinheit und Majestät der Rose und auf den Duft, der uns in höhere Sphären hebt.

Goethe sagt in seinen Gesprächen mit Eckermann: „Ich liebe die Rose als das Vollkommenste, was unsere deutsche Natur als Blume gewähren kann.“

G. H. P.

Bücher und Buchbesprechungen

Bodendenkmalspflege in Mecklenburg. Jahrbuch 1962. Herausgegeben vom Museum für Ur- und Frühgeschichte Schwerin durch Ewald Schuldt. Petermänken-Verlag Schwerin (1962). 440 Seiten.

Abweichend von den bisher erschienenen Bänden ist in diesem Jahrbuch ein einziger großer Fundkomplex veröffentlicht, der bei Untersuchung des von der jüngeren Bronzezeit bis zur jüngeren vorrömischen Eisenzeit benutzten Bestattungsplatzes von Lanz in der Prignitz (heute Kr. Ludwigslust) zu Tage gekommen ist. In Fortsetzung der schon bei der Besprechung des Jahrbuches 1961 (Das Carolinum Nr. 39, 126) gewürdigten umgehenden Bekanntgabe großer archäologischer Untersuchungen der Mitarbeiter des Schweriner Museums für Vor- und Frühgeschichte wird in diesem Band über die 1958 bis 1960 durchgeführten Ausgrabungen von H. Keilig berichtet und der Fundstoff vorgelegt. Die umfangreichen Präparations-, Foto- und Zeichenarbeiten sind in erstaunlich kurzer Zeit bewältigt worden. Bei dem Grabungsobjekt handelt es sich um einen am Rand des Elbetales gelegenen leider nicht vollständig untersuchten Brandgräber-Friedhof, mit rund 400 Bestattungen und um Siedlungsreste, deren zeitliches Verhältnis zum Gräberfeld aber nicht sicher geklärt werden konnte.

Nach einer knappen Schilderung der Ausgrabung und Besprechung der Befunde folgt ein Kapitel über die Chronologie, in dem die Beigaben und die Gefäßtypen behandelt werden. Daran schließt sich eine Zusammenfassung. Es folgt der Fundkatalog und schließlich eine Statistik der Grabfunde. Bei den Gräbern handelt es sich vor allem um Urnenbestattungen und um einfache Leichenbrandlager. Bemerkenswert ist der hier bei genauer Beobachtung geglückte Nachweis von Grabraub im Altertum, durch den offenbar die besonders gut mit Beigaben ausgestatteten Urnen betroffen worden sind. Nach Ansicht des Ausgräbers spricht alles dafür, daß die Plünderung nicht sehr lange nach der Bestattung erfolgt ist. Die Feststellung, daß zwischen Grabraub, absichtlicher Zerstörung der in den Urnen angetroffenen Bronzebeigaben bzw. der Ausstattung mit symbolhaften Beigaben eindeutige Zusammenhänge bestehen, verdient besondere Aufmerksamkeit, ebenso die Angabe, daß die Grabräuber es vor allem auf den Rohstoff Bronze abgesehen hatten, was für die wirtschaftlichen Verhältnisse der Zeit aufschlußreich ist. Bemerkenswert sind auch die Leichenbranduntersuchungen. Die horizontalstratigraphische Auswertung hat dagegen keine besonderen Resultate erbracht, so daß eine feinere chronologische Gliederung des Fundstoffes mit Hilfe des Verbreitungsbildes verschiedener Typen nicht möglich war. Das Gräberfeld ordnete sich in den Rahmen der norddeutschen Jastorfkultur ein.

Die zahlreichen Abbildungen des Fundmaterials sind in den Katalog eingestreut, was seine Benutzung erschwert. M. E. ist ein zusammenhängender Abbildungsteil viel schneller zu übersehen und besser benutzbar. Der alles Wesentliche berücksichtigende Katalog, die umsichtige Behandlung des Materials und der Befunde in Verbindung mit der vorzüglichen Ausstattung sichern dem Bande dokumentarischen und damit bleibenden Wert.

K. Raddatz

Greifswald-Stralsunder Jahrbuch. Band 2, 1962. Herausgegeben von dem Kulturhistorischen Museum Stralsund, dem Stadtarchiv Stralsund, dem Landesarchiv Greifswald, dem Museum der Stadt Greifswald und dem Stadtarchiv Greifswald. Petermänken-Verlag Schwerin. 280 Seiten.

Der zweite Band der vor kurzem gegründeten Zeitschrift, die eine Lücke im historischen und heimatkundlichen Schrifttum Vorpommerns schließt, bringt 15 Beiträge aus verschiedenen Gebieten. Am Anfang steht eine Zusammenstellung alter Nachrichten über zerstörte Megalithgräber der Insel Rügen von H. Berlekamp. Eine reine Materialvorlage, mit der der Nichtfachmann kaum etwas anfangen kann und die nur in großem Zusammenhang von einem Anthropologen auswertbar ist, stellt der Beitrag von H. Grimm über slawische Menschenreste auf Rügen dar. Ein kleiner Aufsatz von H. Eve befaßt sich mit den Rügenschens Flurnamen des Mittelalters. In einem ebenfalls knap-

pen Artikel behandelt E. Wegener die Wandlungen im ländlichen Siedlungs- und Wirtschaftsbild des 17. Jahrhunderts am Amt Loitz. Eine ausführlichere und gut dokumentierte Untersuchung des vor kurzem verstorbenen ehem. Lehrers A. Hellmund über die Ablassung des Ahlbeckischen Sees im Kreis Ückermünde und die Entstehung der Dörfer Versee, Gegensee und Hintersee zeigt, zu welchen Ergebnissen eine auf Akten- und Kartenstudien beruhende solide Heimatforschung führen kann. Mit der Geschichte des Greifswalder Stadtparlaments befaßt sich H. D. Schroeder. Die beiden folgenden thematisch verwandten Beiträge von W. Lamprecht und H. Maur sind Fragen gewidmet, deren parteiische Behandlung schon in den einleitenden Sätzen zum Ausdruck kommt. Der eine Aufsatz bespricht die Lage der russisch-polnischen Arbeiter in der Landwirtschaft des Reg.-Bez. Stralsund während des ersten Weltkrieges, der andere die Aktions-einheit der vorpommerschen Arbeiterklasse im Kampf um die Fürstenenteignung im Jahre 1926. J. Wächter berichtet über die Archive im vorpommerschen Gebiet und ihr historisches Quellengut, R. Biederstedt referiert ausführlich die Geschichte des Stadtarchivs Greifswald, U. Meyer die des Museums der Stadt Greifswald. Rückblickend kann man nur das in den letztgenannten drei Beiträgen geschilderte geringe Verständnis der zuständigen Behörden für die kulturellen Belange und die kümmerlichen Aufwendungen für die Sicherung bedeutenden historischen Quellenstoffes in der Vergangenheit bedauern. In der Nachkriegszeit scheint erfreulicherweise eine grundlegende Änderung eingetreten zu sein. Es folgen weitere Aufsätze von C. Pieske über volkstümliche Graphik im Museum Stralsund, von G. Erdmann über Gerhard Hauptmann und die Kruses und von W. Rudolph über Rügischen Schiffbau. Abgeschlossen wird der Band durch einen kleinen Beitrag von U. Bentzien über die Geschichte eines Volksliedes.

Bei einigen wenigen Aufsätzen hat man den Eindruck, daß es sich um „Abfall“ handelt, der von den Verfassern an anderer Stelle nicht unterzubringen war. Man kann nur wünschen, daß die Herausgeber bei der Auswahl der Beiträge den Gesichtspunkt der Qualität noch stärker als bisher berücksichtigen und auf Primärquellen beruhende Arbeiten in größerem Umfange aufnehmen können. Der Band ist gut ausgestattet und sauber gedruckt.

K. Raddatz

Historischer Atlas von Mecklenburg. Herausgegeben von Franz Engel. Sonderreihe: Schmettausche Karte von Mecklenburg-Strelitz (um 1780)¹⁾

Gezeichnet durch C. F. Wiebeking auf Grund der Flurkarten der mecklbg. Direktorialvermessung von 1765/80. Als Kupferstich herausgegeben 1780/82 durch F. W. C. Graf von Schmettau. Originalmaßstab 1:34 500. Neu herausgegeben im Maßstab 1:50 000 durch Franz Engel. 8 Blätter, 1963, Format 41 × 64 cm. Je Blatt 4 DM; alle 8 Blätter in Mappe 28,— DM. Böhlaus Verlag Köln Graz.

Von den ganz Mecklenburg umfassenden Karten ist die des Grafen von Schmettau die erste, welche auf genaue Vermessungen zurückgeht. Diese wurden — in Verbindung mit Bonitierungen — nach Abschluß des Landesgrundgesetzlichen Erbvergleichs von 1755 im Hinblick auf eine Neuregelung der Besteuerung der ritterschaftlichen Ländereien in den Jahren 1765/80 durchgeführt. Zum erstmalig legte man hierbei die Ergebnisse der Vermessung aller Güter der Ritterschaft Mecklenburgs systematisch in Karten fest. Was die Städte betrifft, so waren von einem guten Teil derselben bereits in den Jahren 1726 — 29 die Gemarkungen durch hannoversche Landmesser vermessen und kartiert worden. Von den Domanialdörfern existierten Karten aus dem 18. Jahrhundert.

Diese drei Kategorien von Karten wurden im Auftrage des Grafen von Schmettau²⁾ durch Wiebeking³⁾ und von Mitarbeitern⁴⁾ in einem weit kleineren Maßstab umgezeichnet, koloriert, feldmarksweise ausgeschnitten, aneinandergeliebt und in Sektionen zusammengefaßt. Um Lücken auszufüllen und um Unstimmigkeiten zu klären, mußte Wiebeking an Ort und Stelle Vermessungen vornehmen. — Die gesamte Landesaufnahme von Mecklenburg-Strelitz bzw. des Landes Stargard führte Schmettau „auf seine eigenen Kosten aus“, während die von Mecklenburg-Schwerin auf „Kosten des Landesherren ging“⁵⁾. — Die Original-Sektionen (Blätter) der Wiebekingschen Karte befanden sich, was die mecklenburg-schwerinschen Sektionen einschließlich des Fürsten-

Ratzeburg betrifft, früher im Mecklenburgischen Landeshauptarchiv zu Schwerin. Jetzt sind sie, infolge einer Auslagerung während des 2. Weltkrieges in ein westdeutsches Salzbergwerk, im Staatlichen Archivalager Göttingen deponiert. Die das Land Stargard betreffenden Sektionen wird Schmettau behalten haben, da er seine Arbeiten nicht im Auftrag des Strelitzer Herzogs durchführte. Jedenfalls deutet nichts darauf hin, daß sie je im Neustrelitzer Hauptarchiv vorhanden waren. — Schmettau ließ die das Land Stargard betreffenden Sektionen vor 1780, die Schweriner vor 1788, von Wiebeking umzeichnen und in Berlin in Kupfer stechen. Nach Ermittlungen des Mecklenburgischen Landeshauptarchivs erstreckte sich die Herausgabe aller Sektionen des Landes Stargard von 1780—84, die der Schweriner von 1788—93, die der beide Mecklenburg umfassenden Generalkarte erfolgte 1794.

Alle Originalkupferplatten wurden 1806 nach Paris — als Kriegsbeute — transportiert! Nach ihrer Entdeckung im Louvre durch den Legationsrat Oerthling⁴⁾ kaufte sie 1819/20 der Schweriner Großherzog auf seine Rechnung zurück⁵⁾. Die das Land Stargard umfassenden Platten wurden im Neustrelitzer Hauptarchiv bzw. im Museum untergebracht. Jetzt befinden sie sich, wie die Mecklenburg-Schwerin und das Fürstentum Ratzeburg (Teil von Sektion VIII: Gadebusch) betreffenden Kupferplatten, im Mecklenburgischen Landeshauptarchiv zu Schwerin, es fehlt nur Sektion I des Landes Stargard⁵⁾.

Gegenüber den älteren, in sehr viel kleineren Maßstäben angelegten mecklenburgischen Karten von Tilemann Stella (1525 — 89) und Johann Lauremberg (1590 bis 1658) besteht das Neue und Moderne der Schmettauschen Karte darin, daß sie die Grenzen der Ämter sowie der Gemarkungen der Städte und der Dörfer enthält und daß diese selbst nicht mehr mit schematischen Signaturen dargestellt sind, sondern nach ihrer wirklichen Anlage und Ausdehnung. Selbst einzelne Gehöfte, die Kirchen, Wassermühlen, Windmühlen, Schneidemühlen, Papiermühlen, Walkmühlen, Krapp- und Lohmühlen, Glashütten, Kalköfen, Teeröfen und Ziegeleien sind gekennzeichnet. Dasselbe ist der Fall bei den Flüssen, Bächen, Gräben, Seen, Teichen, bei den verschiedenen Arten der Wege, der Bodenverhältnisse (Ackerland, Sand, Wiesen und Brüche, beide mit oder ohne Baumwuchs, Wald) sowie bei den Bergen und Höhen. Außerdem sind auf der Schmettauschen (Wiebekingschen) Karte zahlreiche, in archäologischer, siedlungs- und kulturgeschichtlicher Hinsicht bemerkenswerte Flurnamen verzeichnet. An Hand der 8 Sektionen der Schmettauschen Karte des Landes Stargard mögen genannt werden: Hünengrab, Hünenbruch; Burg Wall (Borg Wall), Burg Wald, Die Burg, Ravens Burg, Schloß Berg; Wendische Wische; Alte Dorf Stelle, Auf der Dorf Stelle, Dorf Stellen Bruch, Wüste Dorf Stelle, Neu Dorf Stelle, Wüste Feldmark, Wüsteney (darin die: Rothe Kirche), Wüste Mühle, Alte Kirchhoff, Hohe Karckhoff; Der Mannhagen, Eiser Pfort, Alte Lauff Gräben, Alter Wall (mittelalterliche Landwehren); Zahm Ort, Wildhoff (ehem. Tiergärten); Wolffs Berge, Wolffs Bruch, Wolffs Kühlen (Vorrichtungen für den Fang von Wölfen); Teufels Bruch, Teufels Brück, Blocks Berg, Höllen Berg, Die Hölle, Venus Berg; Klüschenberg; Weinberg. Auch haben sich die Namen von untergegangenen Dörfern in den Bezeichnungen von Seen, Bergen, Wäldern usw. erhalten, wie: Gr., Kl. Zerrahn See, Zerrahnsche Berge, Gr., Kl., Gliencke [See], Stribow See, Auf dem Stribow, Im Zechow, Die Feld Marck Pomel genand, Pomel [See], Krusdorfer Bruch und Kirchhoff, Die Feldmarke Kleino, Gr., Kl., Gadow [See] usw. Schließlich kann man an Hand der Schmettauschen Karte im Vergleich mit den jetzigen Karten feststellen, in welchem Umfang das Land Stargard um 1765/80 bewaldet war und wie Seen im Verlauf von 200 Jahren verlandeten.

So bietet die Schmettausche Karte des Landes Stargard für jeden Heimatforscher und -freund eine Quelle vielseitiger Erkenntnisse. Man kann daher dem rührigen Direktor des Bückeburger Staatsarchivs Dr. Franz Engel, einem geborenen Schweriner, und dem Böhlau Verlag für ihre Bemühungen, diese einzigartige und wertvolle Karte in einer vorzüglichen Reproduktion weiten Kreisen zugänglich gemacht zu haben, nur dankbar sein.

Bemerkt sei, daß die Hauptreihe des Historischen Atlas von Mecklenburg folgende, gleichfalls von Franz Engel herausgegebene Publikationen umfaßt:

- Karte 1: Grundkarte des 18. Jahrhunderts (1:350 000), 1960, 6,— DM,
- Karte 2 u. 3: Ämterkarte und Besitzstandkarte von 1797 (1:350 000), mit Erläuterungsheft, 1960, 18,— DM,
- Karte 4: Karte der historischen Dorfformen (1:350 000), mit Erläuterungen, 1963, 8,— DM.

Die **Sonderreihe** enthält noch originalgetreue Abdrucke der Wiebekingschen Karte von Mecklenburg in 4 Farben (1:25 000), Format 66 × 94 cm. Von den 42 Blättern sind bisher erschienen 20; abgesehen von Blatt 14a: Ratzeburg, betreffen sie Mecklenburg-Schwerin; je Blatt 6,— DM.

Alle diese Veröffentlichungen sind gleichfalls erschienen bzw. erscheinen im Böhlau Verlag. Steinmann

1) Der Original-Titel lautet: „Carte chorographique et militaire du duché de Mecklenburg-Strehlitz en 9 sections 1780 . . .“. Die Skizze mit dem Überblick über die Sektionen enthält in Engels Ausgabe aber nur VIII, das **L a n d S t a r g a r d** betreffende Sektionen: I Neubrandenburg, II Friedland, III Kratzeburg, IV Stargard, V Woldegk, VI Wesenberg, VII Neustrelitz, VIII Blumenow. Diese Anomalie rührt daher, daß Engel die bei Schmettau selbständige kleine Sektion Wrechen seiner Sektion VII (Neustrelitz) ohne weiteres angefügt hat! — Übrigens ist bereits der von Schmettau gewählte Titel nicht korrekt, da die 9 Sektionen **n i c h t** das ganze Herzogtum umfassen, das aus dem Lande Stargard u n d dem Fürstentum Ratzeburg bestand!

2) Friedrich Wilhelm Carl Graf von Schmettau wurde am 12. 4. 1743 zu Berlin als Sohn eines Feldmarschalls geboren, trat 1756 in die preußische Armee ein, hochbegabter, persönlich tapferer, vielfach verwundeter, bedeutender Soldat. Er „stand in engern Beziehungen zum preußischen Königshaus“. — „Ein sehr freimütig geschriebenes Werk, . . . mit vielen Karten und Plänen“ . . . , in welchem er den Feldzug von 1778 in Böhmen behandelt hatte, zog ihm die Ungnade des Königs zu“. — 1778 entlassen, 1787 als Oberst von der Armee wieder eingestellt, 1790 wieder entlassen, lebte er in Berlin. „Ein bedeutendes Vermögen gab ihm die Unabhängigkeit, und er kaufte das Schloß zu Köpenick, welches er nach seinem Geschmack einrichtete (Th. Fontane: Wanderungen durch die Mark Brandenburg, Berlin 1862)“. — Im Jahre 1797 war er „als Generalmajor von der Armee dem Heere wieder näher getreten“. Aber es vergingen Jahre, bis ihm wieder eine besondere Verwendung übertragen wurde. Bei Ausbruch des Krieges von 1806 übernahm er den Befehl über eine Division und verstarb als Generalleutnant am 18. 10. 1806 an seinen schweren, in der Schlacht bei Auerstädt erlittenen Wunden. — Seit 1770 verfaßte bzw. gab er heraus Karten betr. Schlesien, Böhmen, thüringische Staaten, Mecklenburg, Pommern und Preußen, auch veröffentlichte er kriegswissenschaftliche Arbeiten. Allgemeine Deutsche Biographie, XXXI, 1890 (von Poten). S. 640/41. — Seine „Schmettausche Karte von Preußen . . . gehört wohl zu dem bedeutendsten, was bis 1806 auf kartographischem Gebiet geleistet worden war“: K. von Priesdorff: Soldatisches Führertum, II [1937], S. 463-67.

3) Dieser zweite „Vater“ der Schmettauschen Karte, der übrigens die wichtigste Arbeit geleistet hat, ist eine noch interessantere und vielseitigere Persönlichkeit als der Graf von Schmettau! — Carl Friedrich Wiebeking wurde am 25. 7. 1762 zu Wollin geboren. Die von ihm durchgeführten kartographischen, Mecklenburg betreffenden Arbeiten sind wahrscheinlich die ersten bemerkenswerten Leistungen dieses bedeutenden Wasser-, Hafen-, Brücken- und Straßenbaumeisters, Architekten, Kartographen, Geographen und Historikers, über dessen Jugend und Ausbildung wir bislang sehr wenig wissen. — Schmettau bezeichnet ihn im Jahre 1787 als Ingenieur, welcher von Jugend an in meinen Diensten gestanden hat“. Der Graf „besoldete ihn offenbar auch“ selbst⁵⁾. — Es ist nicht bekannt, wie er von Pommern bzw. Mecklenburg und Preußen an den Rhein kam. Dort wirkte er von 1788—90 als Wasserbaumeister in Düsseldorf. Darmstadt, wo er als Steuerrat insbesondere die Inspektion über die Rheinkorrektion erhielt, und Wien, wo er als K. K. Hofrat für Bauangelegenheiten sich betätigte, waren die

weiteren Stationen seines Wirkens, bis er 1805 nach München berufen wurde. Dort erhielt er als Geh. Finanzreferendar die Leitung des gesamten bayerischen Wasser-, Brücken- und Straßenbauwesens und wurde als Ritter von Wiebeking geadelt. Im Jahre 1818 trat er in den Ruhestand und starb am 28. 5. 1842 zu München als Königlich Bayerischer Wirklicher Geheimrat. — Von 1792 bis 1840 verfaßte er eine Anzahl von bedeutenden Veröffentlichungen betr. Wasser-, Hafen-, Straßen und Brückenbau, aber auch solche über die Baukunst und über Kunst- und Profangeschichte. Bedeutend sind auch seine weiteren von ihm ausgeführten oder geleiteten kartographischen Arbeiten: Aufnahmen der Küsten von Hinterpommern, Atlas des schiffbaren Rheinstroms und Karte von dessen Talweg, Karte von Sachsen-Weimar und des Netzedistriktes. Im Alter von 75 Jahren gab er sogar noch eine Karte der Pontinischen Stümpfe mit Vorschlägen zu ihrer Entwässerung heraus! Allgemeine Deutsche Biographie, LV, 1910 (Günther), S. 659/61.

4) Es liegt auf der Hand, daß Wiebeking seine sehr umfangreichen Arbeiten nicht ganz allein durchführen konnte. Schmettau nennt neben Wiebeking: Krüger. „Mit der Kopierung und Reduzierung der städtischen und Klosterkarten an Ort und Stelle wurde der Neustädter Stadtsekretär G. Schröder vom [Schweriner] Herzog beauftragt“, da die Stände von einer „Auslieferung“ nach Berlin nichts wissen wollten (Auskunft des Mecklbg. Landeshauptarchiv zu Schwerin).

5) Auskünfte des Mecklbg. Landeshauptarchivs zu Schwerin.

6) Er besorgte auch die 2. Auflage der Schmettauschen Karte im Jahre 1822 (S. Anm. 5).

Chronik des höheren Mädchenschulwesens in Schwerin (Meckl.), hrg. von Oberstudiendirektor i. R. Dr. Wilhelm Burmeister, z. T. unter Benützung eines Aufsatzes von Studienrätin i. R. Käthe Techel (ohne Ort und Jahr) 52 S.

Die Anfänge des höheren Mädchenschulwesens in Schwerin liegen im Dunkel, da die in Frage kommenden Schulen sich in privaten Händen befanden. — Die „Hensesche höhere Töchterschule wird im Jahre 1836 mit drei Klassen begründet. Ihr wird im Jahre 1866 ein Seminar angegliedert, in dem Lehrerinnen ausgebildet werden. Im Jahre 1910 gab es drei private höhere Mädchenschulen, benannt nach ihren Leiterinnen. Ostern 1911 wurden die Schulen zu einer städtischen höheren Mädchenschule mit Lehrerinnenseminar unter Leitung von Direktor Dr. Friedrich Spenker zusammengefaßt. Schon 1912 wurde unter Abänderung des Namens in „Städtisches Lyzeum und Oberlyzeum nebst Seminarübungsschule“ die staatliche Anerkennung verfügt. — W. Burmeister läßt nun die Weiterentwicklung bis zum Jahre 1950 in kurzen Zügen folgen und gibt dem Heft eine Reihe von Abbildungen des Schulgebäudes und einiger Lehrerpersönlichkeiten bei. — Es erscheint uns verdienstvoll, daß W. Burmeister trotz der geringen Unterlagen und Quellen den Versuch gewagt hat, das Vorhandene festzuhalten und zusammenzufassen. P.

Wanderungen im Bezirk Neubrandenburg, VGB F. A. Brockhaus Verlag, Leipzig 1963. Eine 124 Seiten umfassende Broschüre mit schönen Fotos und einer übersichtlichen Kartenbeilage, die bis Greifswald, Zehdenick und Teterow führt. Das Büchlein umfaßt das Müritzgebiet und Waren mit Klink, Plauer See, Neubrandenburg, Neustrelitz, die Feldberger Seen, Lychen, Templin, Teterow und Malchin und die Reuterstadt Stavenhagen, und bietet Einblicke in die Geschichte des Landes, die Landschaft und ihre Entstehung, die geologische Entwicklung und spricht auch von den Flüssen und den vielen schönen Seen und dem Klima.

Der Wagen 1964. Ein lübeckisches Jahrbuch, hrg. von Paul Brockhaus. — In einem Sonderdruck ist daraus erschieden: Friedrich Griese, Abgesang an Lübeck. Aus den Boom-Gedichten. —

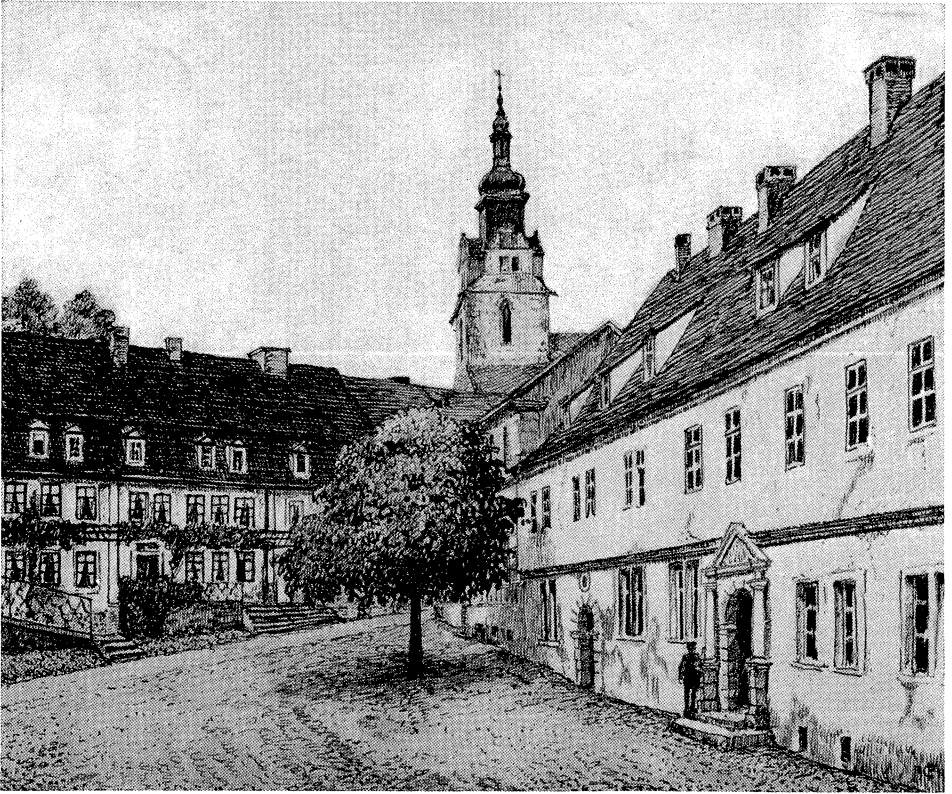
Das Mitteilungsblatt der Gesellschaft für humanistische Bildung Nr. 4, März 1964, Frankfurt a. M. bringt mit Zustimmung des „Carolinum“ die von Professor Dr. Wilhelm Luther auf dem 3. Carolinertreffen in Marburg gehaltene Festansprache. Das Heft, dessen Ausstattung in sehr feiner und zurückhaltender Weise gehalten ist, sei allen Freunden der humanistischen Bildung und vor allem auch Eltern empfohlen, die sich mit dem Gedanken einer richtigen Auswahl der Schulgattung



Mylau im Vogtland

Ansicht von Stadt und Schloß. Lithographie von C. W. Arldt. Aus „Saxonia“, Dresden 1839.

Aus: Gedenktage des mitteldeutschen Raumes. Ein deutsches Kalendarium für 1964.
Verlag Wolfgang Weidlich, Frankfurt am Main.



Rudolstadt: Das alte Gymnasium

Nach einer Zeichnung.

Gegründet 1664, trug den Namen „Carolinum“. 100 Jahre später unbenannt in „Gymnasium Illustre Fridericianum“.

Aus: Gedenktage des mitteldeutschen Raumes. Ein deutsches Kalendarium für 1964.
Verlag Wolfgang Weidlich, Frankfurt am Main.

befassen müssen. Wenn wir heute auch in den meisten Gymnasien nicht Griechisch lehren können, so erscheint uns doch die lateinische Sprache als unbedingtes Erfordernis für jede höhere Bildung und vor allem für das Studium. Denn sie ist nicht nur die Grundlage aller logischen, disziplinierten Schulung, sondern gibt auch die Möglichkeit, jede andere europäische Sprache mit einer bestimmten Leichtigkeit und größerem Einfühlungsvermögen zu erlernen. Jede höhere Schule sollte daher mit Latein beginnen. P.

— — — — —

In der Bemerkung zur Buchbesprechung auf Seite 67/68 von Nr. 37 (Sonderheft 1963) erwähnten wir das Beispiel des Grafen Sponeck mit Einzelheiten, wie sie dem Herausgeber vor 20 Jahren geschildert worden waren. Dazu erhielten wir den Hinweis, daß der Sachverhalt in verschiedenen Punkten anders gewesen sei, daß Graf Sponeck eigenmächtig gehandelt oder einen gegebenen Befehl nicht ausgeführt habe, daß ihm aber nicht der Vorwurf der Gehorsamsverweigerung gemacht werden könne. Wir geben der gewünschten Berichtigung Raum. In der Hauptsache, dem beispielhaften Verhalten des Grafen Sponeck, ändert sich damit nichts. Die Schr.

Neudrusedom

Erinnerungen von Niklas Nothnagel *

3. Folge

Typisches und Originales

Bekanntlich bestehen gewisse Unterschiede in der Klassifizierung bemerkenswerter menschlicher Gestalten, welche zu verwischen die alltägliche Ausdrucksweise leicht geneigt ist. Man spricht häufig von „Typen“ und „Originalen“, ohne sich eingehendere Gedanken darüber zu machen, welche der Menschen, die uns begegnen und eine vom Üblichen abweichende Aufführung an den Tag legen, den einen oder den anderen zuzuordnen wären.

Nun würde es wohl zu weit führen, sich hier über diese Zusammenhänge allzu ausführlich zu verbreiten. Doch auf die Gefahr hin, daß seine Auffassung nicht in allen Teilen den üblichen Vorstellungen entsprechen sollte, deucht dem Verfasser, daß es wohl der Typen viele gibt, soweit es eine Absonderheit des Äußeren betrifft, aber keineswegs jede Type notwendigerweise zugleich ein Original sein muß. Er möchte fast sagen, daß sogar vielen Originalen nicht einmal etwas Typisches anhaftet. Als er in der Vorrede seiner Erinnerungen von „irgendwie vom Normalen abweichenden Einwohnern — eben ihren Originalen“ sprach, war auch von den ihnen zugeschriebenen Aussprüchen die Rede. Ein solcher wurde, wie erinnerlich, als Motto, als „Leitmotiv“ sozusagen, gewählt: Ausspruch und Original gehören eben zusammen. Wobei der eine das andere in der Regel auf ein gewisses Niveau zu heben pflegt. Im Gegensatz hierzu lassen beispielsweise die Verbalinjurien einer alten Marktfrau letztere kaum über den Zustand einer Type hinauswachsen. „Type“ wäre demnach nur eine wesentlich das Äußere der betreffenden Person umfassende Bezeichnung und das „irgendwie vom Normalen abweichende“ des Originals ebenso wesentlich vor allem im Geistigen

begründet. N.N. muß allerdings einräumen, daß die Grenzen sich innerhalb fließender Übergänge befinden. Im nachfolgenden soll deshalb auch darauf verzichtet werden, Typen und Originale pedantisch in getrennten Reihen aufzuführen, denn es soll ja kein diesbezüglicher Katalog entstehen. Just wie sie N.N. in den Sinn kommen, werden die vergangenen Gestalten in buntem Wechsel vorüberziehen. Vom Komischen bis zum Tragischen wird der Bogen schwingen, und die Schwierigkeit des Bemühens, dabei eine gewisse Reihenfolge zu ersinnen, ist an der etwas lang geratenen Einführung ein wenig mit schuld.

Wie man allgemein eines sich bewegenden Gegenstandes eher gewahrt wird als eines stillstehenden, ist es mit der Erinnerung ähnlich: Gestalten, für welche eine bestimmte „Bewegungstätigkeit“ typisch war, fallen dem zurückschauenden inneren Auge eher auf als andere, deren Merkwürdigkeit durch andere Begleitumstände hervorgerufen wurde. Der Reigen soll deshalb mit einem Manne eröffnet werden, der meist dabei angetroffen wurde, wie er ein heute nicht mehr anzutreffendes Fahrzeug vor sich her schob. Es war ein mittels zweier hoher gummbereifter Räder rollender Handkarren, auf dem ein länglicher Korb ruhte, dessen Oberseite von einer Wachstuchdecke und einem Klappverdeck in der Art eines überdimensionalen Kinderwagens gebildet wurde. Dieses seltsame Gefährt diente ehemals als Krankentransportmittel und sein Steuerer war der Pfleger U., ein hagerer Mann mit blutunterlaufenen Augen in einem rötlich verfärbten Gesicht, mit permanent offenstehendem Mund, was er sich anscheinend im Laufe mühevoller Jahre des Schiebens oftmals gewichtiger Korbinhalte angewöhnt hatte. Seinen Kopf bedeckte eine Schirmmütze, dazu trug er, gleich anderen Angehörigen des Transportgewerbes, die typische blaue Schürze. Seinem wenig ansprechenden Äußeren entsprach auch sein grobes Wesen, möglicherweise war das eine durch das andere bedingt.

Außer seiner im Stadtbild sichtbaren Tätigkeit lag ihm die gleiche im Krankenhaus ob, wozu auch gehörte, gelegentlich allzu erfolgreich Operierte in ein im Keller befindliches Gelaß zu befördern. Die Fama wußte zu berichten, daß er dabei zuweilen reichlich rigoros vorzugehen pflegte. So sei einmal der Fall eingetreten, daß ein noch Lebender heftig gegen seine irrtümliche Verlegung zu den Abgeschiedenen protestierte, worauf ihm U. in seiner bekannt groben Art seine diesbezügliche Beurteilungsfähigkeit zu verstehen gab. Als man sich in späteren Jahren auch in Neudrusedom zur Beförderung der Kranken eines Ambulanzautos bediente und U. in das Pensionsalter vorgerückt war, sah man ihn trotzdem noch weiter seine öffentliche Tätigkeit ausüben. Sein Objekt war jetzt eine hochbetagte Standesperson, die sich von ihm auf einem Rollstuhl durch die Straßen fahren ließ. Beide wiesen als Schirmmützenträger eine gewisse Ähnlichkeit miteinander auf, nur daß vom Gesicht des beschobenen alten Herrn wegen der etwas weiten Mütze außer den mit weißen Bartstopfeln bedeckten Wangen kaum weiteres zu sehen war.

Zu den weiteren Erscheinungen mobiler Art im Straßenbild gehörte ein alter Fischhändler, den N.N. eigentlich nur mehr oder minder alkoholisiert im Gedächtnis hat. Der ständig inhalierte Schnaps schien bei ihm auch das Verständnis für die Zusammenhänge zwischen Jahreszeit und Art der angebotenen Ware reichlich getrübt zu haben. Denn im Sommer wie im Winter pries er mit grölender Stimme seine grünen Heringe und Maischollen an, torkelnden Schrittes sein kleines Handwägelchen mit den ein oder zwei Fischkästen darauf hinter sich herziehend.

Ein in gewisser Hinsicht angenehmes Exemplar der mobilen Typen war der alte L., allgemein als „Iting L.“ bekannt. Wegen eines lahmen Beines war er nicht so gut zu Fuß wie die anderen beiden, wenn er seinen ausgedienten Kinderwagen vor sich herschob, um mit seiner Hilfe in einigen „besseren“ Straßen für die Reinlichkeit zu sorgen. Räummaterial lag wegen des noch lebhaften Pferde- wagenverkehrs genug bereit. Er hielt, soweit sich der Verfasser entsinnt, mit allen Leuten ein gutes Einvernehmen und es muß auch ein auswärtiger Besucher gewesen sein, der ihn nicht kannte und sich unfreundlich über den Staub aus- ließ, den Iting bei seiner Arbeit machte, so daß es diesem eigentlich nicht zu verdenken war, wenn er den anderen drastisch aufforderte, auf natürliche Weise für die staubbindende Feuchtigkeit zu sorgen. Mit seiner fakultativen Straßen- fegertätigkeit verbrachte er aber nur etwa die Hälfte der ihm zur Verfügung stehenden Zeit. Für die andere ließ er Wagen, Besen und Schippe zu Haus. Dann pflegte er nämlich seinen zahlreichen Gönnern Besuche abzustatten und dabei an deren Haustüren einen kleinen Geldbetrag entgegenzunehmen, dessen Erhalt er stets höflich mit gezogenem Hut und der stereotypen Redewendung „Ick dank Se ook vâlmals“ quittierte.

Fast hätte N. N. noch Karl T. vergessen, dessen Wandel durch Neudrusedom's Straßen leider mit einer intensiven Nasenkränkung der anderen Passanten verbunden war. Denn T. ging selten allein aus, sondern war meist von einem kapitalen Ziegenbock begleitet. Dieses gewaltige Tier mit seinen langen geschwun- genen Hörnern strömte einen derart penetranten Geruch aus, daß sein Durch- zug bei windstillem Wetter noch eine Stunde später an der charakteristischen Duftwolke erkennbar war. Manchmal spürte man diesen Bocksgeruch aber auch, ohne daß das besagte Tier zu sehen war. Die Erklärung für diese Erschei- nung lieferte nach einigem Umherschauen Karl T. selbst, der als ein wenig auffallender Mann einmal ohne seinen Freund ausging. Es hieß von ihm, daß er mit dem Bock sogar die Behausung teilte und auf diese Weise dessen Witterung angenommen hatte. Die enge Vertrautheit gründete sich übrigens auf den Um- stand, daß T. mit der Zweckbestimmung des Ziegenbocks zu einem erheblichen Teil seinen Lebensunterhalt verdiente. Denn die sogenannte „Kuh des kleinen Mannes“ erfreute sich unter den beschränkter lebenden Einwohnern Neudruse- dom's einer erheblichen Beliebtheit.

Jahrgangsbedingt wie gesagt, hatte N. N. nicht mehr das Vergnügen, noch mit Bewußtsein die monarchische Zeit mitzuerleben, sondern er ist im wesentlichen ein Kind der ersten Republik gewesen und nahm als solches an deren Mani- festation in dem das Großherzogtum ablösenden Freistaat teil. Als kleinstes der- artiges Gebilde im Reichsverband muß dieser wohl des öfteren zur Erheiterung der Größeren beigetragen haben. So entsinnt sich der Verfasser noch eines in einer bekannten westdeutschen Illustrierten erschienenen zweiseitigen Bildberichtes, der sich eingehend mit der Machtstellung des Neudrusedomer Staates auseinander- setzte. Außer den üblichen Angaben über Bevölkerungszahl und Bodenfläche wurden Abbildungen der als Streitmacht fungierenden Polizeimannschaft gezeigt (einschließlich eines gottlob nie ernstlich verwendeten, aber trotzdem berühmt gewordenen Panzerautos), ferner der Elitetruppe der hauptstädtischen Ordnungs- hüter, von deren umfänglicher Stattlichkeit ein imposantes Gruppenbild zeugte. Als Clou prangte in dem Bericht ein halbseitiges Bild des Staatsministers, in ein offensichtlich hochwertiges Telefongespräch vertieft. Wen wundert es, daß diese Ausgabe der Illustrierten in Neudrusedom im Nu völlig vergriffen war,

Entrüstung bei den Betroffenen, eine fast homerische Heiterkeit dagegen bei der überwiegenden Zahl der anderen hervorruhend. Es sickerte durch, daß der Urheber dieser denkwürdigen Dokumentation zu allem Überfluß noch ein Neudrusedomer Kind war, das den Beruf eines Pressefotografen ergriffen hatte.

Nach dieser Abschweifung möchte er aber wieder auf das rein Gestaltliche zurückkommen und die nette kleine Geschichte erzählen, die seinerzeit von dem pensionierten Rat O. in Umlauf war. „Hansi“ – wie man ihn im näheren Bekanntenkreise nannte – kam einst als junger Assessor nach Neudrusedom. Als dazumaligem Junggesellen blieb ihm mangels anderer Interessen nichts weiter übrig, als sich außerdienstlich einem flotten Leben hinzugeben. Leider überschritten sich dabei Lebensstil und Amtsstuben derart, daß er des öfteren noch zu Bett lag, wenn letztere schon längst begonnen hatten. Deshalb ward eines Vormittags, als dieses wieder einmal der Fall war, ein Gerichtsdiener zu ihm geschickt, um entweder den Assessor oder wenigstens bestimmte, diesem zur Bearbeitung übergebene Akten abzuholen. Hansi bewahrte solche für gewöhnlich, um die Wohnlichkeit seines Domizils nicht zu beeinträchtigen, unter seinem Bett auf, wofür er schon öfter den Vorwurf der Unordentlichkeit einzustecken hatte. Als der Beamte nun erschien und feststellen mußte, daß nicht damit zu rechnen war, den jungen Herrn in absehbarer Zeit zum Verlassen seines Lagers zu bewegen, bat er diesen, ihm zumindest den betreffenden Aktenvorgang auszuhandigen. Der noch immer etwas benebelte Hausherr ergriff, ohne seine liegende Position wesentlich zu verändern, einen Spazierstock und zog mit dessen Krücke aufs Geratewohl ein Aktenbündel unter dem Bett hervor. Der Zufall wollte es, daß er gleich mit dem ersten Griff das Gewünschte zutage brachte, worauf er in den fröhlich-erstaunten Ruf ausbrach: „Scheinbar die größte Unordnung, in Wirklichkeit die höchste Ordnung!“

Während früher bereits das Schloß als hervorstechendstes hauptstädtisches Attribut erwähnt würde, müßte nunmehr auch eines weiteren Gebäudes und damit einer Institution gedacht werden, die auf kulturellem Gebiet Neudrusedom als Residenz legitimierte: das Theater. Da dieses seinerzeit bei den Aus- und Umbauten des benachbarten Schlosses nicht berücksichtigt worden war, möglicherweise da ihm bei der Zurschaustellung der fürstlichen Macht nur eine zweit-rangige Bedeutung zugebilligt wurde, war das Hoftheater bis in die zwanziger Jahre hinein gezwungen, immer noch in einer ursprünglichen Reitbahn zu spielen. Natürlich war die ehemalige Bestimmung des Gebäudes nur an seiner äußeren Gestalt und einer gewissen räumlichen Beschränktheit im Innern zu erkennen. Im übrigen war es ein „Musentempel“, der auf eine lange und bedeutende künstlerische Tradition zurückblicken konnte. Es war ein ebenso reizendes wie intimes Theaterchen, wie seine vielen Freunde es trotz seiner immer spürbarer werdenden technischen Mängel nannten.

N. N. entsinnt sich noch besonders lebhaft der hübschen weihnachtlichen Märchenvorstellungen in seiner Jugendzeit. Es herrschte überhaupt im alten Theater ein besonderes, schon für ein Kind fühlbares Fluidum, welches das später an seiner Statt errichtete größere Haus eigentlich nie besaß. Die ganz in Weiß gehaltene Innenausstattung, der mattblaue Plüsch auf den Parkettsesseln, die mit demselben Stoff überzogene Orchesterbrüstung, auf der Rangmitte die geräumige „Hofloge“, darüber das großherzogliche Wappen, unter dem zu sitzen nachmals auch

bürgerliche Prominenz nicht verschmähte, dann, wie in den großen Häusern die Seiten- und Proszeniumslogen, vier an der Zahl, und schließlich unter der Decke, der „Olymp“ genannte zweite Rang.

Die räumliche Enge hatte notgedrungen ebenfalls einen Einfluß auf die Zusammensetzung des Orchesters, welches dabei auf einen erheblichen Teil seiner Streicher verzichten mußte, wofür aber alle übrigen Instrumentalgruppen voll besetzt waren. Natürlich konnte der Verfasser das als Junge noch nicht beurteilen, ihm klang jede Musik schön, besonders der martialische Klang der Blechbläser, die rechts vom Dirigentenpult zusammen mit den Bässen und dem Schlagzeug ihre Position hatten. Weswegen die Musikfreunde stets danach trachteten, möglichst auf der linken Parkettseite Plätze zu bekommen, speziell bei Wagner-Opern. Denn gegen die Hörner und Holzbläser links konnten sich die schwachen Geigen, Bratschen und Celli noch einigermaßen klanglich durchsetzen. Wenn sich am Abend einer Aufführung allmählich das Haus füllte und in demselben Verhältnis auch die Musiker in ihr dem Publikum verborgenes Reich eindringen, das näselnde A der Oboe aufklang und die Streicher ihre Instrumente stimmten, dazwischen einige gedämpfte Hornstöße und durcheinanderlaufende Passagen von Fagott, Flöte und Klarinette, das matt schnarrende Anblasen einer Posaune und als Grundmelodie unregelmäßige leise Paukenschläge — alles das ist eine dem Theaterbesucher zu vertraute und liebgewordene tönende Atmosphäre, als daß noch viel darüber zu reden oder davon zu schwärmen wäre.

Beim Besuch der wenigen Schauspiele als Knabe hat N. N. es immer sehr bedauert, daß dabei der Orchesterraum abgedeckt und stumm blieb. Bei seinem Interesse für die Instrumentalmusik war es wohl verständlich, daß ihm die Orchestermusiker geläufiger waren als die Sänger oder etwa die Schauspieler des Theaters. Er sieht sie im Geiste noch hinter den schwach leuchtenden Notenpultlampen sitzen: den Klarinetten M., den Hornisten H., den Flötisten D., die beiden Cellisten D. und B. und den Fagottbläser S. Auf diesen letzteren konnte er meist nur von oben herabblicken, weil dieser direkt unter ihm saß, wenn er sich abends über die Orchesterbrüstung beugte. Zwischen den Lippen pflegte S. stets das sorgsam angeleckte Mundstück zu halten und seine gepflegte Bartracht „à la Henri quatre“ schien dem jugendlichen N. N. förmlich zum Klangcharakter seines Instrumentes zu gehören. — Der Stamm der Musiker setzte sich übrigens aus Mitgliedern des früheren großherzoglichen Militärmusikkorps zusammen und war daher in Neudrusedom allgemein volkstümlich. Der Flötist D. beispielsweise, „Fluten-D.“ genannt, gehörte zu den stadtbekanntesten Erscheinungen. Aber mit dem Theaterensemble stand es in dieser Hinsicht nicht viel anders. Auch sie waren zu einem guten Teil schon lange am hiesigen Theater und gehörten schon zu den eingesessenen Bürgern. Nur wenige sind N. N. noch in Erinnerung: der vielseitige Tenor Hermann J., welcher sogar als Intendant wirkte, der wienerisch-charmante Regisseur Hugo R., und der ausgezeichnete Bassist Carl F., dessen Verkörperung des van Bett in „Zar und Zimmermann“ ihm noch heute beispielhaft dünkt. Besonders Beifall hatte letzterer einmal unter seinem jugendlichen Publikum in einem Weihnachtsspiel. Er stellte einen dicken Bäcker oder dergleichen dar und sang bei jedem Auftritt ein Lied: „Meine Nase dient mir als Laterne, lüli-hahaha, lüli-hahaha . . .“, wozu er in seinem künstlich vergrößertem Riechorgan ein kleines elektrisches Birnchen aufleuchten ließ.

Als Künstler wußten die Leute vom Theater, ungeachtet ihrer durchaus bürgerlichen Lebensführung, dennoch zuweilen dem Dasein Momente erhöhter Stim-

mung abzugewinnen, was ihnen leider nicht immer gegönnt wurde. Es ging die Geschichte von einer fröhlichen Geselligkeit unter ihnen, bei welcher Gelegenheit erheblich über das übliche Maß dem edlen Sekt zugesprochen worden war. Eine ehemalige großherzogliche Hofdame fühlte sich darauf zu der weithin kolportierten Bemerkung veranlaßt: „Nein, diese kleinen Leute – alles jagen sie durch die Gurgel!“ –.

In einem der ersten zwanziger Jahre brannte das Theater in einer Winternacht völlig nieder, was ein schwerer Schlag für die unmittelbar Betroffenen, aber auch für das ganze künstlerische Leben Neudrusedom war. Mehrere Jahre sollten vergehen, ehe wieder an einen Aufbau gedacht werden konnte. Ein „Landestheater“ entstand dann auch nach weiterer Zeit wieder, etwa an der gleichen Stelle, größer, moderner und äußerlich schöner. Wieder belebten Sänger und Schauspieler die Stadt (und die Klatschkolumnen der Stammtische und Kaffeekränzchen), manche schöne Aufführungen und hervorragende künstlerische Leistungen wurden geboten – doch mit dem alten Haus hatte auch eine Tradition aufgehört.

Aber nicht nur die hohe Kunst fand in Neudrusedom eine Bleibe, auch die „Volkskunst“ (wenn man so will) wurde gepflegt. Einer ihrer stärksten Exponenten war das Blasorchester des rührigen Herrn G., der sich sogar „städtischer Musikdirektor“ nannte, ob aus eigener Initiative oder durch behördliche Ernennung, kann N. N. nicht mehr sagen. Zwar gab es neben ihm eine weitere Blasmusik in Neudrusedom, an dessen nur drei Stücke umfassendem Repertoire sich im Sommer zweimal wöchentlich abends die ganze Stadt erfreute: die Turnerkapelle der „Bürgerschule“ – welchen ungleich respektableren Titel die örtliche Volksschule führte. Zum Teil rekrutierte sich aus diesem Knabenmusikcorps sogar Herrn G.s Orchesternachwuchs. Das hatte zur Folge, daß seine Kapelle bei ihren vielfältigen öffentlichen Aufgaben auch nur zum Teil mit ausgewachsenen Musikanten erschien. Eine Eigentümlichkeit von Herrn G.s Musikunternehmen bestand ferner darin, für jede besondere Gelegenheit passend kostümiert zu sein. Seine beiden großen Aufgabenbereiche waren die Begräbnisse von Prominenten und die Schützenfeste Neudrusedom und seiner Nachbarstadt.

Für gewöhnlich traten G.s Mannen in blauen Anzügen und Schirmmützen an. Militante Musikaufträge wurden in einer feldgrauen Phantasieuniform erledigt. Es wimmelte bekanntlich damals von Verbänden, die marschierenderweise ihre Überzeugung zu dokumentieren liebten und dieser durch voneinander abweichende Uniformen nebst Abzeichen und Fahnen Ausdruck gaben. Zu den Schützenfesten erschien G. ebenfalls in obiger Adjustierung. Als nachmals das Kriegervereinwesen zentralisiert wurde, war auch G. als offizielles „Bundemusikkorps“ mit neuer Uniformierung auf dem Plan. Den Gipfel seiner Karriere hatte er vollends als Leiter des Musikzuges der Staatsjugend erklommen. Die obligatorischen kurzen Hosen blieben ihm und seinen Leuten zwar erspart, allein er selbst wirkte mit seinem schwarzen Knebelbart in der jugendlichen Tracht noch erheiternd genug. Man fragte sich damals mit Recht in Neudrusedom, welche Räumlichkeiten seines Hauses wohl den größeren Umfang hatten, das Instrumenten- und Notenlager oder die Kleiderkammer. Am meisten beeindruckte G., wenn unter seiner musikalischen Leitung ein alter Krieger den himmlischen Heerscharen beigesellt wurde – Anzug dunkelblau mit gleicher Mütze. Dazu das Leichengefolge in schwarzem Bratenrock plus Zylinder. Hinter der Vereinsfahne marschierten in der Regel acht Herren in der gleichen Aufmachung mit geschul-

tertem Gewehr, je drei Schuß Platzpatronen enthaltend zur ehrenden Avisierung ihres verblichenen Kameraden droben. Das herzerreißende Tremolieren der Trompeten beim Chopin'schen Trauermarsch auf dem gemessenen Hingange zum Friedhof war ebenso gekonnt und überzeugend wie ihr fröhliches Geschmetter der „Alten Kameraden“ auf dem schnellfüßigen Heimange zum Vereinslokal. Sein jährlicher Großeinsatz und so recht ein Saisonhöhepunkt in musikalischer wie organisatorischer Hinsicht war das sommerliche Schützenfest in Neudrusedom. Es gab drei Schützenzusammenschlüsse, unterschiedlich in Entstehungsgeschichte, Ansichten über den Zweck des Schützenwesens und den entsprechend verschiedenen Kostümierungen. Da gab es die „Schützenkompanie“, eine noch von den Großherzögen gegründete Truppe, überwiegend aus gesetzten Männern bestehend in altfränkischen dunkelgrünen Uniformen, Zweimaster mit Federbusch auf dem Kopf und mit betagten Gewehren, Hirschfängern und Säbeln bewaffnet. Sie vertraten gewissermaßen das Prinzip der militärischen Tradition. Die nächste Gruppe war das „Jägerkorps“, in grauem Habit und Försterhüten, welches das Sportschützentum verkörperte. Die dritte Gruppe, den anderen beiden gegenüber etwas zahlenschwächer, waren die „Blauschärpen“. Sie verzichteten völlig auf militärische und jagdliche Embleme und erschienen alle ganz schlicht in Frack und Zylinder, als einziges Zugeständnis eine blaue Schärpe in der Art eines Ordensbandes über der rechten Schulter unter dem Frack tragend. Sie unternahmen es, die Prinzipien der anderen Vereinigungen durch die gesellschaftlichen und bürgerlichen Ideale zu ergänzen. Das gelang ihnen in der Tat auch jedes Mal, in erster Linie durch Bereitstellung immenser Mengen von Bier und Schnaps für sich und die anderen durstigen Schützenbrüder, die sich aber auch nicht lumpen ließen. Überhaupt gingen während dieser Tage Gambrinus und Diana eine ebenso harmonische wie feuchtfröhliche Ehe ein (mit Mars ein wenig als Hausfreund), da es galt, einen neuen und zwar gemeinsamen Schützenkönig zu küren. Es begann eigentlich schon am Vorabend des Festes mit einem inoffiziellen Umtrunk, sinnigerweise „Königschußheiligabend“ genannt. Am nächsten Morgen um 5 Uhr fingen die Böller zu krachen an, woran sich wenig später die musikalische Weckaktion der gesamten Kapelle G. (einschließlich aller „Reservisten“ und Ersatzmänner) schloß. Dieser mußte für Neudrusedom's „tolle Tage“ seine Tonmacht dreiteilen, denn jede Abteilung beanspruchte ihre eigene Musik. Lediglich die Schützenkompanie steuerte vier truppeneigene Tamboure bei.

Wenn endlich alles aus den Federn war und ausgiebig trotz des leichten Katers gefrühstückt hatte, nahmen die Schützen in Doppellinie an zwei Seiten des geräumigen Marktplatzes Aufstellung, die Schützenkompanie, das Jägerkorps und die Blauschärpen, durch einen gebührlchen Zwischenraum voneinander getrennt, am rechten Flügel jeweils die Fahne und das detachierte Musikkorps. Dann begannen die einleitenden Paraden der einzelnen Gruppen untereinander. Dieses Vorbeidefilieren immer eines Korps vor den beiden anderen, mit durchdringenden Klängen der Kapellen, deren einzelne schon zu intonieren begannen, bevor die vorige zur Ruhe gekommen war, nahm geraume Zeit in Anspruch. Inzwischen erschien auch der vorjährige König im Schmuck seiner mit großen Silberschildern verzierten Kette nebst Gefolge, der nach Abschreiten aller Fronten

schließlich an der Treppe des Rathauses Aufstellung nahm. Nun erfolgte eine gemeinsame Parade vor ihm, wobei sich abermals die überspielenden Dissonanzen der Musik nicht ganz vermeiden ließen. Das tat aber der allgemeinen Festesfreude, der Schützen nicht nur, sondern auch der zahlreichen Zuschauer, keinen Abbruch. Gespielt wurde von allen Kapellen nur der eine, der „Schützenmarsch“ mit dem schönen Gesangsrefrain:

„Gefällt Dir meine grüne Tracht,
Du Mädchen mit rosigen Wangen?
Dein Auge sagts mir, das schelmisch lacht,
Dein Herz hat Feuer gefangen!“

Dann ging es hinaus zum Schützenplatz, wo die Schießstände, Bierzelte, Glücksbuden, Karussells und „Schaugeschäfte“ auf alle warteten. Die Zeit verging mit der Frequentierung aller dieser Zerstreuungen, die Schützen natürlich lagen meistens dem anstrengenden Scheibenschießen, Tafeln, Trinken und Tanzen im Saale des Schützenhauses ob. Doch war es auch Sitte, daß diese sich in lockeren Verbänden, meist unter Mitnahme einiger Musiker unter das sich amüsierende Nichtschützenvolk mischten, Karussell fuhren oder die Schaubuden besuchten. Indem er einmal in einer Wildwestschau auf dem „Mustang“ des Chef-Cowboys hutschwenkend einige Runden galoppierte, bewies bei dieser Gelegenheit ein Schützenbruder, daß er buchstäblich in mehreren Sätteln gerecht war. Am Abend des dritten Tages erfolgte dann der triumphale Einmarsch der Schützen, welche am Nachmittag bereits den neuen König gehörig gefeiert hatten. Außer den ebenfalls nicht mehr ganz taktfesten Musikbanden Herrn G.s wurden als weitere Unterstützung die braven Ehefrauen der Schützenbrüder aufgeboten und so ging es in bunter Reihe untergefaßt in einigermaßen gerade vorwärts strebender Marschordnung wieder der Stadt und dem Marktplatz zu. Nachdem sich die neue Majestät mit einer nur mehr geteilte Aufmerksamkeit findenden Rede verabschiedet hatte und man mit Mühe und Not die diversen Fahnen in das Rathaus in Sicherheit gebracht hatte, löste sich alles in einem trunkenen Gewoge auf, aus dem lallendes Singen, lautes Schimpfen empörter Frauen und Gelächter der Zuschauer herausklang. Aber man fand doch allgemein, daß es wiederum wunderschön gewesen war und freute sich schon auf das nächste Jahr.

An dieser Stelle, wo so viel von Uniformen und Trachten die Rede war, kommt N. N. noch eine weitere Figur in den Sinn, die ähnlich dem Musikdirektor G. zu den „Situations-Transvestiten“ gehörte. Herr R. war natürlich ein achtbarer Familienvater und vielleicht war es nur eine übertriebene Gewissenhaftigkeit, die ihn bewog, die Öffentlichkeit durch seine Kleidung von der momentan ausgeübten Tätigkeit zu unterrichten. Des Sonntags im schwarzen Gehrock sorgte er in der Stadtkirche alternierend für die Füllung von Klingelbeutel und Windlade, ersteres zugunsten der Gemeinde, letzteres um der Orgel die nötige Luft zukommen zu lassen. Veranstaltungen anderer Art wohnte er dagegen grau uniformiert mit Armbinde und Verbandtasche als Sanitäter bei. Den Ausgleich zu seinen ausnahmslos friedlichen Tätigkeiten bildete das Schützenfest, wo er, selbstverständlich in der Uniform der Schützenkompanie, die Salutartillerie bediente. Sogar die „Spätheim-

kehrer“ brauchten auf seinen vertrauten Anblick nicht zu verzichten, denn ihnen pflegte er als Nachtwächter zu begegnen. Bei welcher Gelegenheit er sich außer dem schwarzen Mantel und der Blendlaterne auch eines lebendigen Ausrüstungsstückes in Gestalt eines Hundes undefinierbarer Rasse bediente, der jedoch den gleichen treuherzigen Gesichtsausdruck wie sein Herr aufwies.

Mit der Schilderung der mannigfachen Verrichtungen des freundlichen Herrn R. möchte N. N. die dritte Folge seiner Reminiszenzen, wiewohl schweren Herzens, abschließen und seine geneigten Leser auf eine abermalige Fortsetzung vertrösten.

Dr. h. c. Moritz Jahn 80 Jahre

Am 27. März beging **M o r i t z J a h n** in Göttingen das Fest seines 80. Geburtstages, zu dem ihm auch das „Carolinum“ seine Glückwünsche sandte. Die niederdeutsche Welt vor allem gedenkt dieses Ehrentages in tiefer Dankbarkeit. Unbestritten gebührt Moritz Jahn der erste Platz unter den lebenden Dichtern, die niederdeutsche Menschen in ihren Werken darstellen und deren Stammesart zum Ausdruck bringen. In der folgenden Nummer des Carolinum werden wir den Dichter und sein Werk ausführlich würdigen. Wir möchten aber schon heute alle Interessenten hinweisen auf die in höchster Weise anzuerkennende Ausgabe der Gesammelten Werke von Moritz Jahn in 3 Bänden, die der rührige Verlag Sachse und Pohl in Göttingen besorgt hat. Als Probe bringen wir für heute zwei Gedichte:

„Die Atempause“

Unkepunz erklimm die Himmelsleiter;
In der Mitte konnt er nicht mehr weiter.
Denn in diesen Breiten rast das Ringen
Zwischen oberen und untern Dingen.
Grausend fühlt er oben an den Haaren,
Daß noch viel zu viel vorhanden waren,
Während gleiche Kräfte mit vertrackten
Krallen drunten seine Fersen packten.
Ach, nichts half sein Wehren, half sein Bitten!
Angstvoll zappelnd hing er in der Mitten
Monde, Jahre, bis das tolle Spiel,
Weil gewohnt, ihm nicht mehr so mißfiel.
Nur: zu klettern hat ihn ganz verdrossen;
Darum warf er sich denn kurz entschlossen
An besagtem Ort zum Sitz herum,
Und genoß den Spaß als Publikum.

(Aus „Unkepunz“)

„För Di

Dor sitt noch 'n Blööm in de Knupp,
de will noch bleihn,
Dor flüggt noch 'n Vögel,
de sien Nüstje boot,
Dor sitt noch Störm in de Lucht,
de laat man weihn —
Dor 's so völ Haap in de Welt —
wat denn för Nood!

(Ulenspeegel un Jan Dood)

Hans Franck †

Am 11. April 1964 ist der mecklenburgische Schriftsteller Hans Franck im 85. Lebensjahr in Frankenhorst bei Schwerin, wo er seit 42 Jahren lebte, gestorben. Hans Franck wurde vor allem durch seine Werke, den Goethe-Roman „Marianne“ und den Gottsucher-Roman „Sebastian“ und „Friedemann Bach“ bekannt. Seit Jahren stand das „Carolinum“ mit ihm in Verbindung, für das er in Nr. 33, 1961, die Skizze „Mein Leben“ schrieb. Zur Jahreswende übersandte er dem Herausgeber mit herzlich gehaltenen Worten das Gedicht, das wir in diesem Heft veröffentlichten, und das dazugehörige Bild von Johannes Lebeck.

Das Leben von Hans Franck war reich an Denken und Dichten (14 Romane, 19 Novellen, 15 Bühnenstücke, Gedichtsammlungen und Erzählungen), aber vor allem war es erfüllt von einer inneren Geborgenheit und Ruhe, die Hans Franck ganz bewußt als eine Gnade empfing und empfand. Von der Natur, von seinem Hof trennte er sich bis zum Tode nicht.

Die letzten Worte in der Skizze „Mein Leben“ lauten: „Es macht demütig zu wissen, daß in dem unübersehbar Vielfältigen immer das gleiche wiederkehrt. Das, was sich stolz Entscheidung nennt, nichts anderes ist als Sich-Auswirken von Kräften, bei denen man sich am reinsten und stärksten erweist, wenn man sie gewähren läßt. Aber es schenkt auch tiefes Geborgensein, wenn man erkennt, daß man Gesetzen unterworfen ist, welche die Lebensbahn vorbestimmen gleich jenen Gesetzen, nach welchen die Gestirne den Lauf nehmen. Als letztes bleibt der Glaube, von dem es in der Bibel heißt, daß er eine gewisse Zuversicht dessen ist, das man hoffet, und ein Nicht-Zweifeln an dem, das man nicht siehet.“

P.

Professor Elisabeth Lange, Schwerin, 80 Jahre.

Am 10. Februar 1884 wurde die Pianistin Elisabeth Lange in Börzow, Krs. Grevesmühlen als Tochter des dortigen Pastors geboren. Mit 16 Jahren ging die musikalisch hervorragend begabte Schülerin auf Kosten und Veranlassung der Großherzogin Marie zur Ausbildung nach Berlin und schließt dort nach einigen Jahren das Studium mit der „Konzertreife“ und dem Prädikat „Mit Auszeichnung“ ab. Nach mehreren Jahren künstlerischer Tätigkeit mit bekannten ersten Kräften wird sie zur „Hofpianistin“ ernannt. 1925 gründet sie das Konservatorium und Musikseminar in Schwerin, die beide später vom Staat übernommen werden. 1954 wird die verdiente Künstlerin vom jetzigen Staat durch die Verleihung des Professor-Titels geehrt. Sie spielt heute noch in Konzerten und gibt noch Unterricht. Ihr ganzes Leben war nur der Musik und einer aufopfernden Hilfsbereitschaft für ihre Schüler und Mitmenschen gewidmet.

Einer Schweriner Zeitung entnehmen wir folgende Zeilen über das Geburtstagskonzert der Künstlerin:

Zu ihrem 80. Geburtstag hatte Frau Professor Elisabeth Lange im Schweriner Kulturbund einen Kammermusikabend mit Klaviertrios von Beethoven veranstaltet; der große Saal war voll besetzt, eine selten gewordene Erscheinung bei einem Kammermusikabend.

Der Jubilarin wurde bei ihrem Eintritt vom stehenden Publikum durch lang anhaltenden Beifall zu ihrem Geburtstag gratuliert.

Aus der ersten Periode Beethovenschen Schaffens (etwa bis 1800) bot man das Klaviertrio op. 1 Nr. 1 Es-Dur, das bereits eine starke Aussage vertiefter Innerlichkeit aufweist. Das am Schluß gespielte Klaviertrio op. 97 B-Dur in einer Spieldauer von fast 50 Minuten zeigt dann den hochreifen Meister; es ist in seiner ganzen instrumentalen Struktur dramatisch angelegt und hat ein Andante cantabile von sinfonischer Wucht und schöner Beseeltheit. Ein entzückendes kleines einsätziges Trio in B-Dur stand dazwischen.

Eingestreut waren zwei Lieder, die volkstümlich gewordene „Adelaide“ und das sehr eindringlich vertonte Goethe-Gedicht „An die Hoffnung“, beide von Dietrich Musch mit schöner Tongebung gestaltet.

Stauenenswert, in welcher Frische und ohne Ermüdung Frau Professor Lange über zwei Stunden am Flügel mit Hingebung und Musikalität, selbstverständlich einwandfreier Technik und in schönem Zusammenspiel mit Maria von Maltzahn (Violine) und Franz Pink (Violoncello) musizierte.

Otto Engelhardt-Kyffhäuser 80 Jahre.

Der jetzt in Göttingen beheimatete Maler Otto Engelhardt-Kyffhäuser beging am 5. Januar 1964 seinen 80. Geburtstag. Wir haben in verschiedenen Heften des „Carolinum“ Bilder aus seinem Schaffen gebracht. Wir erinnern an das „Collegium Germanicum in Rom“ in Heft 25/26, S. 49, die „Märchenerzähler“ in Heft 30, S. 48/49 und ebendort das erschütternde Gemälde aus den Zeiten der Flucht aus dem Osten, „Der endlose Weg“, S. 41. — Engelhardt-Kyffhäuser ist geborener Thüringer. Seine Vorfahren, die seit Jahrhunderten in dem lieblichen Thüringen ansässig waren, standen mit dem Urgroßvater Goethes, der in Artern, dem Geburtsort des Künstlers, eine Hufschmiede besaß, in freundschaftlichem Verkehr. Nach vollendetem Studium besuchte Engelhardt wiederholt für längere Zeit Italien, vor allem Rom. Später führten ihn seine Aufträge mehrmals nach Ägypten, von wo er eine reiche Ausbeute an Gemälden, Zeichnungen und Motiven mitbrachte. In Kairo wurde im Jahre 1960 im Rahmen des Kulturabkommens mit der Arabischen Republik seine große Monotypien-Ausstellung mit ägyptischen und einigen deutschen Motiven vom ägyptischen Kulturminister und dem deutschen Botschafter eröffnet. Das Bild des Erfurter Domes und der Severikirche wurde vom Staat für das neue moderne Museum in Kairo erworben.

*

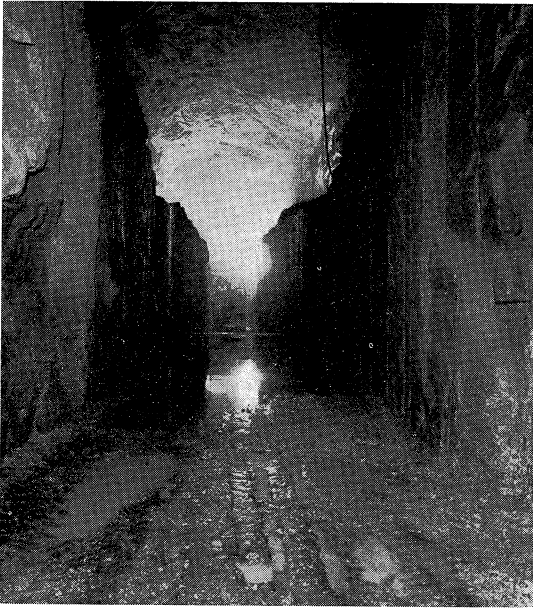
In der letzten Märzwoche ist der Dichter Friedrich Griesse von Lübeck übersiedelt in sein neuerbautes Heim in Bevensen, dem entzückenden Kurort in der Lüneburger Heide. Damit ist ein sehnlicher Wunsch Grieses erfüllt, seinen Lebensabend auf eigener Scholle zu verbringen und nicht in den Mauern einer Großstadt, die seinem Schaffen eher nachträglich als förderlich war. Er ist zurückgekehrt in die Nähe von Velgen in der Lüneburger Heide, das ihm nach dem letzten Krieg zur zweiten Heimat geworden war. Wir wünschen dem Dichter, daß es ihm dort gut gehen möge auf seine alten Tage.

*

Zum Gedenken des 150. Geburtstages von John Brinckman geben Dr. Walter Lehmecker und Helmuth de Voss im Herbst dieses Jahres eine Auswahl aus des Dichters Werken heraus. Den Hauptteil bestreitet der ungekürzte Abdruck von Brinckmans „Kasper Ohm un ick“, danach folgen „Dat Brüden geht üm“ (Voß un Swinegel) und eine Auslese aus den Gedichten des „Vagel Grip“. Eine Würdigung des Dichters, Einführungen in die betreffenden Werke und Worterklärungen vervollständigen den Band, der zum Preis von 9,80 DM durch jede Buchhandlung (Verlag Krüger & Nienstedt in Hamburg) zu beziehen ist.

Ein Brief aus dem hohen Norden Schwedens

Jokkmokk, den 17. März 1964



Nachdem wir einen ungewöhnlich milden Winter hatten, hat uns ein ebenso kalter März überrascht, mit nachts -25° und tags um 0° herum. Uns ist dieses umso angenehmer, als wir nun unsere Autobahn über die sich viele Meilen (schwedische Meilen) erstreckenden Seen zum Abtransport des im Winter gefällten Holzes ausnutzen können. Wir transportieren täglich über 20 000 Kubikfuß Nutzholz bis zur Industrie an der Ostküste, womit wir die Kosten der Fällerei in etwa abdecken können. Die 6400 Hektar Wald müssen ohnehin vor Hebung des Stauspiegels gerodet werden.

Heute früh haben wir den Umlaufstollen in Betrieb genommen, durch den nun der Blackfluß während der vier Jahre Bauzeit geleitet wird. Nach Säuberung des Flußbettes und Injizierung des Felsuntergrundes beginnen wir nach

Ende der Kälteperiode im Juni mit den Füllerarbeiten für den 100 m hohen Erddamm mit 5 Millionen m^3 Schüttvolumen. Der 5,5 km lange Ablaufstollen wird inzwischen von zwei Fronten vorgetrieben. Der Bohrwagen läuft auf Raupen, und die 22 Bohrmaschinen werden von sieben Mann bedient, Stundenlohn etwa 12 Kronen = 10,— DM. Die Tunnelwände und die Voreinschnitte zu den Tunnelleingängen haben wir „vorgesprengt“, die Engländer nennen das „presplitting“, d. h. wir bohren und „brechen“ den Fels auf, bevor wir mit dem eigentlichen Vortrieb beginnen. Das gibt dann saubere Flächen, wie Sie beiliegenden Fotos entnehmen können.

.... Aus einer Januar-Zeitung. Der Text heißt wörtlich übersetzt:

Städtischer Luxus in der Tundra

„Die lappländische Gebirgswelt bietet viele hübsche Blicke. Diese direkt vom Arbeitstisch zu genießen, ist hingegen nur wenigen vergönnt. Einer der Auserwählten ist der Platzchef beim Kraftwerksbau in Seitevare, Hans Hittenkofer. Von seinem Büro hat er freie Sicht über Sareks mächtiges Gebirgsmassiv. Die Kraftwerkstatt Seitevare ist in kurzer Zeit zu einer Miniaturstadt aufgewachsen mit 700 Einwohnern, die keine der gewohnten städtischen Bequemlichkeiten zu entbehren brauchen. Man entbehrt weder TV noch Breitwandfilm, und ein kleines Geschäftsviertel ist auch vorhanden.“

Hans Hittenkofer

Zu unseren Texten und Bildern

Regierungsbaurat Dipl.-Ing. E r i c h B r ü c k n e r, ein alter Neubrandenburger Abiturient, ist unsern Lesern kein Fremder mehr. Seine Arbeiten sind stets gut fundiert und exakt aufgebaut. Bei aller Objektivität hält er mit seiner persönlichen Ansicht nicht hinter dem Berg. Es ist uns eine große Freude, gerade in unserem Jubiläumsheft seine Arbeit über die Neubrandenburger Wehrbauten in den Mittelpunkt stellen zu können. Vgl. Carolinum Nr. 29, S. 77 und Nr. 32, S. 71. — Dr. U l r i c h B e r n e r früher Studienrat am Carolinum, arbeitet seit vielen Jahren wissenschaftlich über agrargeschichtliche Themen und Bienenrecht. Im vorliegenden Falle hat er den von ihm ins Herz geschlossenen mecklenburgischen und niederdeutschen Dichter John Brinckman erwählt und versucht, die literarische Eigenheit von Brinckman, besonders den Unterschied zu Reuter herauszuarbeiten. — Die Leistung von Staatsarchivrat Dr. P. S t e i n m a n n spricht für sich selbst und ist allen bekannt. — Als neuer Autor tritt E r n s t H a b e r l a n d auf, der als Fachmann die Entwicklung der mecklenburgischen Eisenbahnen einer Untersuchung unterzieht. — E r n a B l a a s, die preisgekrönte Salzburger Dichterin, läßt uns einen Blick in ihre zarte, feine Seele tun. — J o s e f S c h m i t z v a n V o r s t, Rom, stellte uns seinen Aufsatz über die Bibliotheka Hertziana mit Bildern zur Verfügung, der nicht nur für uns Deutsche von hohem kulturhistorischen Wert ist, sondern auch die verdienstvolle Tätigkeit des mecklenburgischen Gelehrten E r n s t S t e i n m a n n schildert. Der Artikel ist auch in der Frankfurter Zeitung vom 1. 6. 1963 erschienen. — H e r m a n n R ö s s l e r, Canada, erfreut uns wieder mit einer seiner interessanten kulturhistorischen Schilderungen. — L i s a H a e n i s c h, man kann von ihr wirklich sagen „die Unermüdlliche“, hat für uns in Kopenhagen eine wichtige Entdeckung gemacht und für ihre Darlegungen drei Bilder gestiftet. — Der Architekt Dipl.-Ing. R o d e r i c h S c h r ö d e r, Hannover, läßt uns auf unsern Wunsch einen Einblick in den modernen Kirchenbau tun, der sich nicht nur in der Gestalt des Gotteshauses gewandelt hat, sondern, wie wir erfahren, häufig Heime für die Alten und die Jugend umfaßt, ganz abgesehen vom Pastorenhaus und Räumen für Vorträge, Andachten und Konfirmanden. R. S c h r ö d e r, Abiturient des Gymnasiums Carolinum, hat in Zusammenarbeit mit einem Sozius mehrere Kirchen erbaut, die in Hannover ist sein alleiniges Werk. Erwähnt sei auch, daß er an dem Neubau der Mecklenburgischen Versicherungsgesellschaft in Hannover maßgeblich beteiligt war. Die Fotos, mit Ausnahme der Christuskirche, die wir dem Verlag „Kunst und Kirche“ verdanken, stammen von Roderich Schröder selbst. R. Schröder studierte an den Technischen Hochschulen in Stuttgart und danach in Charlottenburg bei Prof. Heinrich Tessenow, der Rostocker von Geburt war und in Neubrandenburg ein schönes altes Bürgerhaus in der Neutorstraße bewohnte.

Mitte Okt. 1964 finden die Olympischen Spiele in Tokio statt. Wer wird daher nicht mit hohem Interesse den Aufsatz „Begegnungen zwischen Olympia und Tokio“ von unserem alten Caroliner K. H. G. lesen? — „Der Wildpark, Serrahn und das Schweizerhaus“ des verstorbenen Konservators W a l t e r K a r b e führt uns in eine der schönsten Landschaften Mecklenburgs: Wir danken A. Wagner für die Redaktion des Manuskriptes und für die Möglichkeit der Herausgabe. — Unser Mitarbeiter K. A. P., ein Verwandter Heinrich Schliemanns, übersandte den Aufsatz über die Lieblingsschwester Schliemanns, Dorothea, genannt Dütz. — Das Bild von Hermann Hesse auf dem Totenbett mit dem Gedicht „Allein“ überließ uns Dipl.-Ing. H a n s - D i e t e r S c h ä f e r, der beides nach Übersendung des im „Carolinum“ Nr. 38, S. 85, erschienenen Aufsatzes „Warum ist der Fudschijama so schön?“, dem Andenken Hermann Hesses gewidmet, von der Witwe als Dank erhielt. — Von den sonstigen Bildern erwähnen wir Prof. H a b e r l a n d mit seinen Sekundanern auf dem Schulhofe des Realgymnasiums in Neustrelitz, das ihn noch in voller Frische zeigt. Ferner das Bild unseres lieben alten Hausmeisters K a r b e r g, das ihn beim Betreten der Oberprima des Rg. während des Unterrichtes wiedergibt. — Ganz besonderen Dank schulden wir dem Verlag Wolfgang Weidlich, der uns auf unsere Bitte sechs sehr schöne Bilder aus seinem deutschen Kalendarium für 1964 zur Verfügung gestellt hat.

Uns' plattdütsch Eck

Zwei Gedichte und ein kleines Stück Prosa von John Brinckman

Vagel Grip*)

Ol Rostock — min ol Vadderstadt!
Ick heww di gor to leew,
So leiw, förwor! — ick weit nich, wat
Ick üm di leet un geew.
Ick bün nu mennig Jor all furd,
'N bäten all verspakt,
Man Rostock, dat's sonn'n eigen Wurd,
Dat frisch mi wedder makt.

Ick deer min Tid mi orig üm,
Wo dat woll bäter wir;
Nah Ost un Westen keem ick rüm,
An dusend Mil un mir;
Nipp keek ick to, doch fünn ick ball
Dat slichter, as ick droemt:
Van vörrn dor wir dat muert all
Man achter wir dat kleemt.

Dat allerbest — dat allerbest,
Dat in dei Frömm' ick seeg,
En smuck lütt Fortüg is dat wäst,
Dat dor vör Anker leeg;
Noch lang höl dat kein hunnert Last,
Man wat mi denn so freugt —
Dat wir, dat van sin baewelst Mast
Dei Vagel Grip hett weigt.

Dat wir dei Bucht van Halifax,
All Schöp in'n Sünndagsstat;
Dor weigten hunnert Junionjacks**),
Dannbrogs un Hanseat,
Hollanssch un Fransche Trikolur,
Dei Yanki Stirn un Strip, —
Man kein so flott und kein so stur
As du, ol Vagel Grip!

*) Wappen von Rostock, der Vaterstadt Bs.

**) Englische Flagge.

Ick keek un stünn un stünn un keek
Un har un kreeg nich nog;
Dat wör mi üm dat Hart so week,
Un natt wör mi dat Og.
Mi dücht, as prait dei Vagel dor
Mi an in enßen furd:
— Kumm! — för dei Warnow sünd wi klor,
Kumm furst man mit an Burd!

Stür südlich du un nurdlich Kant,
Wohen dei Wind grar blößt, —
Peil du di jere Purt un Strand
Dei Ros' rund, Ost un West, —
Stäk du din Kabels ut all beir,
Din stiw Nikastel-Kär . . .
To Hus ist doch dei beste Reir,
Dei säkerst Ankerstär! — —

Ick heiß di an min Gaffel hier
Hüt up, ol Vagel Grip!
Mit di, ol irlich Flagg! dor stür
Min Bauk ick as son'n Schip.
Is't ok kein'n groten Urlogsmann,
Un ok man ring sin Fracht . . .
Ein süht sick doch dat Gaut ens an,
Finnt, wat ein söcht grar, sacht. —

Uns Köster

Dei ol Mann is uns Köster,
Dei Ol mit slowitt Hor;
In dei Gemein is wäst hei
Nu aewer söftig Johr.
Dei Bär'klock stött, dei Bär'klock stött,
Nu kümmt hei glik herut
Dor ut den Turm sin Klockenpurt;
Still mank dei Grawwstein geht hei furt,
Wo duknackt süht hei ut!

Dor an dei Mur dor ünne
Dor stahn twei smuck lütt Boem,
Twei stur teinjorig Linnen, —
Un mank er liggt 'n Stein.
Dor sett't dei ol Mann dal sick;
Dei Tid, dei nu vergahn,
Kümmt wedder denn; denn bringt dei Dod
In sin ol Hart sin bitter Not
Un in sin Og 'ne Tran.

Twei forsche Saehns har hatt hei,
Dei müßten mit in 't Feld,
Mit vörwärts as Soldaten
Nah Sleswig un den Belt;
Dei höl'n beir dunn brav sick
Un wören beir Schersant; —
Dat dröp so swer den Olen,
As all beir naast sei follen
Dor vör dei Düppelsch Schant.

Dei ol Mann is uns Köster,
Dei Ol mit slowitt Hor;
In dei Gemein ist wäst hei
Nu aewer sößtig Jor.
Hei beiert nah dei ol Wis' noch,
Singt nah dei ol Wis' vör;
Dei lütten Gören spälen di:
„Wo wohnt Fru Ros? Kort achter mi!“
Am leiwsten vör sin Dör.

Un naast denn späلت sei Gloribo
Un Klumpsack dei geht ründ, —
Denn kickt dei ol Mann ümmer to
Un haegt sick as son'n Kind.
Sin Hart vergett denn all sin Weih
Un is nich länger krank,
As spälten Willem noch un Hans
„Van Bom to Bom“ un „Kringelkranz“
Dor lustig mirren mank.

Höger up (Dei Güstrower Mark)

Willdeß füng sick dat an up den Mark tau rögen. Dor kemen dei Güstrowerschen Krutfrugens mit Wöttel un Bohnen, mit Rettig un Kohlrabi, mit Zellerie, Zipollen un Peiterzill; dor kemen dei Hollänners van Sukow, Bredentin un Gremelin mit Botter, Schapkes un Säutmelk; dor kemen dei Buren van Klues un Rukieten mit Roggen un Gasten un Arwten un Wicken, un er Frugens mit Eier un Speck, aflegt Häühner un junge Ahnten; dor keem dei Krakowsch Fischer mit Brassen un Bors, mit Häkt un Marenen; dor tröken all dei Kaekschen up mit er groten Markkörw un er grotes Mulwark; dor keem dei ein Börger ut dei ein Strat un dei anner Börger ut dei anner Strat un dei drürr ut dei drürr Strat, un noch weck ut noch weck Straten, all dei groten Nettbüdels ünner'n Arm; dor führten Holtwagens un Torfwagens un zwei Frachtwagens sick in dei Eng'strat fast, so dat Dräger un Stadtdeiner dor mank gahn mößten, so'n Marakel as dat wör, so'n Klappen mit dei Pietschen, so'n Hopphei un Hallo. Hir schöw sick dat un dor drängt sick dat, hir stünn dat in Hupen un dor stünn dat up'n Hümpel,

hir snackten weck un dor lachten weck, un noch weck fluchten un schüll'n aewer dei düre Tid, wo dat rut wol, un wo dat einmal warden söl, gahn güng dat nich länger, nu güll dei Botter all vier Schilling, dat söl einer mal bidenken, un viruntwintig Eier geew dat nu man mir för'n Groschen. Dor keem dei ganze Magistrat ein nah'nanner würdevollst antaugahn, irst dei Herr Börgermeister un nahst dei Herr Sindikus mit den Gerichtsdeiner un dei grot Kapsel achter sikk, un dunn dei ein Herr Senater un dorup dei anner un dunn noch ein un noch ein. Dei güngen all in dei grot Rathusdör rin, stegen nah dei grot Audienz rup, un dat let er all so gestreng, gewaltsam un vornäm, as hüng dat Heil van dei Ir un den Maan un noch 'n halwig Dutz Stirns van er af.

Ein humorvolles Erlebnis
unseres mecklenburgischen Dichters Heinrich Seidel (1842—1906)

(Leberecht Hühnchen)

In Nr. 37 S. 71 des „Carolinum“ berichtet der Oberpostsekretär Neumann, Neumünster, von seiner Begegnung mit dem Archäologen Heinrich Schliemann (in diesem Falle „Sliemann ut Athen“) am Postschalter in Waren. Die Geschichte ist so kurios, daß sie zur Wiedergabe eines gleichfalls alten Erlebnisses eines anderen Mecklenburgers reizt.

Da taucht in meiner Erinnerung folgende Geschichte auf, die der Dichter Heinrich Seidel einmal auf einer Fahrt von Hamburg nach Bergedorf erlebte. Dieser war befreundet mit meinem Vetter Paul Warncke, Chefredakteur am Kladderadatsch, dem er von seiner humorvollen Fahrt erzählte, und der die kleine Episode der Nachwelt überliefert hat.

Heinrich Seidel will an einem Sonntag von Hamburg nach Bergedorf fahren. Die Abfahrtszeit ist da, der Zugführer will eben das Signal zur Abfahrt geben, da wird die Tür aufgerissen, und eine Stimme ruft: „Kann ich hier woll noch 'n büschen bei Sie sitzen gehen?“

Heinrich Seidel nimmt sich der Komik des Augenblicks sofort an und erwidert: „Sie sehen ja, daß hier noch Platz ist. Sie können hier gern noch bei uns 'n büschen sitzen gehen.“

Der zugestiegene Fahrgast — ein kleiner Herr mit Spitzbart und Brille — muß sich lange verpusten. Dann aber sieht er Seidel voll Wut ins Gesicht und fährt ihn an: „Sie meinen woll, weil Sie so'n großen S n a u z b a r t haben, können Sie 'n ehrlichen Hamburger Bürger zum Narren halten, nöch? Ich will Sie mal sagen, was ich eigentlich von Sie denken tu: Ich halt Sie nämlich for einen Affe, for einen großen Affe, for einen ganz gewöhnlichen Affe.“

Heinrich Seidel schmunzelt in sich hinein. Dann sagt er zu dem aufgeregten Herrn: „Nu will ich Sie mal sagen, was ich eigentlich von Sie denken tu: Ich halt Sie nämlich for einen Zägenbuck, for einen großen Zägenbuck, for einen ganz gewöhnlichen Zägenbuck!“ — — — Bergedorf! Alles aussteigen!!!

Hermann Warncke, Neustrelitz

Incidit in Capobum, qui vult vitare Lehmentem

Manch' alter Rostocker Mediziner wird sich noch dieses Verses erinnern, wenn er an die Zeit denkt, da er vor der Jahrhundertwende als Inaktiver seinen Arbeitsstätten vor dem Kröpeliner Tor und dem „grünen Tor“ oder auf dem „Doberaner Berg“ zustrebte und, aus dem Innern der Stadt kommend, an der Brennerlei von Capobus oder der ihr gegenüberliegenden von Lehment vorbeikam. Heute besteht nur noch die Firma Lehment auf dem alten Grundstück an der Ecke der Kuhstraße. Das alte Giebelhaus ist nicht mehr, aber der Rostocker Doppelkümmel mit dem Biestower Bauernpaar auf dem Etikett ist noch sehr beliebt, auch als „schwarzer“ Exportartikel in den Weihnachtspaketen nach „drüben“. 1964 besteht die Firma Conrad Lehment 100 Jahre und wird von dem Urenkel des Gründers geleitet.

K. A. P.

Vermischte Beiträge

Faksimiles von Handschriften alter Lehrer des Carolinums
und des ehemaligen Primaners, jetzigen Prof. Dr. Hans Erich Stier aus dem Jahre 1921
(gestiftet von Dr. Friedrich Rosenthal)

Das ist der Weisheit letzter Schluss:
Nur der verdient sich Freiheit wie das Leben,
Der täglich sie erobern muss.

Ihr Sr. Durchwachen
Aequam memento sibi in arduis
servare mentem! (Hor. c. 2, 3)
Adolf Fahn

Der Glück über die Welt hinaus
ist der einzige, der die Welt
versteht.
Rudolf Meyner.

Hermann Koch

— Wenn der Mensch, der zur Repräsentation
 Zeit und Repräsentation gewonnen ist,
 der sofort das Wohl 'nicht brüht' ab
 erwartet und verdient,
 dann war fast auf dem Rücken befragt,
 der bildet die Welt für.
 Goethe, Jarm. in Jov. IX.

Dr. Arthur Fodorff

Das Menschen Herz fühlst
 ja man sagt nur, aber das Herz
 will nicht, das es fühlst.

Dr. Fodorff

Im Glück nicht zu leben und im Glück
 nicht zu sein,
 das Unmögliche mit Mühe tragen.

Dr. Hinrichs

Kein Ziel - die Aufgabe,
Kein Weg - die Klarheit,
Kein Mann - die Pflicht:
So fährst du sicher durch's Meer zum Licht.

Fr. Winkel.

„Sei furchtlos und beharrlich.“

E. Menckner.

„Für jeder seinen Glückes Pfad.“

Aburneister.

Der Mensch ist nicht eher glücklich,
als bis sein unbedingtes Streben sich
selbst seine Begrenzung bestimmt.

Goethe, Wilhelm Meister.

Spier

Hans Erich Spier.

Geboren

Studienrat i. R. Walter Heinrichs, Bad Doberan, wurde ein zweites Enkelkind geboren, der jetzige Stammhalter der Heinrichschen Familie. Von seinem Sohn Eckart, dem Schauspieler, Regisseur und Schriftsteller, haben wir früher schon berichtet. — Ein Sohn wurde dem jungen Lehrerehepaar Hartmut und Hildegard Welzel in Travemünde geboren. Hildegard Welzel ist die Tochter unseres Caroliners Peter Heitmann. — Dr. Margret Klatt geb. Kählke und Dr. Peter Klatt, Kelheim/Ts., Frankfurter Straße 199, zeigen die Geburt ihrer Tochter Jutta an. — Dr. Elisabeth Lessing geb. Kessler und Dr. Johannes Lessing, Düsseldorf, geben in Dankbarkeit die Geburt ihres sechsten Kindes (Ludger) bekannt. — Rechtsanwalt Peter Schweizer und Frau Gudrun geb. Knacke, Bodenwerder, Sahlfelderstraße 13, ist ein Töchterchen (Andrea, zweites Kind) geboren. — Wiebke P y h l geb. Ohle und Dr. habil, Theodor Pyl, Greifwald, teilen die Geburt einer gesunden, kräftigen Tochter (Agnete) mit.

Verlobt

Carola P r a e f c k e, Cand. Pharm., Tochter von Oberregierungsrat a. D. Dipl.-Ing Werner Praefcke und Frau Irmgard geb. Diedrichs, Aachen, mit Hans Peter Kühlwein, Gerichtsreferendar, Karlsruhe-Durlach.

Verheiratet

Leutnant der Luftwaffe Joachim P i e p und Elke Piep geb. Rentz, Göttingen, zeigen ihre Vermählung an.



Professor Haberland mit der Sekunda auf dem Schulhof des Realgymnasiums in Neustrelitz

stehend: unbek., Jonas, unbek., Ferchland, Köster, Wolgast, Maass
sitzend: unbek., Prof. Haberland, Szypnewski, Wrege

(gestiftet von Helene Busley geb. Böttcher)

Examina, Beförderungen pp.

Horst Müller-Praefcke, Landau/Pfalz, Sohn von Oberstudiendirektor Dr. Herbert Müller-Praefcke, bestand die 2. juristische Staatsprüfung (Assessorexamen). — Erika Heitmann bestand an der Domschule in Schleswig das Abitur. Sie wurde von der mündlichen Prüfung befreit und will in Marburg alte Philologie studieren. — Korvettenkapitän a. D. Hermann Brunswig, Argentinien, konnte am 22. 3. 1964 mit seiner Gattin das Fest der goldenen Hochzeit feiern. Wir gratulieren unserem treuen Mitarbeiter und seiner verehrten Gattin herzlich. — Günther Holst, Sohn des fallenen Rechtsanwalts Holst, Neustrelitz, wurde Lektor für Englisch an der Hochschule für Chemie in Merseburg. — Dem Schliemannforscher Dr. Ernst Meyer hat die Universität Gießen zum 6. Januar 1964 das ihm vor 50 Jahren erteilte Dokortdiplom erneuert. Sie tat dies „in dankbarer Würdigung seines verdienstvollen Wirkens als Wissenschaftler“. — Dr. Meyer hat über 30 Jahre in Neustrelitz als Studienrat gewirkt und steht jetzt vor dem Abschluß seiner Biographie von Heinrich Schliemann, die aus den Quellen, seinen Büchern, Briefen und Tagebüchern gestaltet ist. — Hermann Harras, Boizenburg, wurde zum Studienrat ernannt. — „Anläßlich des Imkertages des Großkreises Heidelberg — Mannheim — Sinsheim am 16. 2. 1964 in Heidelberg überreichte der Verbandsvorsitzende Dr. Gnüding Herr Dr. Ulrich Berner, Wilhelmsfeld, die höchste Verbandsauszeichnung*), das Zeidlermännchen, für seine Verdienste um die Förderung der heimischen Bienenzucht. Dr. Berner war erst vor kurzem 75 Jahre alt geworden (siehe SVDJ 9/1963, S. 258). Er hat als erster den indirekten Nutzen der Bienen zu errechnen gesucht. Seine Publikationen über die Geschichte der Bienenzucht und über Trachtverbesserung sind weit verbreitet. Wir freuen uns über diese Auszeichnung für unseren Mitarbeiter und gratulieren ihm herzlichst. Leser, Verlag und Schriftleitung des SWDI.“ — Claus-Rainer Pohl, Sohn von Dr. med. Günther Pohl, Bochum-Gerthe, bestand am 1. 2. 1964 die Reifeprüfung und ging am 1. 4. 1964 zur Kriegsmarine mit dem Ziel, aktiver Marine-Sanitäts-Offizier zu werden. — Die beiden Töchter des Prokuristen Franz Schubert, Wuppertal-Langenfeld, Enkelinnen von Studienrat Schubert, Neubrandenburg, bestanden das Abitur. Die älteste wird in Marburg Medizin, die jüngere in Bonn Russisch und Französisch studieren.

Geburtstage

Der Caroliner Franz Wegener, Mexiko, D. F. Cordoba Nr. 188, begeht am 1. Juni 1964 seinen 87. Geburtstag. Sein großer Wunsch, den Lebensabend in seiner mecklenburgischen Heimat zu verbringen, ist ihm vom Schicksal versagt worden. Wir grüßen ihn und gratulieren ihm herzlich. Er ist übrigens ein Verwandter von Mathilde Wegener, der aus Neustrelitz stammenden späteren Lyzeumsdirektorin Mathilde Wegener, über die wir im nächsten Heft einen Abriß ihres Lebens bringen werden. — Am 12. März d. J. konnte die Mutter unseres Caroliners Hans Hacker in Neustrelitz ihren 90. Geburtstag feiern. Ihr Sohn weilte an diesem Ehrentage nebst Frau und Tochter bei ihr. — Oberstudiendirektor i. R. Dr. Otto Mehr, Schwerin, beging am 19. Februar 1964 seinen 80. Geburtstag. Er leitete viele Jahre das Realgymnasium in Schwerin und war über seine Fachkreise hinaus als eine starke Persönlichkeit im Erziehungswesen bekannt und gewürdigt. Wir gratulieren ihm nachträglich herzlich und wünschen ihm alles Gute für seinen Lebensabend. — Frau Diesow, Neustrelitz, Witwe unseres 1948 verstorbenen Caroliners Diesow, konnte im März d. J. ihren 70. Geburtstag begehen. — Studienrat i. R. Dr. Ulrich Berner konnte vor einiger Zeit in voller Frische seinen 75. Geburtstag in Wilhelmsfeld bei Heidelberg begehen. Er steht noch mitten in der wissenschaftlichen Arbeit, wie sich aus der Rezension in Heft 38 des „Carolinum“, S. 124, ergibt, und ist insbesondere auch auf dem Gebiet der Bienenzucht aktiv tätig. Wir wünschen ihm weiterhin volle Kraft und Gesundheit für sein Werk. — Studienrat i. R. Joh. Köhler, Baden-Baden, wird am 31. 8. 1964 den 80. Geburtstag feiern können. Wir gratulieren ihm von Herzen und wünschen ihm weiterhin alles Gute, vor allem Gesundheit, für seinen Lebensabend.

*) Es handelt sich um den Landesverband Badischer Imker. Das Zeidlermännchen ist eine Nachbildung einer mittelalterlichen Steinskulptur eines Zeidlers (Imkers) aus dem Nürnberger Reichswald.

Gestorben

Unser alter Caroliner, der Hotelier **Rudolf Stübinger**, ist an einem Herzinfarkt im Frühjahr 1964 gestorben. Mit ihm ist ein Mann dahingegangen, der allen Neustrelitzern als ein stets freundlicher und zuvorkommender Hotelwirt bekannt war. In seinen schönen Räumen und in dem zum Tiergarten führenden Garten haben viele von uns glückliche Stunden genossen. Schon in unserer Jugendzeit wurde das Hotel von seinem Vater in vorbildlicher Weise geführt. Der ältere Bruder von R. Stübinger, ein äußerst tüchtiger Arzt, wurde mitten aus dem vollen Schaffen im Alter von etwa 50 Jahren aus dem Leben gerissen. — Die Lehrerin i. R. **Ruth Kehnscherper** geb. Steffen, frühere Lyzeistin, starb in Neustrelitz im Alter von 71 Jahren. — Der Amtsgerichtsrat a. D. **Paul Hoppenhöft**, geb. 18. 1. 1895, ist am 30. 4. 1963 in Hamburg gestorben. Nach langem Einsatz im ersten Weltkrieg studierte er in Rostock Jura, machte sehr pünktlich das Referendar- und Assessorexamen und wurde dann ein angesehenen Rechtsanwalt und Notar in Plau (Mecklenburg). — Völlig unerwartet verstarb unser alter Caroliner der schwerkriegsbeschädigte Gartengestalter **Ludwig Scheel** in Berlin im 53. Lebensjahr. Wer ihn kannte, weiß, daß er ein sehr pflichtgetreuer und ernster Mensch war. Als ihm im letzten Weltkrieg eine notwendig gewordene Amputation die für seinen Beruf eigentlich unentbehrlichen Glieder nahm, wurde er noch stiller und in sich gekehrter und wir dürfen annehmen, daß die für sein Leben aufzubringende Kraft ihn schließlich verzehrt hat. Wir wollen seiner in Liebe und Treue gedenken. — Die Familie Scheel hat eine Reihe von Carolinern gestellt. Manchem von uns wird noch sein Onkel, der Marine-Ingenieur Scheel ein Begriff sein, Klassenkamerad von Konrad Seidel, Harald Banse und vielen anderen, der täglich von Alt-Strelitz zu Fuß zur Schule kam. — Im Juni verstarb plötzlich der Kreis-Apotheker **Mechsner** in Neustrelitz, Vater von Hans-Christian Mechsner. — Am 2. Februar 1964 ist **Klara Knacke** geb. Zerbst, die Mutter unserer drei Abiturienten Otto, Werner und Rudolf Knacke entschlafen. Ein Leben voller Fürsorge und Aufopferung liegt hinter ihr, das trotzdem von tiefer, innerer Freude erfüllt war und in seinem nicht leichten Schicksal stets eine gottgewollte Aufgabe für sie war. Der Kriegertod ihres Sohnes, unseres unvergeßlichen Dr. jur. Otto Knacke, war der härteste Schlag, der sie traf. Möge sie in Frieden ruhen. — **Mechthild Werner**, Tochter des Superintendenten Theodor Werner und seiner Frau Irmgard geb. Bahlcke, Celle, ist nach einer Operation im Alter von 28 Jahren gestorben. — **Curt Wendland**, früher Liepen in Mecklenburg, ist nach einem Verkehrsunfall am 28. Dezember 1963 im Alter von 82 Jahren heimgegangen. — Studienrat a. D. **Bruno Jantzen**, Warm sand via Upington, C. P., South Africa, ist im November 1963 gestorben. — **Irmgard von Harling**, Schwester unseres Caroliners Eberhard von Harling, ist am 8. Januar 1964 im 67. Lebensjahre verstorben. Sie besuchte das Neustrelitzer Lyzeum. — Am 17. Februar 1964 wurde von ihrem schweren Leiden erlöst **Annalise Basedow**, geb. **Wiencck**. Den älteren Neustrelitzern und Carolinern wird sie noch in Erinnerung sein in ihrem bescheidenen, zurückhaltenden Wesen, das so reich aus der inneren Quelle eines reinen Herzens gespeist wurde. So verbreitete sie ein ruhiges Glück um sich, das sie sich und ihrem Mann und den Ihren auch dann noch zu erhalten suchte, als schon vor Jahren die sehr schmerzhaft Krankheit von ihr Besitz nahm. Da wurde sie zur stillen Dulderin, die gefaßt und mutigen Herzens ihr Schicksal trug. Über ihrem Erdenleben könnten die Verse von Heinrich Heine stehen:

„Du bist wie eine Blume,
So hold und schön und rein;
Ich schau dich an, und Wehmut
Schleicht mir ins Herz hinein.

Mir ist, als ob ich die Hände
Aufs Haupt dir legen sollt,
Betend, daß Gott dich erhalte
So rein und schön und hold.“

Nun ist das Ewige ihres Wesens frei vom kranken Erdenleibe zu neuem Werden emporgestiegen zurück zu seinem Ursprung. Wir werden ihrer in Dankbarkeit gedenken.

(W. Cordua)

Kapitänleutnant Jürgen-Dietrich Siehl, geboren in Neubrandenburg, Sohn von Oberst a. D. Friedrich Wilhelm Siehl, ist an den Folgen der in Bergen-Hohne erlittenen schweren Verwundung am 11. April gestorben. Wir trauern um ihn, der im Dienst für die Heimat sein Leben gelassen hat. — Unser alter Caroliner Andreas Peters ist im gesegneten Alter von 88 Jahren heimgegangen. Er wurde in Hannover beigesetzt. — Die 90 Jahre alte Mutter unseres treuen Caroliners Hans Hacker ist vier Wochen nach ihrem 90. Geburtstag gestorben. — Marie Luise Haberland, Witwe des Dr. med. Macdonald, ist am 24. Februar 1964 in ihrer Wahlheimat England verstorben. Am 4. April wäre sie 83 Jahre alt geworden. Sie war die älteste und letzte Tochter unsere Professors „Knöker“ Haberland. Sie wird betrauert von drei Kindern, vier Enkeln und drei Urenkeln. Bis zuletzt, obwohl seit zwei Jahren fast erblindet, war sie stark an unseren Carolinerheften interessiert. — Zahnarzt Werner Reincke, Bruder von Studienrat i. R. Erich Reincke, alter Malchiner Abiturient, ist nach langem, schwerem Leiden verstorben. Er studierte in Rostock und Göttingen, war im ersten Weltkrieg Kompanieführer und wurde schwer kriegsverletzt. — Studienrat Brünjes, früher Neubrandenburg, ein Freund unseres „Carolinum“, ist im Februar verstorben. — Wie wir erfahren, ist zu Beginn des neuen Jahres der alte Caroliner Pastor Emeritus Karl Ferdinand Rechlin in Pinnow bei Schwerin verstorben. K. F. Rechlin studierte vor allem in Rostock Theologie. Er war ein froher, aber doch ein äußerst strebsamer Student und vor allem ein durchaus aufrechter Charakter. Mit dem „Carolinum“ hat er die Verbindung bis in die letzte Zeit aufrecht erhalten.

Aus Briefen

Martin Breest: Ich möchte aus Heft 39, das mich in allen Beiträgen interessiert, diesmal die Schilderung vom Malchiner Realgymnasium hervorheben, weil sie so klar das Leben und die Entwicklung nachzeichnet und auf trockene Zahlen verzichtet. — Sigrid Schmidt geb. Rogge: Mit außerordentlicher Freude las ich den Artikel über den Bildhauer Otto Flath. Tief bewegt kann ich immer wieder seine wunderbaren Werke betrachten. Welche Kraft und innere Ausgeglichenheit des Künstlers zeigt sich in der Schönheit und Vollkommenheit seiner Schöpfungen. Uns beide, meinen Mann (der Kinderarzt ist) und mich hat der Vortrag von Hermann Brunswig über den Humanisten brennend interessiert. — Joseph Walchhütter: Im August hatte ich die große Freude, nach 60 Jahren den alten Schulfreund Studienrat i. R. Ernst Preuss bei mir begrüßen zu können. Es wurde so manches Jugenderlebnis wieder wach. — Wolfgang Pischner (Australien): In Lübeck beendete ich 1949 das Abitur auf dem Johanneum, lernte in Hamburg Kaufmann und wanderte 1951 nach Australien aus, wohin mir meine Eltern 1953 folgten. Die erste Zeit war schwer. Bald nachdem wir uns wieder ein eigenes Haus gekauft hatten, starb mein Vater an einem Herzinfarkt. Ich bin schon viel in Australien herumgekommen und habe unendlich viel Schönes und Großes gesehen, von der dorrenden Wüste im Innern bis zu den tropischen Wäldern in Nord-Queensland und den Snowy Mountains in N. S. W. Ich bin bei einer der größten Maklerfirmen in Adelaide tätig. — Dr. Ulrich Berner: Meine Familie stammt aus der Grafschaft Ruppin, in die mein Urahn vor beinahe 300 Jahren aus Utendorf in der Schweiz eingewandert ist, und zwar nach Lindow, etwa 15 km von der Mecklenburgischen Grenze. . . . von 1928—1934 war ich am Carolinum tätig, von 1934 bis zum Kriegsende an der Oberschule in Teterow, die ich von 1941—1943 kommissarisch geleitet habe, bis ich infolge einer Denunziation dieses Amtes enthoben wurde. — Dr. H. Constantin Blanck: Die „Blätter für Kultur und Heimat“ sind mir ein wahres Labsal. Der Aufsatz von Korvettenkapitän Brunswig über die Deutsche Flagge (Nr. 37) ist ein Meisterwerk, aber auch sonst finde ich viele schöne Aufsätze. — Hans-Joachim König: Am 1. März 1939 habe ich am Carolinum (humanistischer Zweig) das Abitur gemacht. Krieg und Nachkriegsereignisse haben mich dann nach Württemberg verschlagen. In französischer Kriegsgefangenschaft machte ich das Hebraicum und studierte von 1947—1951 in Tübingen evangelische Theologie, wurde Vikar und bin nun seit 10 Jahren Pfarrer der württembergischen Landeskirche in Crailsheim. Ich erinnere mich gern meiner alten Lehrer, denen ich viel verdanke und auch

meiner Schulkameraden, von denen ich leider nichts mehr erfahren habe. Ich bin mit einer Stettinerin verheiratet und habe vier Söhne. — Wolfgang Sponholz: Ich wohne seit einigen Monaten in Lübeck. Im Januar 1963 habe ich die Studienreferendarin Helga Bechstein aus Göthingen geheiratet, die an der Ernestinenschule, Gymnasium für Mädchen, tätig ist. Ich befinde mich im letzten Ausbildungsabschnitt für das juristische Assessorenexamen. — Dr. Rudolf Lütth: Prof. Wossidlo führte einen Kampf mit der großherzoglichen Regierung um Unterstützung seines Werkes. Später wurde er dann durch die Verleihung des Brinckman-Preises der Stadt Rostock im Jahre 1922 und durch die Gründung der Wossidlo-Gesellschaft geehrt. — Joh. Köhler: Besonderen Dank für die Bilder des Bildhausers Flath in Heft 38. Der Verfasser des zugehörigen Artikels ist Caroliner. Real oder Gym? [Realgymnasium, etwa 76 Jahre alt.] Ich besuchte mein altes Freiburg, wo ich vor 120 Semestern civis academicus wurde. Bis auf das Münster, die Tore und die alte alma mater erkannte ich es nicht wieder. — Willy Honig: Mein Klassenkamerad Erich Thomas wurde im ersten Weltkrieg als Unteroffizier am rechten Oberschenkel schwer verwundet und lag dann einige Zeit im Carolinerstift in Neustrelitz. Jetzt haben wir ihn ja in New York wieder entdeckt. Chamfort sagte einmal: „Der verlorenste aller Tage ist der, an dem man nicht gelacht hat.“ Über eine kleine Geschichte im Unterricht bei unserem lieben Karl Nahmmacher lachte Erich Thomas ganz eigenartig auf. Die Eintragung im Klassenbuch lautete: „Der Schüler E. T. stößt einen Ton aus zwischen einem Ochsengebrüll und einer Automobilhupe.“ — Otto Putzierer: Ich bin von Ostern 1904 bis Oktober 1914 Angehöriger des Gymnasiums Carolinum gewesen. Desgleichen hat mein Vater Otto Putzierer, früher Neustrelitz, Töpferstraße 8, das Gymnasium und von Quarta ab, das Realgymnasium in den Jahren 1880–1886 besucht. Seit 1919 bin ich in Köln ansässig. — Prof. Dr. Karl Grobbecker: Ich bin der jüngste der Wesenberger Stammlinie der Grobbeckers, von denen fünf Brüder das Carolinum besucht haben. 1. Adolf Grobbecker, geb. 12. September 1889, Sanitätsrat Dr. med. dent., der noch immer seine Praxis in Frankfurt/Oder ausübt; er hängt mit großer Liebe an seinem Beruf, obwohl er gesundheitlich nicht mehr der stärkste ist. 2. Richard Grobbecker, geb. 21. Januar 1891, Abiturient etwa 1910, studierte Philologie, wurde 1914 Kriegsfreiwilliger und fiel als Leutnant 1916 in Flandern. 3. Hermann Grobbecker, geb. 21. April 1893, wurde Elektro-Ingenieur und ist heute noch im Dienst. 4. Hans Grobbecker, geb. 27. Juni 1897, Abitur 1917, studierte Philologie, promovierte und wurde Studienrat. Er wurde schwer kriegs-verletzt im ersten Weltkrieg und leidet heute noch sehr an den Folgen. 5. Karl Grobbecker, geb. 7. November 1921, studierte Landwirtschaft und habilitierte sich. — Alle denken gern an ihre alte Schule in der Glambecker Straße zurück, an den großen Schulhof mit den sich balgenden Jungen und zur Ordnung rufenden Lehrern, an Nigen-Strelitz und das Land Dörchläuchtings, an ihre verdienten Lehrer und damaligen Gefährten in Freud und Leid. — Charlotte Bauer: Unser letztes Caroliner-Treffen (in Berlin am 14. November 1963) war so gut besucht, daß der Raum bald nicht mehr ausreichte. Es müßten nur die jüngeren Jahrgänge noch mehr daran teilnehmen, denn sie sind doch die künftigen Traditionsträger. — Harald Bansa: Ich denke immer wieder an unsere schöne Jugendzeit zurück. Wie waren wir damals unbeschwert und fröhlich, trotz der steten Angst vor dem nächsten Extemporale. Und dazu die unregelmäßigen griechischen Verben! — Willi Kaiser: Von einem Schulkameraden erhielt ich das Sonderheft des „Carolinum“ 1959 zugesandt. Ich war von 1912–1918 auf dem Carolinum (Jahrgang 1901) und bitte um Aufnahme. Wann findet wieder ein Treffen statt? — Hans Meese: Jeden einzelnen weht Heimatluft an, sobald er ein neues Heft in Händen hält, jeder wandelt alte Straßen und liebvertraute Wege, besucht bekannte Gebäude und trifft alte Freunde und Gefährten, die ihm in der Jugend Weggenossen waren. Welche Zeitschrift kann sich ähnlicher Vorzüge rühmen? — Hans Borlisch: Die größte Schwierigkeit des Komplexes „Moderne Musik“ scheint mir darin zu liegen, daß es schwer oder gar nicht eindeutig zu definieren ist, was man überhaupt unter „Moderner Musik“ verstehen soll. Frank Martin schreibt ganz anders etwa als Cesar Bresgen, Messiaen anders als Hermann Schröder oder Pepping. Alles geht aber unter dem Begriff „modern“. Hier eine Klärung herbeizuführen, ist schwierig. — Konrad

*Hausmeister Karberg
betritt die Oberprima
des Carolinums (Rg)
während des Unterrichts*



Seidel (aus einem Brief vom 20. August 1963, geschrieben acht Tage vor seinem Tode): Ich bitte folgenden alten Carolinern Grüße von mir auszurichten: Hermann Brunswig, Paul Steinmann, Harald Banse, Robert Buhrow. Gar zu gerne möchte ich noch einmal unsere schönen Seen und Wälder sehen. Ich denke oft an unsere fröhlichen Ausflüge nach Weisdin, Hohenzieritz, Prälank usw. zurück. Meine Tochter hat mir übrigens die Schallplatte „Der große Zapfenstreich“ geschenkt. Das Locken hierzu habe ich ja als Schüler getrommelt. — Prof. Dr. E. U n g e r : An der Universität Jena werde ich über meinen vor mir entdeckten Siegelzylinder mit einem Keilschriftkommentar, dem einzigen, der bisher existiert und der Personen und Handlung kommentiert, sprechen. In den „Sitzungsberichten des 25. Moskauer Internationalen Orientalistenkongresses“, die soeben erschienen sind, ist mein Vortrag in einer Ausführlichkeit wiedergegeben worden, die zeigt, daß die russischen Kollegen Prof. Strüve und Diakonoff sich von der Bedeutung meines Vortrages überzeugt haben. Sie haben ihn mit fünf Bildern auf zehn Seiten veröffentlicht. — Dr. B e r g e r t : Ich habe seit Jahr und Tag den schriftlichen Verkehr mit meinen Behörden in Kleinschreibung erledigt, habe sogar das Urteil unter die Abiturienten-Aufsätze in Kleinschreibung darunter gesetzt: nie hat jemand etwas dagegen eingewandt! Das ist doch in der Tat recht tolerant. Denn wenn auch die Konferenz der Kultusminister sich jetzt für die Reform ausgesprochen hat, so gibt es unter den Schulräten noch Gegner Als 1948 Dänemark als vorletzter Staat die Kleinschreibung anordnete, da machten viele alte Leute und ein Teil der großen Zeitungen, darunter die größte, nicht mit. Feierlich hallte ihr Schwur: nie! — Aber was heißt nie? Schon sieben Jahre später kroch die letzte Zeitung, unter dem Druck ihrer Leser zu Kreuze: Sie schrieb klein! — Haben wir erst eine ministerielle Verordnung, dann wird sich die neue Rechtschreibung leicht einbürgern. Wenn die Angehörigen der deutschsprachigen Staaten das dargebotene Geschenk ablehnen, ist es ihre Sache!

Wie sagt Schopenhauer: „Dummheit muß pein leiden!“ — Herzog Christian Ludwig: Irgendwie anstößig finde ich die Erinnerungen von Niklas Nothnagel nicht, aber für mich ist die Form reichlich verschroben. — Hans-Dieter Schäfer: der Stil von Niklas Nothnagel hat mir sehr gefallen. Er erinnert mich an die Art von Ernst Heimeran z. B. in seinem Buch „Stillvergnühtes Streichquartett“. — Dr. Hans Stichel: Das Frankfurter Treffen am 4. 4. unter der Leitung von Frau Inga Brunswig fand diesmal im Café Wessinger, Neu-Isenburg, statt und verlief sehr harmonisch. Zum ersten Mal erschienen Herr Hellmuth Biermann und Frau aus Wiesbaden. Auch die jetzige Frau Rosemarie Meintker geb. Schäfer war gekommen, Auskunft über das Frankfurter Treffen gibt Frau Inga Brunswig, Frankfurt/Main, Freseniusstraße 9, evtl. auch ich.

Verschiedenes

Von der Deutschen Staatsbibliothek, Berlin, Unter den Linden 8, erhielten wir im Austausch die „Weimarer Beiträge, Heft 1, 1964; von der Universität Rostock die „Wissenschaftliche Zeitschrift“ Jg. 12, 1963, Heft 4. Hierin: Ulrich Bentzien: Elemente der modernen Technik in der mecklenburgischen Volksdichtung. — Die Universitätsbibliothek Halle übersandte dem Archiv des „Carolinum“ das aus drei starken Bänden bestehende Werk „450 Jahre Martin-Luther-Universität Halle—Wittenberg“ als Geschenk. Die Bände sind sehr gut ausgestattet und mit vielen Bildern versehen, die besonders aus historischen Gründen unser Interesse in Anspruch nehmen. So finden wir im 1. Band die vollständige Wiedergabe des Gründungsprivilegs Maximilian I. vom 6. Juli 1502 für die Universität Wittenberg, das Bild Luthers als Mönch aus dem Jahre 1521, das Titelbild seiner von ihm 1518 herausgegebenen „Deutschen Theologie“. Weiter erscheinen im Bilde Ulrich von Hutten (1488—1523), Johann Reuchlin (1455—1522) und der große Erasmus von Rotterdam (1466—1536) und auch Thomas Münzer (1490—1525). Wir sehen die Abbildung eines Holzschnittes von 1611 mit Schloß und Schloßkirche von Wittenberg, Wittenberger Studenten in ihrer Tracht aus den Jahren 1500, 1600 und 1700. Ein kurzer Abriss von Prof. Dr. Dr. Häusler führt uns in die Geschichte der Slawistik an der Universität Halle ein, die durch eine Cabinets-Ordre Friedrich Wilhelm II. vom Jahre 1796 begründet wird. Den wenigsten wird bekannt sein, daß die Universität Halle ein Tierzuchtinstitut besitzt. Die Hauptstallungen entstanden in den Jahren 1865—1884. Nach 1945 hat das Institut zwei Versuchsgüter, Redegast und Iden, hinzubekommen. — Dr. med. A. Tammschenkte dem Archiv das mit ganz herrlichen Bildern aus Mecklenburg ausgestattete Buch: Ernst Schäfer, Mecklenburg und sein Handwerk, Verlag der Nation, Berlin, 157 S. Es umfaßt das ganze heutige Mecklenburg, also auch Greifswald, Sassnitz, Anklam, Prenzlau, Stralsund. — Im Frühling 1913 machten in Rostock die privaten höheren Töchter Schulen städtischen Mädchenoberschulen Platz. Eine von ihnen wurde „Lyzeum mit Studienanstalt“. Diese, eine Schöpfung humanistischen Typs, erhielt Universitätsberechtigung. Sie wurde von Direktor Dr. Gerhardt geleitet, nach dessen Pensionierung Oberstudiendirektor Dr. Paul Alms das Zepter übernahm. Unter seiner Ägide veranstalteten die damaligen Schülerinnen in Koblenz im Sommer 1963 ein festliches Treffen zur Erinnerung an die Gründung vor 50 Jahren. — Von einem Treffen der alten Caroliner in Berlin am 14. 11. 1963 sandten 40 Caroliner Grüße. — Am 4. Oktober 1964 wird die Altschülerschaft der Neubrandenburger Höheren Schulen das zweite Treffen durchführen, und zwar in den Maschsee gaststätten in Hannover. Anmeldungen werden so früh wie möglich erbeten an Prokurist Franz Schubert, Wuppertal-Langerfeld, Starenstraße 8c. — Zu unserem Bedauern haben wir festgestellt, daß Postsendungen, die uns zugesandt wurden und solche, die wir absandten, nicht immer das Ziel erreicht haben. Wir bitten daher, bei wichtigen Briefen die Sendung als Einschreiben zu schicken. Wir machen auch darauf aufmerksam, daß in Göttingen, abgesehen von einem Stadtzentrum, Landbestellung vorherrscht, also nur einmal am Tage bestellt wird. — Wir machen darauf aufmerksam, daß alle Postämter das Gewicht genauestens kontrollieren. Das „Carolinum“ hat seit der Postgebührenerhöhung erhebliche Gelder für Nachgebühren bezahlen müssen!

Albert Stecher 95 Jahre!

Schon anlässlich seines 90. Geburtstages berichteten wir in Heft 30, Seite 105, kurz über die Schulzeit, die unser Senior, Albert Stecher, von Octava bis Obersekunda auf unserem Carolinum verbrachte, und über seinen beruflichen Werdegang, der fast fünf Jahrzehnte bewährter Pflichterfüllung umfaßt.

In dieser Lebensbewährung ist er sich seitdem treu geblieben, und mit der Fülle seiner Erinnerungen und Erfahrungen verbindet sich in ihm eine Persönlichkeit, die über allen Zeitenwandel hinweg schlicht in sich selber ruht und menschlich aufgeschlossen tief in heimatlicher Verbundenheit wurzelt. So sahen wir ihn auf unserem 2. Marburger Treffen 1959, und so begegnen wir ihm alljährlich im kleineren Kreise der in Lübeck sich treffenden Caroliner. Und wer ihn in seinem von seiner Tochter, Frau Hildegard Neckel, betreuten Heim in Mölln, Schmilauer Straße 28, besucht, findet eine Gastfreundschaft vor, die ihresgleichen sucht. Hier erzählt er mit stillem Humor und manchen Anekdoten und Zitaten gewürzt von dem Neustrelitz seiner Jugend, die er in der noch urwüchsig in einer Teich- und Gartenlandschaft endenden Bruchstraße verlebte, von seinem unvergeßlichen Kirchenchor, seinem Schulabgang und Eintritt in die Strelitzer Batterie im Jahre 1887. Er erzählt zuweilen auch von den lokalhistorischen Gesprächen in einem stadtbekanntem Zigarrenladen, vom alten Offizierskasino und von den wahrhaft menschlichen Zügen, die das Verhältnis zum Strelitzer Fürstenhaus gegenseitig auszeichneten. Die Verbindung zu seiner Heimatstadt hält er auch heute noch durch manche Korrespondenz, u. a. mit seinem alten Kameraden Curt Unterstein, dem Vater unseres gefallenen Caroliners Axel Unterstein, aufrecht. Und seine größte Freude ist es stets, wenn ihn Neustrelitzer besuchen. Aber auch Freunde und Bekannte aus Neubrandenburg, der Wirkungsstätte seines in der Kriegsgefangenschaft verstorbenen Schwiegersohnes, Rechtsanwalt Neckel, sind ihm jederzeit herzlich willkommen, ebenso wie der große Kreis seiner Verwandten und Bekannten aus Lübeck und der lauenburgischen Heimat seiner verstorbenen Gattin, nicht zu vergessen die ehemaligen Regimentskameraden, die unter den alljährlichen Gratulanten nicht fehlen.

Albert Stecher liest viel und zeichnet auch gern. Für seine beiden Urenkel, Wulf (10 Jahre) und Antje Neckel (5 $\frac{1}{2}$ Jahre), bastelt er Bilderbücher, und täglich — auch im Winter — wandert er zwei bis drei Stunden lang in die wald- und seenreiche und ihm daher so heimatlich vertraute Umgebung Möllns. Im Sommer verbringt er mehrere Wochen in der Lüneburger Heide, und es ist, als ob er aus dieser Naturverbundenheit immer neue Kraft schöpft für seinen weiteren Lebensabend. Dazu wünschen wir Caroliner ihm von Herzen Glück! Wir werden alle in Gedanken bei ihm sein und mit ihm in heimatlichen Erinnerungen wandern, wenn er am 21. September d. J. sein 95. Lebensjahr vollenden wird!



Aus: Ergänzungen zu den Stammbäumen von Becker's, Schulz's und Rümker's

Vorgelesen am ersten Beckerschen Familientag in Rostock am 7. August 1938
von Pastor em. Andreas Becker

Hier will ich die oft an uns gestellte Frage beantworten, wie wir mit dem großen Forscher und Troja-Ausgraber Heinrich Schliemann verwandt sind.

Die älteste leibliche Schwester von Vater heiratete einen Präpositus Schliemann in Kalkhorst. Dessen Bruder Ernst Schliemann war Pastor in Ankershagen und der Vater von Heinrich Schliemann. So wurde also eine geborene Becker, Vaters Schwester, zur Tante von Heinrich Schliemann. Dieser ist zwar in Neubuckow geboren, aber seine Kindheit hat er in Ankershagen verlebt, das auch unsere Heimat ist. Sein Vater war der Vorvorgänger unseres Vaters. Sehr hübsch schildert Heinrich Schliemann seine Erinnerungen an das sagenreiche Ankershagen, die in dem kleinen Büchlein „Der Morgen“, Jugenderinnerungen deutscher Männer, enthalten sind. (Wir besitzen dieses Buch).

Dr. Meyer veröffentlichte im Jahre 1931 in den Mecklenburgischen Monatsheften einen Aufsatz: „Heinrich Schliemann's Besuch in Ankershagen i. Jahre 1883.“ Ich war damals schon Student in Rostock und habe diesen Besuch nicht selbst erlebt, kann mich aber noch gut auf manche Einzelheiten besinnen, welche die Meinigen mir davon erzählten. Im Sommer 1883, also mit 61 Jahren, suchte Heinrich Schliemann mit seiner Familie seine Heimat auf. Für sechs Wochen quartierten sie sich alle im Pfarrhaus bei Vater ein, seine Frau, die Griechin Sophia Kastromenos, sein Sohn Agamemnon und die Tochter Andromache sowie ein Bruder seiner Frau. Schliemann verlangte ein Fuhrwerk von Vater sowie ein Reitpferd und bezahlte 1000 Thaler Pension. Zu Tisch mußte es stets Rotwein geben. Schliemann goß sein Glas so voll, daß der Wein übertrieb und nannte dies den „bekränzten Becher der Hekuba“. Beim Mittagessen pflegte er geschichtliche Aufgaben und Scherzfragen zu stellen und die richtige Antwort belohnte er mit einem Goldstück. So hat sich meine Schwester Magdalene manches 20-Mark-Stück dabei verdient. Auch Paul (Christoph?) durch Botengänge und die Antwort auf die Frage, wie hoch der Sinai sei: „Dat kann kein ein weiten.“ Im Dorf suchte Schliemann seine alten Spielgefährten auf und unterhielt sich gern mit ihnen in Platt, auch im Pfarrhaus durfte mit ihm nur Plattdeutsch gesprochen werden. Eines Tages ritt Schliemann in Penzlin beim Gasthaus vor und verlangte ein Glas Wasser. Der Ober wimmelt ihn ab, sieht aber, daß Schl. einem Jungen, der das Pferd halten muß, solange Schl. aus seinem Hut Wasser trinkt, 20 Mark gibt.

Großen Eindruck machte Schliemann's Schwager, als er ein Fuhrwerk, das unrettbar feststeckte, aus dem See heraushob.

Nun noch eine andere Beziehung der Beckers zu einem großen Mecklenburger, nämlich zu Fritz Reuter. Ein Sohn von Vaters oben genannter Schwester Magdalene Becker und Präpositus Schliemann war verheiratet mit Caroline Kuntze, einer Schwester von Luise Reuter geb. Kuntze, Fritz Reuters Frau. Also ist ein Vetter von mir ein Schwager von Reuter.

Naklapp von Lübeck (2. 11. 1963)

Ut mine Muskist

Schnurz, schriwwt mi min Fründ Michel, du möst to dat Caroliner-Dräpen nah Lübeck kamen. Oewer vörher revidier din Muskist noch ehs, denn wie kriegen in Lübeck hogen Besök von ehnen ollen Caroliner, de vör ehn halw Johrhunnert up de Prima-Bänk säten hedd. Du müßt denn dor wat up't Tapet lengen.

Ick hal mi also mine Muskist von'n Boehn und sortier mi de Raritäten johrgangwies dörch, legg de scharpen Saken glik to Sid, dat ick nich wedder dat Kalw in't Oog schlag. So kam ick bi dat Rümmersöken in de bünnelste Eck von min Muskist an denn Primaner-Johrgang 1913 und find dor ehnen Brew, de up dat Lübecker Carolner-Dräpen wedder bannig aktuell worden is und dorüm wil ick em jug nich vörentrollen.

Von de Empfängerinnen hew ick Absolution krägen und de dunmalige Primaner hedd mit mi tohop ne schöne Buddel Rotspohn drunken, so dat ick wägen min Indiscretion kehn Gefohr seh.

den 10. IV. 1913

Gymnasium Carolinum

Ihr lieben kleinen Mädels!

Habt recht herzlichen Dank für Eure lieben Briefe, auf die wir schon sehnsüchtig gewartet haben. Es tut mir aber sehr leid, daß du, kleine Irmgard, nicht an mich schreiben darfst. Übrigens find ich es ziemlich komisch von deinem alten Herrn, aber er wird wohl seine Gründe dazu haben. Mir wirst du es wohl hoffentlich nicht übel nehmen, wenn ich an dich schreibe, oder sollst du mir vielleicht sagen lassen, daß ich es auch nicht tun soll?

Wo ich diesen Brief schreibe, ahnt Euer kindliches Herz wohl nicht! Ich sitze nämlich im Karzer. 4 Stunden im Karzer von $\frac{1}{2}$ 3 bis $\frac{1}{2}$ 7. Unsere schöne Kneipe am Sonnabend ist uns nämlich nicht grade gut bekommen. Die Sache ist der Schule angezeigt worden, hat auch in der Zeitung gestanden, und alle Primaner, die dabei beteiligt sind, haben 4 Stunden bekommen.

Ich sitze hier in der Penne, eingesperrt wie ein Verbrecher und denke und schreibe an Euch kleine, süße Mädels.

Eigentlich soll ich ja arbeiten, denn ich habe ordentlich was aufbekommen, aber dies macht mir mehr Plaisir. Im übrigen bin ich ganz gut versorgt, hab Kuchen, Buttersemmel, Apfelsinen usw. In einer Stunde kommt Werner Stein und bringt auch noch etwas zu naschen.

Ihr seht also, ich leide hier durchaus keine Not. Im Nebenlokal sitzt Arthur Schulze, ein Haus weiter Ulrich Becker. Werner kommt erst am Dienstag an die Reihe, es sitzen nämlich an jedem Tag nur 3.

Nun lebt wohl, da ich auch einmal an meine Strafarbeit denken muß und schreibt bald einmal wieder.

Euer treuer ? ?

2te Auflage

Liebe Kinder!

Meine Strafarbeit habe ich fertig und auch schon an Rudi und Mox einen langen Brief geschrieben. Die Uhr ist bereits halbsechs durch und so habe ich nur noch eine Stunde vor mir. Mox Reichelt brachte mir vorhin Kuchen und eben kam Werner Stein mit schönen Schokoladenstangen und Schokoladen-Zigarren. Die schönen Sachen werden alle per Strick, den ich herunterlasse, zu mir hinauf befördert.

Am Montag war Lilly im Theater. Wir haben sie aber nur einen Augenblick gesprochen. Das Stück war einfach blendend. Morgen kommt Käthe zum Ball. Ich

weiß noch nicht genau, ob ich mit Werner zusammen hingeh. Am Montag muß das arme Kind zum Zahnarzt. Sie hat nämlich den ganzen Mund voll Zähne und da es ihr zu viel sind, will sie sich einige ziehen lassen. Schade, Kinder, daß es so weit bis Schwerin ist, sonst würden wir einmal rüberkommen und Leben in die Bude bringen.

Kuß und Schluß

Euer ? ?

Wiel nu de Dirn's von dunn noch all an'd Läben sünd und de Caroliner-Heften in de Finger kriegen, ward ick mi schön höden, se namentlich publik to maken. Und de Brewschriewer ? ?

Ick hew in Lübeck mit em, sin Fru und sin Jugendfründin (nee, Lotte, ick verrad di nich) an ehnen Disch säten und wie hewwen dat Weddersehn nah bald föfftig Johr schön fiert und männich ollen Schnack von früher vertellt.

Ick kann jug blot ünner denn strengsten Geheimsigel verraden, dat de Primaner von 1913 in spädere Johren ehn hochdekoriertes Admiral wesst is. Mir segg ick nich.

Schnurz

Dipl.-Ingenieur Walther Rieck, Bergisch-Neukircken b. Opladen, Hauptstraße 96, der die Aufstellung der seit 1906 fehlenden Abiturientenlisten übernommen hat, bittet nochmals alle Abiturienten des Gymnasiums Carolinum (G. u. Rg.), die noch nicht geantwortet haben, ihm den Termin des Abituriums und die Conabiturienten mitzuteilen. Postkarte genügt.

In Heft 41 werden die noch nicht mitgeteilten neuen Anschriften und Anschriften-Änderungen bekanntgegeben.

Schon jetzt weisen wir auf das 4. Marburger Treffen im Herbst 1965 hin. Treffen der Neubrandenburger am 4. Oktober 1964 in Hannover in den Maschseegaststätten.

Alle Briefköpfe müssen unbedingt die volle Adresse enthalten.

Jahresbeitrag für Caroliner 15,— DM, für den Ring der Freunde 12,— DM. In dem Beitrag ist die kostenlose und portofreie Lieferung des „Carolinum“, Blätter für Kultur und Heimat, eingeschlossen.

Redaktionsschluß für Heft 41 ist der 1. August 1964.

Dem Heft liegt wie immer eine Zahlkarte bei für Spenden und Säumige.

Postscheckkonto: Walter Blank, Kiel 1, Hamburg 21 80 06 für Carolinum.

Aus dem Inhalt des nächsten Heftes

Joh. Joachim Winkelmann (Begründer der Kunstgeschichte des Altertums) und seine Strelitzer Freunde und Schüler (Prof. Dr. F. Scheven).

Der Rostocker Maler Egon Tschirch (Ernst Adolf Dreyer).

Über den Ursprung und die Geschichte Malchins II (Dr. U. Fischer).